



# Bilder aus Livland

VON

A. L. v. T. R.

II. Folge

JOSEK & POLJEWSKY BUDA.

*ex libris*



**Baron Kruedener**



# Bilder aus Livland.

Von

**A. L. von T. R.**

---

II. Folge.

---

**Riga.**

Verlag von Jonck & Poliewsky.

1907.

Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei in Riga  
(Herderplatz Nr. 1).

*Est. A*

Yana Oikooli  
Raamatukogu

36254

I.

# Der Subskriptionsball.



**S**chneetreiben — echtes, nordisches, winterliches Unwetter!

Langsam, in dicken Flocken oder in wirbelndem Tanz rieselt es herab, ohne Unterbrechung, stundenlang, tagelang, alles begrabend unter gleichmäßig weißer Decke! — —

Dann erhebt sich der Sturm und weht — weht! — — —

Ueber die Flächen treibt er sie vor sich her in wilder Jagd, die Schneekristalle, häuft sie hier an zu haushohem Wall, füllt dort Schluchten und Bodenvertiefungen — ändert in kurzer Zeit den Charakter der Landschaft bis zur Unkenntlichkeit, so daß es selbst einem geübten Auge schwer fällt die Wegspur zu finden.

Dann folgt einem kurzen, grauen Tage rasch sinkende Dämmerung — tiefe Dunkelheit deckt die Fluren. — Stübmwetter, dies Gespenst nächtlicher Wintersfahrten! Nirgends ein Schimmer von Licht, eine menschliche Behausung zu erblicken, kaum, daß man die Hand vor den Augen sieht, so erfüllt ist die Luft von nassem Flockengeriesel oder scharfen Eiszadeln, welche der Wind ins Gesicht schlägt, athemraubend, augenblendend. Und während es draußen so tobt, wie zufrieden ist der, welcher, von schützenden Mauern umgeben, es sich in behaglich warmem Zimmer, an traulich brennender Lampe wohl sein läßt, kaum mit einem bedauernden Gedanken die streifend, welche ein schwerer Beruf oft Tag für Tag in das grauige Wetter, in die sturmgepeitschte Finsterniß und eisige Kälte hinausfendet — in den Kampf der Elemente, die dem Sterblichen, der sich hinauszwaigt, mit Vernichtung drohen.

Aber sie darf kein Hinderniß, keinen Aufschub kennen, die Post — diese große Errungenschaft der Neuzeit. Als Trägerin einer hohen Mission schlingt sie das Bruderband der Cultur und Civilisation um die Millionen Bewohner der Erde.

Und wie sie unter anderen Breiten Länder durchläuft auf blanker Schienenspur, Ströme überschreitet auf schwindelndem Bogenban, Meere durchschifft und Wüsten durchquert, so darf sie in unseren Gegenden sich nicht abhalten und schrecken lassen durch grundlose Frühlingsswege und strömenden Herbstregen, muß furchtlos über gefrorene Gewässer hinweg, wo vielleicht ein Eisloch noch nicht wieder festgefroren, eine Eispalte sich tückisch gebildet hat, muß mühsam nach verlorener Spur suchen in mondloser, schauriger Winternacht.

Und doch, wer möchte sie missen, die geregelte Postverbindung, welche vermittelt zwischen buntbewegtem Städteleben und weltabgeschiedener Landeinsamkeit, wo man oft wochenlang von jedem menschlichen Verkehr abgeschnitten ist. — Wer möchte sie entbehren, die Post, welche den Menschen mit dem Menschen verbindet, den Gedanken zum Gedanken trägt? Und nicht nur Trost bringt sie dem sehnennden Herzen, nicht nur Anregung schafft sie dem hungernden Geiste, Neues, Großes austreuend, wie eine Saat — in alle Verhältnisse greift sie mächtig ein, entscheidet manch ein Lebensloos, hinterläßt auch in dem engumfriedeten Dasein eine Spur.

Aus den dunklen Falten der Posttasche flattern sie heraus, die bedruckten und beschriebenen Blätter, verkünden entbrannte Kriegswuth und des Friedens Lächeln, Verheerung durch entfesselte Elemente und reichen Saatenstand, melden glühenden Sonnenbrand und drohenden Sturm, wecken Freude, säen Leid, bringen Hoffnung und Glück, Verderben und Schmach, Wolle und Seligkeit, Kummer und Noth, Segen und Fluch.

Doch auch sie sind nur Werkzeuge für des Ewigen Fügungen. Jeder lebt sein Schicksal, empfängt es aus Gottes Hand und glücklich der, welcher an eine höhere Macht glaubt, die seine Schritte lenkt, und der sagen kann: „Ich habe mein Schicksal lieb, auch wenn es mich durch Sturmesbrausen und dunkle Nacht führt — denn, ich fühle es, ich weiß es — es ist der Gang Gottes mit meiner Seele!“

\* \* \*

„Zum Ruckuck noch einmal, ist das aber eine verflixte Patience! Nun mache ich sie schon zum vierten Male und wieder ist sie nicht ausgekommen!“

Rauhen und scharfen Klang hat die Stimme des Herrn, der diese Worte in ärgerlichem Tone hervorstößt. Er wirft die nachgebliebenen Karten heftig auf den Tisch und, sich in seinen Stuhl zurücklehrend, greift er nach einer langen Pfeife und dem Ländstikorständer.

Struppiges, graues Haar fällt unordentlich in eine hohe faltenreiche Stirn. Unter buschigen, zusammengezogenen Brauen hervor blicken düstere Augen; harte, strenge Linien zeigt der Mund, und als hätte es sich in diesem alten Gesicht gesammelt, Jahre hindurch, in tiefer Bitterkeit und starrem Groll, liegt ein Ausdruck finsternen Mißmuths fest eingeprägt auf den markigen, energischen Zügen. Ihm gegenüber, auf der anderen Seite des Tisches sitzt, Strümpfe stopfend, ein junges Mädchen. Bei der heftigen Bewegung des alten Herrn hat sie sekundenlang aufgeschaut — welche Augen! Wie wenig passen sie hinein in dies unschöne Gesicht, in dem die Nase zu breit, der Mund zu groß, die Wangen zu starkknochig sind, große graue Augen, die so trübe blicken, so verschleiert, in denen aber jetzt unmuthiger Vorwurf flackert. Doch rasch senken sich die blonden Wimpern, und die gebräunten, wenig gepflegten Hände greifen wieder nach der Arbeit.

Das Licht der niedrigen Lampe beleuchtet die Umrisse der eckigen, etwas plumpen Gestalt und unter dem grünen Schirm hervor fällt der Schein hell auf den gesenkten Scheitel mit dem üppigen, dunkelblonden Haar, welches ganz glatt zurückgestrichen und schmucklos, fast geschmacklos aufgesteckt, eine hohe, schöngeformte Stirne freiläßt.

„Nora, gib mir eine andere Pfeife — diese hat keine Lust! — Nun, Kind? — Woran denkst Du wieder? — Nora?!“

„Ach, verzeih, Papa, Du sagtest?“

„Eine andere Pfeife will ich, die Stambnka, da, rechts im Ständer — die mit dem braunen Kopf, ja, ja — die ist es! — Gib auch den Tabaksbeutel her! — so, und während ich stopfe, denn das macht doch Keiner, wie sich's gehört, mische mir mal die Karten. Zum Kuckuck auch, sie muß doch endlich auskommen, diese verfluchte Patience. Ich will es doch noch einmal versuchen!“

Wie aus tiefer Zerstreutheit auffahrend, hat die Angerufene des Vaters Wünsche erfüllt, ihm stumm die gemischten Karten zugeschoben und sich dann wieder an ihre Strümpfe gemacht, von denen noch ein ganzer Haufen neben ihr liegt.

Aber es ist etwas Unlustiges, Mechanisches, fast Abwehrendes in der Art, wie die Finger die Stopfnadel hin und herziehen. Müde Abgespanntheit liegt in der ganzen Haltung — nichts Frisches, Sorgloses strahlt aus diesem Mädchenantlitz. Ungesund, krankhaft blaß ist die Hautfarbe, und als hätte ein hartes Schicksal eine drückende Last lebenverdunkelnden Leides auf diese jungen Schultern gelegt, verdüstert schwermüthiger Ernst die Augen, umschattet grübelndes Sinnen die gedankenvolle Stirn.

In dem Gemach herrscht jetzt längere Zeit Schweigen — nur ein Holzwurm pocht in der Wand, eine Uhr

läßt ihr langsames, regelmäßiges Tic-Tac vernehmen — wie ein eintönig fragendes „Wo zu“ — „Wo zu“, denkt Nora — im Nebenzimmer knistert und prasselt ein Ofenfeuer, draußen aber tobt ein Wintersturm, pfeift und heult ums Haus und wirft die Schneeförner gegen die Fensterscheiben, und wenn er mit einem stärkeren Windstoß daherbraust, spürt man, trotz der geschlossenen Läden, einen eisigen Hauch, flackert im Luftzug die Lampenflamme. Ein Frösteln durchläuft die Gestalt des jungen Mädchens, wärmend bläst sie in die erstarrten Hände und hüllt sich fester in das auf ihren Schultern liegende, schwarzwollene Tuch.

„Ja, es ist wirklich grimmig kalt im Zimmer,“ sagt der alte Herr, die Bewegung der Tochter bemerkend.

Rauchwolken um sich verbreitend und in eine dunkle Ecke starrend hat er schon eine Weile dageessen, als gingen ihn die Karten nichts an.

„Grimmig kalt!“ wiederholt er. „Nicht einmal gute Ofen verstehen sie hier zu setzen — unnützes Pack, diese landschen Maurer! — Klinge mal, Nora.“

Sie gehorcht der Weisung und ein Diener tritt ein.

„Karl, lege noch ein Armboll Holz in den Speisezimmerofen — bei diesem infamen Nordostwinde ist ja die schlechtgebaute alte Baracke nicht warm zu kriegen! — aber gib auch ordentlich Acht, daß der Ofen rasch und gut ausbrennt und die Klappe rechtzeitig zugemacht wird, sonst ist es wieder nur weggeworfenes Geld, alle Hitze geht zum Schornstein hinaus und vom Himmel fällt uns das Holz doch nicht. — — Noch eins, ist die Post noch nicht da?“

„Nein, Herr.“

Wieder breitet sich düsteres Schweigen über das große, niedrige Wohnzimmer, nur der Sturmwind rüttelt mit erneuter Gewalt, als wolle er das morsche Gebäude umblasen wie ein Kartenhaus.

Lauter knattert im Nebenzimmer das Ofenfeuer und die alte Uhr pendelt hin und her, zählt rastlos, unermüdblich die rinnenden Minuten — — — — dann setzt sie langsam zum Schlagen an, mit heiserem, schnarrendem Geräusch. 1 — 2 — 3 — 4.

„4 —“ zählt aufhorchend der alte Herr, der eben im Begriff stand, eine neue Patience auszulegen, „5 — 6 — 7“ — zählt er weiter, mit entrüsteter, immer erzürnterer Stimme, „was, schon 7 Uhr? — — Poß Schweden noch einmal! Da soll doch der Teufel alle Postmeister holen und ein regelrechtes Donnerwetter einschlagen in die hiesigen Zustände!“ schreit er.

„Das ist aber wirklich, um aus der Haut zu fahren, wo bleibt denn heute die Post?“

„Aber, Papa, denk' an das Wetter. Hör' doch, wie es draußen tobt!“

„Ach was, Wetter! Was zu arg ist, ist zu arg. Um 6 Uhr — spätestens — müßte sie hier sein. Von der Poststation X, wo sie fortirt wird, sind es ja nur 8 Werst bis hierher. Wetter!?! nur Schlendrian, Faulheit! kennt man schon, aber ich werde dem geehrten Herrn Postmeister doch nächstens eine Epistel schreiben, die sich gewaschen haben wird und ihm meinen Standpunkt in dieser Sache höchst klar und deutlich machen soll. Umsonst zahlt man auch nicht das viele Geld für die Postirungen und soll sich dann überdies noch alle Woche ein paar Mal grün, roth und gelb ärgern — na, danke! Wetter? — — Schlendrian, weiter nichts, keine Zucht hier zu Lande, keine Energie, kein Mark und keine Knochen — alles lauter Waschlappen“ — ta — ta — ta, die Finger trommeln ungeduldig auf der Stuhllehne: „Verfluchte Wirthschaft!“ — ta — ta — ta — „Es ist um die Motten zu kriegen, diese ewige Warterei.“

„Aber, Papa, wirklich, ich wundere mich, daß bei solchem Hundewetter, in den stockfinsternen Herbst- und

Winternächten die Post überhaupt noch ankommt. Jetzt haben wir freilich das schwache Mondlicht des ersten Viertels, doch es scheint so, wie aus dem Sack und hör nur, wie die Windstöße um die Ecken sausen — der arme Postillon, in diesem Stühm. Schrecklich!"

"Ach was, armer Postillon — ist seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, wird dafür bezahlt und damit basta! Ist überdies nicht so schlimm, hat einen warmen Pelz an, legt sich die Leinen um den Hals und läßt das Pferd gehen — das kennt seinen Weg und verfolgt ruhig die Spur. Hab' noch anderes Hundewetter aushalten müssen in meinem Leben, ohne zu mucken, z. B. da um den Schiptapaß herum, da sagte Keiner: „Arme Soldaten!“ — da hieß es vorwärts und damit basta! War aber auch eine andere Zucht, als hier zu Lande — da gab's Disciplin, Strammheit, nicht solch' nichtsnußiges Pack wie hier," — wieder trommeln die Finger einen Generalmarsch — „lauter Schlafmützen“, ta — ta — ta, „alles verfaulte Zustände“ — ta — ta — ta — ta, „Kreuzbombenelement, ist das ein niederträchtiges Leben! — eine unmögliche Existenz!"

Nora erwidert nichts mehr: „Wozu auch? es ist ja umsonst!“ aber ein müder, gelangweilter Zug tritt in ihr Gesicht, schürzt die schmalen, bleichen Lippen.

„Papas ewige Unzufriedenheit ist entsetzlich und was nützt dieses endlose Klagen, welches doch nichts bessert, garnichts ändert," denkt sie, während sie ans Fenster tritt und den Riegel des von innen geschlossenen Ladens zurückschiebt: „Aber ich selbst, mache ich es anders? Denke ich anders, wenn ich auch meinen Gedanken nicht laut Ausdruck gebe?"

„Ist mir einfach verhaßt, solche Warterei," wiederholt der alte Herr immer ergrimmt.

„Es ist doch wahrlich schon greulich genug, daß man die Zeitungen nur zwei Mal wöchentlich und die ausländischen Journale und Tagesblätter fast eine

Woche alt erhält, aber der einzige Trost in diesen mordsverdammten Sünden, die einzige Abwechslung in dieser jammervollen Existenz ist doch — der Posttag, welcher hier, wenigstens für Augenblicke, die Illusion giebt, nicht lebendig begraben zu sein — der Posttag, der einen vergessen macht, für eine kurze Zeit, daß man verurtheilt ist, in einem Kreislauf öder, insipider Tagesbeschäftigungen — in nutzlosem Ankämpfen gegen unhaltbare, hoffnungslose Verhältnisse zu versimpeln, zu verbauern, immer tiefer zu versinken!"

Auf der gerötheten Stirn des Sprechenden sind die Adern hoch angeschwollen — zwei tiefe Falten zwischen den dichten, fast zusammengewachsenen Augenbrauen verstärken den Ausdruck des Unzufriedenen, geben dem alten Gesicht fast etwas Furchterweckendes, Abstoßendes. In immer größeren Zorn hat er sich hineingeredet und schlägt zuletzt mit der Faust auf den Tisch, daß die Lampe klirrt und Nora zusammenzuckt, obgleich sie an solche, mit seiner Wortkargheit abwechselnde Ausbrüche gewöhnt ist.

"Ist es nicht schon genug," setzt er grollend hinzu, „daß man nicht fort kann, hier solch ein vermaledeites Jammerleben führen, hier vegetiren muß — verfaulen!"

Nora fährt herum und heftet einen Augenblick die Augen auf den Vater.

"Warum muß man? — warum bleiben wir denn noch hier, wenn Du immer nur so schimpfst — so —" die fragende Bemerkung schwebt auf ihren Lippen, doch nur zu höhnisch bitterem Lächeln verziehen sie sich und über des Vaters erregtes Gesicht hinweg gleitet ihr kluger, prüfender Blick durchs Zimmer, fällt auf die einfache, fast dürftige Ausstattung desselben.

"Wie leer, wie ärmlich! — kalt und ungemüthlich — die reine Krugstube," denkt sie.

Nichts, nichts von modernem Luxus, von schönern dem Comfort, nicht einmal, in aller Einfachheit,

freundlich und behaglich ist dieser Raum, über dem jetzt noch eine schwere Qualmschicht liegt, die vor Zeiten geweißte Lage immer mehr einräuchernd. /

Die ungestrichenen Holzdielen, schon grau vor Alter, bedeckt kein Teppich, die Fenster haben keine Gardinen — alte, harte Möbel in unbequemen Formen mit verblichenen Bezügen stehen langweilig und steif aufgereiht an den Wänden, deren Tapeten, ebenfalls lange nicht erneuert, Risse und Feuchtigkeitsflecke zeigen.

Nur — fast wie eine Ironie berührt es jedes Mal Nora — zwei von Künstlerhand gemalte Portraits in breiten Goldrahmen hängen über dem Sofa, vor dem der große, runde Tisch mit der Lampe steht, aber sonst, wohin sie blickt — nichts, was das Auge erquicken könnte — nichts von dem Anheimelnden, Traulichen des Alten, Vielgebrauchten, nur das Häßliche, Trostlose des Verwöhnten!

Nora durchschauert es wieder und das schmerzlich herbe Lächeln verschärft sich zu verbissener Qual — freilich, die Frage wäre umsonst. Bevor hier nicht erneuernde Veränderung die Dinge gewandelt, ist an kein Entkommen, kein Entrinnen, kein Entfliehen zu denken. Und doch! — immer wieder erwacht der Wunsch! — oh, wie möchte sie fort!

Heraus aus dieser Atmosphäre der Einschränkung, der lastenden Monotonie des Landlebens, aus dieser qualvollen Einsamkeit! Oh, einmal vergessen können all die schmerzenden Erinnerungen, all den Kummer und die Herzenspein! Ein einziges Mal wieder aufathmen in anderer Luft und anderer Umgebung . . . .

Ein Mal? — Nur ein Mal?! — Nein, für lange, für immer abwerfen die lähmende Wucht der Sorgen, abschütteln die niederdrückende Schwere enger Verhältnisse, hinter sich lassen alles, was wie ein Bleigewicht sich an die Seele hängt, das innere Leben lähmt — hinaus — weitweg, über die Grenze, in lachendere

Fluren, in die unbekannte, lockende Ferne, in die märchenhaft grüßende Fremde — reisen, ja reisen!! — Gottes schöne, wundervolle Erde sehen, in sich aufnehmen all die reichen Eindrücke, die Natur, Kunst, Wissenschaft und Civilisation bieten, mit durstiger Seele sich vollsaugen an Schönem, Erhabenem und Erhebendem und über sich selbst und über sein kleinliches Weh und Leid hinweg, emporgetragen durch eine reine, hohe Begeisterung, fühlen, daß etwas wach wird, was schon im Ersterben war und — leben — wirklich leben, nicht „vegetiren,“ wie der Vater sagte — leben mit allen Fibern des Herzens, mit aller Genußkraft des Geistes.

Aus diesen, von ihrem Vater so ungeduldig erwarteten Zeitungen, mit ihrem aufregenden Depeschmaterial, den neuesten Nachrichten aus allen Welttheilen, ihren politischen Leitartikeln über große und kleine Ereignisse, die als drohende oder sich verziehende Wolken am europäischen Staatenhimmel auftauchen, — mit ihren Bismarckreden und diplomatischen Combinationen über den nächsten Krieg, oder Bourparlers in dieser oder jener, ihr absolut indifferenten „verdrehen“ bulgarischen, türkischen, Colonialfrage, über die er sich ärgern und losziehen kann, und die ihn doch auf's Lebhafteste interessiren — aus diesen Tagesblättern, in denen sich das ganze Thun und Treiben der Gegenwart in seiner bunten Mannigfaltigkeit widerspiegelt, schöpft ihr reger, entwicklungsbedürftiger Verstand, ihr begeisterungsfähiges Empfinden etwas Anderes!

In ihr lechzendes Ohr fällt ein verhallendes, aber doch weckendes Echo von diesem brandenden Meere, wo jede Welle etwas Neues emporhebt — ein Echo von diesem Kampfplatz, wo in lärmender Gedankenschlacht die Edelsten und die Besten kühn eintreten für die höchsten Güter der Menschheit, wo in stets sich erneuerndem Ringen das Gute und das Böse sich bekriegen und immer wieder, auf allen Gebieten

das Licht der Erkenntniß jedes täuschende Halbdunkel verſcheucht und der ſiegende Fortſchritt die Fahne hochhält, auf der in leuchtenden Lettern das Eine ſteht „Excellior“ — „Immer höher,“ dieſer Wahlspruch der aufwärtzſtrebenden Menſchheit für alle Ewigkeit.

Und aus all dieſen Zeitschriften mit ihren Erzählungen und Illuſtrationen ſaugt ſie ſüßes, be-  
rauſchendes Gift — alle dieſe Bilder und Anſichten, Beſchreibungen, Schilderungen von Menſchenſchickſalen und reich ſich entfaltendem Geiſtes- und Herzenzleben, ſie wecken marternde Sehnsucht und erhalten ſie wach, aber nicht nur das Sehnen nach dem nie Geſchauten — Italiens Wunderland, der Alpen majeſtätische Pracht, des Meeres unendlicher Bläue, nach Blütenzauber und ewigem Frühling — auch nach Menſchen, auch nach Zärtlichkeit und Liebe, beſonders nach Liebe und Verſtändniß dürſtet das junge Mädchenherz, dieſe verſchloſſene, aber tief lei-  
denſchaftliche Seele.

Und geſteigert hat ſich dieſe quälende, zehrende Sehnsucht durch die langjährige Entbehrung alles deſſen, was für ein junges Gemüth Licht, Anregung, Troſt iſt — durch dieſes Daſein ohne Wärme, ohne Glanz, ohne Erhebung.

Wieviele Jahre lebt ſie nun ſchon ſo?!

Vor 3 Jahren, als die Mutter ſtarb, ein Jahr nach dem Sohne, da war Nora lange Zeit innerlich wie erſtarrt. In dumpfer Trauer vergingen die Tage. — Der Vater war ſchweigſamer, unzugänglicher geworden. Umgang gab es keinen für ſie — ſeitdem die Therenz in eine andere Gegend gezogen — andere Nachbarn ſah man ſelten — und aus den Tagen wurden Wochen, aus den Monaten Jahre, in ihrer Erinnerung eine graue Fläche, farblos und verſchwommen, eine endloſe Nacht.

Aber dann hatte doch die jugendliche Elasticität geſiegt über den alles Glücksgefühl vernichtenden Schmerz, und wenn es ſie bisweilen auch ſchüttelte in verzweifltem

Grauen, daß es nie, nie mehr werden könne wie zuvor, die jeder jungen Seele innewohnende Forderung nach Glück — diese träumerische Sehnsucht und süße Hoffnung auf sonniges Glück und stille Seligkeit — sie waren wieder erwacht aus ihrer Betäubung, aufstanden aus der Gruft, wo sie sie hineingebettet, zu den theuren Todten, in erstem untröstlichen Weh, und in frischer, neupulsirender Lebenslust hatte sie begonnen hinauszuverlangen in andere Lebenskreise, wo in Sorglosigkeit junge Menschenkinder sich ihres Daseins freuen, leichtherzig und fröhlich ihre Jugend genießend.

„Was hält mich hier? wer braucht mich hier? — Papa?! — Ja, äußerlich vielleicht, aber bin ich ihm etwas? wirklich etwas? Nein — nein — nein, denn wir verstehen uns garnicht. Immer wieder kommt es zu Reibungen, zu Meinungsverschiedenheiten zwischen uns. O Mutter! Du nur allein vermochtest uns wilde Naturen zu bändigen, zu leiten mit Geduld, mit Nachsicht, mit Milde, nimmer müder Liebe — aber ich? Ich verstehe ja nicht so weich zu sein, wie Du, so sachte alle Falten auf seiner Stirn zu glätten, mit einem Lächeln, mit einem Blick. Ich bin ja selbst so empfindlich, so heftig, abweisend und unausstehlich und ich kann nicht sorgen für ihn, wie Du es mir anbefahlst — o Gott, ich kann ja nicht! — — — Mutter, o Mutter, warum hast Du uns verlassen?“

Sie hat sich wieder zum Fenster gewandt, starrt mit brennenden Augen hinaus in das wilde Spiel der Elemente.

Und doch, was ist der Aufruhr entfesselter Naturgewalten gegen den Sturm, den aufwühlenden Gedankensturm in einer jungen Menschenbrust, die, gerade weil sie so viel hofft, an der Enttäuschung schwerer krankt, weil sie mehr erwartet vom Leben, auch leichter verzweifelt, trotziger sich aufbäumend gegen die Macht der Verhältnisse, ihren hindernden Druck stärker empfindet

und führerlos, steuerlos preisgegeben dem Anprall widerstreitender Empfindungen, in stumm ausgefochtenem Kampfe mit sich selber ringt — in solchen Augenblicken fassunglosen Verzagens jedes Dunkel viel schwärzer sieht, weil sie es noch nicht gelernt hat, die andere Seite der Erlebnisse zu sehen, die andere, vielleicht schon vom Schimmer eines dämmernden Glückes erhellte Seite.

Freilich, nicht jeder Dämmerung folgt ein sonniger, lichtstrahlender Tag — wieviele von ihnen bleiben trüb verschleiert, grau bewölkt vom Morgen bis zum Abend, so lange Zeit hindurch. Arme Nora!

„Mutter, mein einzig liebes Mütterchen, warum liebst Du mich allein?“

Sie lehnt den schmerzenden Kopf an die kalten Scheiben.

Welche unwirthliche, graufige Nacht! Kein Friedenszeichen spricht aus dem wüsten Chaos der Naturkräfte — über dem düster schaurigen Winterbilde blinkt kein Stern.

„Nein! was zu doll ist, ist zu doll — da schlug es eben halb acht.“

Seine Ungeduld zu beschwichtigen, hat ihr Vater sich mit einer neuen Patience zu zerstreuen gesucht. Jetzt erhebt er sich mühsam.

„Wie ein altes Postpferd so steif wird man von dieser ewigen Süherei,“ brummt er, und den vertragenen Schlafrock fester um die hageren Glieder wickelnd, tritt er an die hintere Wand des Zimmers und reißt einige Male heftig an einer perlengestickten Glockenschnur.

Erst nach einer geraumen Weile, während welcher die Bornesader schon wieder bedenklich angeschwollen ist, erscheint der Diener.

„Na, wo steckst Du denn?“ wird er angeherrscht. „Wo bleibst Du denn so lange? hast Du keine Ohren, daß man jetzt immer drei Mal klingeln muß? „Und ist die Post noch immer nicht da?“

„Ich bringe sie eben, gnädiger Herr, der Strosche (Aufseher) schickte sie eben herauf.“

„Na endlich, aber wo ist nu wieder der Schlüssel zur Posttasche?“

„Hier liegt er, Herr.“

Der Schlüssel knarrt im Schlosse, der Riegel wird zurückgeschoben und aus der umgestülpten Ledertasche flattert der Inhalt auf den Tisch. Zeitungen und Zeitschriften unter Kreuzband, Couverts mit den Stempeln Rigascher Firmen, ein paar Briefe. Der alte Herr mustert Alles sorgfältig, seine Züge haben sich geglättet beim Anblick der erwarteten Schätze.

„Da, hier diesen Haufen bringe dem Stroschen, und der Postjunge kann weiterfahren. — Nora, hier ist auch ein Brief für Dich.“

„Für mich?“ kommt es fragend vom Fenster.

„Für mich ein Brief? Von Marie hatte ich ganz vor Kurzem einen, und sonst schreibt mir doch Niemand.“

Sie tritt näher und streckt die Hand aus.

„Nein, warte, ich will erst sehen, aus wo? von wem?“

„Ich könnte es Dir ja gleich sagen, Papa, nach der Handschrift.“

„Nein, laß, ich will selbst — zum Kuckuck, wo ist nu wieder meine Brille?“

„O Gott, wie umständlich, wie weitläufig, mit einem Blick hätte ich's gewußt,“ denkt Nora, während sie, ungeduldig die Bewegungen ihres Vaters verfolgend, kaum ein heftiges „So gib ihn mir doch her!“ unterdrückt.

Endlich ist die Brille gefunden, abgewischt — endlich sitzt sie fest auf der Nase und Handschrift und Poststempel können eingehend studirt werden.“

„Para — Riga,“ das kann man ganz gut unterscheiden.“

„Riga?“ wiederholt Nora verwundert. „Wer kann denn mir aus Riga schreiben?“

„Hochwohlgeboren Fräulein Eleonore von Rehburg in Krakenorm über St. X,“ entziffert der alte Herr die feine, etwas undeutliche Schrift der Adresse.

„Zu doll, wieder einmal schreibt man Krakenorm und es heißt doch Krakenorm.“

„Marie Theren macht häufig den Fehler, aber wie käme sie dazu, aus Riga zu schreiben.“

„Da, nimm!“

„Ja wirklich! von ihr und aus Riga. Wie merkwürdig!“ — —

Herr von Rehburg hat nach der letzten Nummer der „Düna-Zeitung“ gegriffen — (in seiner Ungeduld nach den neuesten Nachrichten durchfliegt er die Nummer immer erst rückwärts und liest sie dann noch ein Mal aufmerksam und langsam in umgekehrter Reihenfolge!) — eine Pfeife frisch gefüllt und große Rauchwolken stoßweise in die Luft paffend, vertieft er sich in seine geliebte Lectüre.

Zeitungen lesen ist die Lieblingsbeschäftigung — Politik das einzig wahre Interesse dieses Mannes, der selbst einmal politische Fäden in seiner Hand kunstvoll verschlungen und dessen energischer, feuriger Geist manche „kritische Frage“ in sichere Bahnen gelenkt hat.

Familienumstände hatten ihn veranlaßt nach ehrenvollem Staatsdienst seinen Abschied zu nehmen und sich auf ein ihm durch den Tod seines jüngeren Bruders zugefallenes Güttchen in Livland zurückzuziehen. Aber ohne praktische Erfahrung, besonders ohne Interesse für die Landwirthschaft, und auch zu unvermögend, um dieselbe anders als in den engegezogensten Nützlichkeitsgrenzen zu treiben, ohne Antheilnahme für die, seine Nachbarn lebhaft beschäftigenden Betriebs- und landespolitischen Fragen, hatte er in diesem Wirkungskreise keine Befriedigung, in Krakenorm keinen rechten Boden finden können. Als dann, Mitte der 80er Jahre, in Folge schlechter Ernten und des Niederganges der Preise

für Bodenproducte, die pecuniären Sorgen sich noch häuften, und zu allem Anderen ein schweres Leid, ein furchtbares Geschick über ihn hereinbrach — der Tod ihm erst den einzigen Sohn, seinen Stolz, die verkörperte Hoffnung seiner alten Tage, und binnen Jahresfrist auch die heißgeliebte Frau entriß, die der gute Geist, der stille Engel seiner Seele gewesen — da, statt sich zu beugen unter die unerforschlichen Rathschlüsse des Höchsten, hatte er sich aufgelehnt in wildem Trotz gegen seine Fügungen, seitdem, verbittert, vergrämt und menschenfleh, lebt er mit der einzigen Tochter, die ihm geblieben, ein einsames, hoffnungsleeres Leben.

Was aber in dieser, von der Gewalt der Sorge und des Schmerzes verschlossenen Mannesbrust noch lebt an weicheren Regungen — wer kann es ergründen? Wie er sich durch die gedruckten Blätter wieder in Contact versetzt fühlt mit der Welt, nach der sich zurückzuwünschen er nicht aufgehört hat, liegt ein anderer Ausdruck auf seinem Antlitz, breitet sich Ruhe über die charaktervollen Züge und läßt die edlen Formen des alten Kopfes hervortreten.

Nora hat den erhaltenen Brief erbrochen und liest mit Spannung die engbeschriebenen Bogen — da, als sie auf die letzte Seite gelangt ist, flammt jähes Roth über ihre sonst so blaßen Wangen, die Hand, welche die Blätter hält, erzittert.

Ob trotz der interessanten Reichstagsdebatte, die er eben begonnen, der Vater doch etwas gemerkt hat von diesem Erbeben? —

Ueber das groß ausgebreitete Zeitungsblatt hinweg ruht sein Blick sekundenlang prüfend auf dem erglühten Gesicht der Tochter.

„Nun, was schreibt Dir Marie Theren?“ Zögernd, wie unsicheres Terrain sondirend, bruchstückweise, die Stimmung zu erforschen suchend — kommt die Antwort:

„Marie bittet mich dringend — auf einige Zeit nach Riga zu kommen. — Die Gräfin Reckenstein, bei der sie drei Monate zubringt, ist so freundlich mich einzuladen — mich ebenfalls bei sich aufnehmen zu wollen. — Es sollen in der nächsten Zeit auch einige Bälle und Tanzgesellschaften stattfinden.“

Es dauert lange, bis hierauf eine Bemerkung erfolgt; fast ist es, als hätte der alte Herr seine Frage schon wieder vergessen und die Antwort nicht gehört, so eifrig studirt er wieder seine Zeitung — dann muß dieselbe gewendet werden — die Pfeife ist ausgegangen und es giebt einen langen Kampf mit einem widerständigen Bündelhölzchen.

Welche Qual für das junge Wesen, dessen Wangen vor Erregung immer heißer erglühen, dessen Herz so stürmisch klopft — welche Qual, dies Warten auf eine Entscheidung.

Endlich brennt die Pfeife und zieht gut, die Zeitung ist ausgelesen, in ihre Falten gelegt und glatt gestrichen worden — da erst, langsam, jedes Wort wägend, sagt er: „Nun, und möchtest Du die Einladung annehmen?“

Ob sie möchte? Dunkler wird das Erröthen.

„Würdest Du gerne nach Riga fahren?“

„Ach ja, Papa! gewiß, sehr gerne, aber ich kann Dich doch nicht allein lassen?“

„Dummer Schnack! als ob ich wirklich nie allein gewesen bin — allein bin,“ setzt er in Gedanken hinzu.

„Madde wird mich schon gut pflegen . . .“

Nach kurzer Pause: „Ist ein Termin genannt? Wann erwartet man Dich?“

„Nächsten Sonnabend soll der erste Subscriptionsball sein —.“

„So! und heute haben wir Sonntag? . . . Nun, dann kannst Du Mittwoch fahren und Kathrin begleitet Dich. Aber hast Du auch etwas anzuziehen?“

„Ja, Papa, ich habe noch die Kleider von der Derbitenschen Hochzeit.“

„Dann fahre Du nur, Nora, und amüßre Dich ein wenig. Es ist gut, daß Du Dich wieder einmal etwas auslüftest. . . Armes Kind, hast es ja auch wirklich zu einsam hier!“

Ueber Noras Gesicht fliegt ein Freudenstrahl — seine Art und Weise ist ja schroff, der Ton rauh wie immer, und doch bebt etwas in ihm, zittert in den letzten Worten eine Weichheit, die sie lange nicht gehört — — sie möchte sich in seine Arme stürzen und vielleicht hätte diese Minute ihn ihr näher gebracht, aber als sie, auf ihn zutretend, mit feuchtschimmernden Augen die seinen sucht, da hat er sich schon wieder abgewendet, und so bleibt sie nur vor ihm stehen, beugt sich über seine Hand und sagte leise:

„Danke sehr für die Erlaubniß, Papa, aber eigentlich müßte ich Dich nicht allein lassen.“

„Ach, Schnack, Du fährst und damit basta!“

Als nach schweigsam eingenommenem Abendessen Nora ihrem Vater das letzte Glas Thee eingeschenkt und ihm eine „Gute Nacht“ gewünscht hat, sucht sie ihr Stübchen im oberen Stock auf und sobald sie Licht gemacht hat, zieht sie den empfangenen Brief aus der Tasche, um ihn noch ein Mal zu lesen.

Riga, den \*\* Januar, 188?.

Inniggeliebtes Norchen!

Also, vor Allem falle nicht in Ohnmacht oder einfach vom Stuhl vor Bewunderung über dieses Erdbeben in meinen Plänen, die ich Dir in meinem Neujahrsbrief, als glatt und ruhig im alten Wintergeleise verlaufend, schilderte — (nicht einmal auf die Wolmarschen Bälle sollte ich dieses Jahr, ich armer tanzlustiger Wurm!) — und nun bin ich in Riga

und nicht nur vorübergehend, um ein Mühlensches Concert mit- oder eine Zahnplombirerei durchzumachen, sondern auf längere Zeit, auf 3 Monate!!! hörst Du? . . . ich muß es noch einmal hinschreiben, auf drei ganze Monate, bei diesen engelsguten, himmlisch-reizenden, einzig lieben Reckenstein's, die immer einem oder dem anderen jungen Mädchen den Himmel auf Erden erschließen. Wie es gekommen, daß auch ich einmal zu diesen Auserwählten gehöre, das sollst Du Alles ausführlich hören, wenn Du herkommst, denn das Schönste ist, auch Du sollst dieses Sandstraßenparadies kennen lernen und wir sollen hier zusammen köstliche Stunden, Tage, Wochen verleben, genießen.

Wie ich nämlich vorhin in dem Idealzimmerchen, das ich bewohne — ich sage Dir, zum Ueberschnappen hübsch ist es! — am Schreibtisch Platz genommen, aber gerade nur Datum und Ueberschrift dieses Briefes hingekritzelt hatte, tritt die liebe, verehrte Gräfin herein.

„Lassen Sie sich nicht stören, liebe Marie, wenn Sie schreiben wollten. Wohl nach Hause?“

„Nein, Frau Gräfin, an Nora Rehbürg.“

„Das ist Ihre liebste Freundin, nicht wahr? Sie erzählten mir ja neulich soviel von dem armen Ding, daß es so einsam hat, ohne Geschwister, allein mit einem verdrießlichen, griesgrämigen Papa. Und außerdem, wenn man erst 21 Jahre alt ist, den ganzen Winter auf dem Lande hocken, ohne etwas Tanz und Zerstreuung, ohne jugendlichen Verkehr — wai Gottchen, das ist schrecklich! Taugt nichts, weder für den Körper, noch für die Seele, diese Einsamkeit. Melancholisch kann man ja dabei werden. Wissen Sie was, fordern Sie sie in meinem Namen auf, einige Wochen mit Ihnen hier bei uns zu verbringen. In diesem Zimmer ist ja Raum genug. Wir stellen ein zweites Bett hinter die spanische Wand, dann

ist sie gut aufgehoben, und schwagen können Sie nach Herzenslust,“ — und sie lächelte ihr gütiges, verständnißvolles Lächeln — (ach, wenn alle Menschen der Jugend so nachfühlen würden!!!) — fort flog die Feder und ich ihr am liebsten um den Hals, aber dann küßte ich nur unzählige Male ihre lieben Hände, bis sie freundlich abwehrte: „Sie sind ein gutes Kind, Mariechen. — Also schreiben Sie gleich meine Einladung, denn es ist keine Zeit zu verlieren, wenn sie noch ein Bißchen Tanzvergnügen mitnehmen soll. Sonnabend, das heißt übermorgen in 8 Tagen, soll der erste Subscriptionsball stattfinden, sagte mir eben die Landrätthin Walldorf, und da dachte ich am darauffolgenden Montag einen Ball zu geben — man muß es benutzen, daß viele landische Tänzer eingekommen sein werden! — und wollte Sie gerade bitten, liebe Marie, mir beim Aufstellen der Listen zu helfen.“ — Ach, Norchen, mein Herzens-Norchen, das wird zu nett! Natürlich wirst und mußt Du kommen. Laß Dir bei meinem Born nicht einfallen, „Nein“ zu sagen, das verzeihe ich Dir mein Lebtag nicht. Jedenfalls erzähle ich Dir jetzt nichts weiter — Du hörst Alles, wenn Du erst neben mir sitzt, da auf dem niedlichen Kanapeechen, welches aus der Ecke so einladend zum Plaudern herüberwinkt — ich sage Dir nur noch eins, nimm alle Toiletten mit, die Du hast, und voller Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen umarmt Dich zärtlich, küßt Dich innig Deine glückselige Marie.

Postscriptum. Ich konnte den Brief heute früh nicht abschicken, so kann ich Dir aber noch etwas erzählen, was Dich interessiren — auch herlocken?! — wird. Ich sah heute (wie jetzt häufig!!!) auf der Schlittschuhbahn Deinen Vetter Axel Rehbürg — (Du weißt doch, daß er seit dem Herbst, nachdem er, wie er sagt, „seinen Doctor Juris mit Glanz in die

Tasche gesteckt hat, denn seit der Gründung der Universität ist solch eine stupende Dissertation nicht geschrieben worden!" behauptet er mit komischer Emphase — hier als Landgerichtsassessor in der Criminalabtheilung angestellt ist. Na, die Urtheile, die der schreibt, möchte ich auch sehen. Er versichert freilich: „daß alle Verbrecher vor ihm zittern, so daß sie sofort alle ihre Schandthaten eingestehen, sobald er sie bloß mit solchen Augen ansehe“ und dabei macht er solche Augen, daß man sich halb todtlachen will — aber natürlich ist das Alles bloß bodenloser Unsinn und großartigste Flunkei, das ist ja die Force dieses Laugenichts. — „Und doch hast Du diesen Laugenichts sehr gern,“ denkt Nora, und hast ihm Dein Herz geschenkt, Dein goldenes, treues Herz!“ — aber amüßant ist er, Dein Better Axel, das muß man ihm lassen. — — — Himmel, diese Parantese, ich schließe) — also den sah ich auf der Bahn des Schützengartens, wo wir sehr lustige Nachmittage verbringen, und er jammerte darüber, daß man ihn zum Tanzvorsteher ernannt habe, und daß er sicher einen Schreibkrampf bekäme von den vielen Briefen und Telegrammen, die er verfassen und nach rechts und links senden müsse, um eine genügende Anzahl das Tanzbein schwingender Herren zusammenzutrommeln, auch Graf Riesen, der schon im November von seiner italienischen Reise zurückgekehrt ist, hat er aufgefordert und rechnet bestimmt darauf, daß er kommen wird. Du wirst Dich gewiß freuen, ihn zu treffen, denn nicht wahr, Du hast ihn lange nicht gesehen?

Noch einen herzwarmer Schlußkuß von  
Marie.

„Lange nicht!“ wiederholt Nora halblaut — „3 Jahre und was für Jahre!“

Jetzt ist es nicht mehr die Zukunft, deren Vorhang sie mit ungeduldiger Hand zu lüften sucht, jetzt

ist es die Vergangenheit, in die sie zurückblickt und Bild an Bild zieht vorüber. Ihre Kindheit! einige Jahre fern im Süden, von denen sie nur ein dunkles, ahnendes Erinnern hat — ob die vielleicht ihr diese, fast krankhafte Sehnsucht nach Wärme und Licht eingeimpft haben? — ihre Jugend!

Zwölf Jahre alt war sie, als die Eltern nach Krakenorm zogen, ein frühreifes, ernstes, schwer zu lenkendes Kind. Die Mutter so zärtlich, so liebevoll — aber fast immer leidend, der Vater oft schlechter Laune, aufbrausend, ja jähzornig, und doch war's ein still glückliches Familienleben und sein Mittelpunkt, der Liebling Alexander, Gebhard, ihr einziger Bruder, 3 Jahre älter als sie, hübsch, begabt, talentvoll, in überschwärmender Lebenskraft. Er wurde nach Fellin, in die Landesschule gegeben, aber wach ein Leben brachte er stets ins Haus, wenn er zu den Ferien nach Krakenorm kam und einer seiner Kameraden, irgendein gleichgesinnter, lustiger Junge, ihn begleitete. Und als er dann mit 18 Jahren sein Abiturium bestanden, die Universität bezog und im Juni zum ersten Male aus Dorpat zurückkehrte, da zierte das Farbenband der Livonia die junge, kräftige Brust, und mit ihm kam sein Stubenslauisch und bester Freund Graf Hermann Riesen!

Lustig bis zur Ausgelassenheit trieben die beiden Studenten den unglaublichsten Unsinn, stellten mit ihren tollen Streichen das ganze Haus auf den Kopf, erfüllten es mit ihren munteren Liedern und rissen auch die stille Eleonore mit hinein in ihren jubelnden Uebermuth.

O diese Tage sorglosen Frohsinnes, harmlosesten Lebensgenusses — wie leuchten sie unvergeßlich in ihrer Erinnerung!

Diese heiteren Krebs- und Riezchenpartien, wo man halbe Nächte, mit Kienfackeln bewaffnet, im Wasser herumwatete oder ganze Nachmittage im Walde herumstrolchte — diese Ritte auf den flüchtigen Rossen, Krake-

norms einziger Luxus, denen keine Gräben zu breit und kein Zaun zu hoch war.

Und überall hinein strahlt ein frisches, sympathisches Jünglingsantlitz, mit so sonnigen, fröhlichen Augen — sie besitzt noch ein Bild aus dieser Zeit, auf dem beide Freunde und der schöne Oros, der jetzt so müde und schwach seine alten Knochen in der Küche wärmt, zusammen photographirt sind. — Wie zog er sie an, Hermanns gutmüthiger, heiter lebenswürdiger Charakter, der so viel freundlichere Nachsicht, als Gebhard, zeigte für ihre Empfindlichkeiten, ihre wechselnde Stimmung, immer einen harmlosen Scherz bereit hatte, um die Geschwister zu versöhnen, die, trotz ihrer zärtlichen Liebe zu einander, doch häufig in Streit geriethen, weil Nora, rechthaberisch und eigensinnig, von dem Bruder unbarmherzig geneckt wurde.

Wie gewann sie ihn lieb, den Freund ihres Bruders, der noch häufig wiederkehrte, auf längere oder kürzere Zeit. — Wie freute sie sich auf sein Kommen, immer mehr und mehr! — Wie leer schien das Haus, wenn die jungen Herren bei Beginn des Semesters nach Dorpat zurück mußten.

Auch die Mutter war dann stiller und bleicher, der Vater verstimmt über all die täglichen Aergernisse, welche die Bewirthschaftung eines Gutes mit sich bringt und sie — wieder allein, allein mit ihren grübelnden Gedanken.

Da, im vorigen December wurden es 4 Jahre! — sie erwarteten Gebhard und Hermann zu den Weihnachtsferien — — o diese grauenvollen Tage, die sie nie, nie vergessen wird, die nichts verwischen kann, weil sie unauslöschlich eingebrannt sind in ihrem Gedächtniß mit jedem Detail! — statt des Erwarteten ein Telegramm „Gebhard erkrankt, hoffentlich bald hergestellt — Hermann Riesen.“ Noch am selben Abend eine zweite Estafette „Verschlimmerung — wenig Hoffnung“ —

und dann am nächsten Morgen die dritte Depesche, welche der Vater todtenbleich ergreift, mit zitternder Hand aufreißt, um lautlos zusammenzubrechen, sobald er ihren Inhalt erfafst, die wenigen, aber die liebste Hoffnung des unglücklichen Vaters vernichtenden Worte.

Erst später erfuhren sie, daß Gebhard im Duell gefallen, die tödtliche Kugel das daseinsfrohe, für alles Edle, Große und Hohe so begeistert glühende Herz getroffen, das starke, junge Leben fallend, wie der erbarmungslose Blitz den im Frühlingschmuck prangenden Baum zerschmettert, mit einem zuckenden Schlag! Und danach! — wie ausgelöscht das Glück unter diesem Dach, geflohen der Friede aus diesen Mauern.

Der Vater murrend, hadernd mit seinem Schicksal und seinem Gott — die Mutter in namenloser Trauer, aber klaglos, das auferlegte Kreuz glaubensstark als Christin tragend, doch wie erdrückt von der Wucht des jäh hereingebrochenen Leides, in schwerer Krankheit dahinsiechend und durch einen Herzschlag den Ihrigen entrißen, am Jahrestage des furchtbaren Ereignisses, neben dem Sohne gebettet zu ewiger Ruh'.

„O Gebhard, unser Gebhard, warum mußtet Du sterben?“

Nora ist ans Fenster getreten und heiße Thränen rinnen über ihre Wangen, fallen auf die über dem Fensterriegel verschlungenen Hände.

Draußen hat es ausgetobt.

Nachdem er die letzten Wolken weggefegt, hat der Sturm sich gelegt und in ihrem ernstest Schweigen athmet die Winternacht tiefen, unendlichen Frieden. Wie sie funkeln in ewiger Pracht, die goldenen Sterne und da, über den entlaubten Wipfeln des kleinen Parkes, steigt er langsam empor, glänzend und groß, wie ein leuchtender Hoffnungsgebante — der Jupiter.

Allmählich fänstigt sich der schmerzgequälte Ausdruck in dem jungen Gesicht, die aufgewühlten Gefühle

ebben zurück, die Thränen trocknen — andere, freundlichere, lockende Bilder malt die Phantasie und über die Lippen kommt es, wie träumendes Erinnern, in beseligender Zuversicht: „Ich werde ihn endlich, endlich wiedersehen!“

\* \* \*

Allerorten in baltischen Landen ragen sie empor — aus üppigen Baumgruppen oder auf einsamer Fläche — die Ueberreste der festen Häuser und Ordensschlösser, und eindringlich reden sie zur Phantasie, diese auch im Verfall mächtigen Wahrzeichen einer längstverschwundenen Zeit.

Aber zerstörende Kräfte thun rastlos ihr Werk — sie zerfallen, die gesprengten Mauern — sie stürzen zusammen, die geborstenen Thürme. — Stein löst sich von Stein, Gras und Moos wuchert darüber und wovon stolzvermessener Menschenfuss geglaubt, es sei für alle Ewigkeit gegründet — der Vernichtung ist es geweiht, wird rettungslos herabgezogen in die Nacht des Vergehens, bis es dereinst nur als Ueberlieferung fortleben wird im Gedächtniß künftiger Geschlechter.

Und doch! — welch volles Leben pulsrte nicht auch in diesen Ruinen.

Stattlich und groß erhoben sich die Burgen und Schlösser und hoch oben, den Freunden als Willkommensgruß, den Feinden als Mahnung, flatterte fröhlich das Banner.

Diese Trümmerhaufen, sie bildeten Wall und Wehr, boten sicheren Schutz kampfesmuthigem Thun und Treiben — diese bröckelnden Mauern, einst waren sie festgefügt und stark — bargen kühne, ritterliche Geschlechter, bereit, für Gott und Ordensmacht Gut und Blut dahinzugeben, und diese trotzig aufragenden Thürme, sie überdauerten das Mittelalter mit seinen Verwüstungsgräueln — sahen Generationen in's Leben treten — und daraus

verschwinden, sahen auf den Schichten der Vergangenheit eine neue Zeit sich aufbauen mit anderen Forderungen und anderen Zielen.

Doch ob auch Jahrhunderte kamen und gingen, Ueberlebtes dahinsank — alles sich wandelte, Glauben, Sitten und Gebräuche — eins blieb bestehen im Sturmeswehn der Zeiten — unwandelbare Naturgesetze herrschten und herrschen, lindem Frühlingsregen folgt brütende Sommergluth, klarem Herbsttage — froststarrende Winternacht. Jetzt, wie einst, duftet der blühende Faulbaum — wogt das reisende Korn — Wandervögel ziehen und schaurig klagt der Sturm um die erstorbene Welt. Und heute, wie damals, wandeln Sonne und Mond ihre leuchtenden Bahnen, und in lichten Glücksmomenten, wie in finsternen Trauerstunden, ist es der alte Kampf des heißen Menschenherzens mit einem unerforschlichen Schicksal — heute, wie damals, tönt es durch die Schöpfung, durch diese Fluren, das urewige Lied vom Leben und Lieben, vom Leiden und Sterben.

\* \* \*

Inmitten der Gutsgebäude von Dohlenburg, die sich wie Schutz suchend um den ungefügigen Bau gruppirt haben, erhebt sich solch ein verwitterter rother Thurm, den pittoresken Hintergrund für einen der hübschesten Edelitze unseres Landes bildend. Bergig und walddreich ist die Gegend — tief unten, am Abhang des Hügels, auf dem einst das stolze Schloß Dohlenburg gestanden, rauscht zwischen steilen, mit edlem Laubholz bestandenen Ufern ein Fluß — und die malerische Lage und reizvolle Umgebung richtig würdigend, hatte schon der Großvater des jetzigen Besitzers viel für den Gutshof gethan, die günstigen Bodenbedingungen mit Geschmack und Verständniß zu nutzen gewußt.

Eines abenteuerlichen Reiselebens müde, hatte sich Graf Theodor Riesen hierher zurückgezogen, aber mit

dem Unternehmungsgeiste, der ihn auf schweifenden Wegen fast um den ganzen Erdball geführt, sich dann wieder voll Eifer daran gemacht, in Dohlenburg alles um- und neuzuschaffen. Er hatte eine passende Stelle für das Herrenhaus gewählt, die in unschöner Nähe des Wohnhauses belegenen Ställe und Scheunen einfach abgerissen, einen großen Park angelegt, hier gepflanzt, dort Ausblicke und Promenadenwege geschaffen, und bald sprach man in der Nachbarschaft und im Lande von den riesigen Bauten, den großartigen Absichten und der eisernen Energie des Grafen, der vor keiner Mühe und keinen Kosten zurückschreckte, um die auf seinen Reisen gesammelten Eindrücke und Erfahrungen in Bezug auf Behaglichkeit und gepflegte Umgebung zu verwirklichen.

Doch das unerbittliche Schicksal machte einen Strich durch diese glänzende Rechnung! Als Graf Theodor in voller Manneskraft starb, eine junge Wittve und einen 10-jährigen Sohn hinterlassend, da war nur ein kleiner Theil seiner Pläne zur Ausführung gekommen. Zwar stand das Haus, in welchem englischer Comfort, französische Eleganz und die Kunsterzeugnisse aller Länder sich zu einem harmonischen Ganzen verbinden sollten, fertig, zum Theil möblirt, da, die innere Einrichtung aber und die ganze Umgebung, insbesondere der Park, verlangten noch ein liebevolles Eingehen auf die Intentionen des Verstorbenen, um das Endziel zu erreichen, welches ihm vorgezeichnet. Dieses Eingehen jedoch fand sich nicht — Graf Theodor war seiner Umgebung vorausgewesen und seine entwickelten Ideen hatten in dem Erdenwinkel seines Kirchspiels, mit seinen bescheidenen Ansprüchen an Luxus und Behaglichkeit noch keinen Eingang, eher Widerstand gefunden. Die beiden Vormünder des jungen Erben, zwei Nachbaronkel von der alten, vernünftigen Schule, erklärten ein Weiterwirthschaften in diesem Sinne — der eigentlichen

Landwirthschaft hatte der Verstorbene nur wenig Interesse entgegengebracht — für den „radikalsten Unsinn“ und da auch die Gräfin es vorzog, bis zur Mündigkeitserklärung ihres Sohnes im Auslande zu leben, so wurde nur das Allernöthigste gethan, um das begonnene Werk vor totaler Zerstörung zu schützen. In den engeren ausländischen Verhältnissen aufgewachsen, von einer praktischen Mutter erzogen, hatte Leonhard von Riesen nach eifrigen Studien auf deutschen Hoch- und landwirthschaftlichen Schulen viele tüchtige Kenntnisse erworben, aber das ideale Streben seines Vaters war ihm fremd geblieben, und in die Heimat zurückgekehrt, verwandte er sorgsam, aber sparsam, Zeit und Mittel zu rationellerer Kultur des Bodens nach westeuropäischem Muster, nahm regen Antheil an den Maßnahmen zur Hebung und Regulirung der bäuerlichen Verhältnisse, die, seiner Meinung nach, allein die Grundlage gesunder agrarer Zustände bilden und den Wohlstand des adligen Grundbesitzers begründen konnten.

Auch gelang es ihm durch vortheilhaften Ankauf angrenzender kleiner Güter sein schönes Besizthum abzurunden und da solches in eine Zeit fiel, wo der Werth des Bodens stark in die Höhe ging, konnte er, als auch ihn ein jäher Tod in der Blüthe der Jahre ereilte, seinem siebzehnjährigen Sohn ein verdoppeltes Vermögen hinterlassen. So war Graf Hermann Riesen schon als Student Erbe und Nutznießer großer Revenüen, aber nie auf seinen Reichthum pochend, oder damit geizend — der beste, gemüthlichste, freigebigste Kamerad — verstand er es, sein Geld auszugeben, ohne es leichtsinnig zum Fenster hinauszuzwerfen, sein Leben in vollen Zügen zu genießen, ohne es zu entwürdigen. Nach fleißigen Studien in Dorpat hatte er sich ein paar Jahre lang in den Hauptstädten des Westens und im Morgenlande herumgetrieben — dann jedoch zog es ihn mächtig zurück zu der heimathlichen Scholle und nun wirthschaftet er

in Dohlenburg mit einem so energischen Streben auf allen Gebieten, daß er anfängt in landwirthschaftlichen Kreisen Aufsehen zu erregen, auch die Aufmerksamkeit Aelterer auf sich zu lenken.

In glücklicher Mischung die hervorragendsten Eigenschaften seines Vaters und Großvaters besitzend — gesunden Idealismus und den practischen Scharfblick, der die Dinge stets richtig beleuchtet und von der rechten Seite ansaßt, ist er der junge Aristokrat im besten Sinne des Wortes. Seiner Stellung voll bewußt, doch stets über den rein materiellen Erwerb und Gewinn hinaus höhere Ziele sich steckend und höhere Zwecke fördernd, findet er in der abwechslungsreichen Thätigkeit drinnen und draußen volle Befriedigung, was ihn jedoch nicht hindert, ab und zu durch einen kleinen Abstecher über die Grenze sich über ein paar trübe Herbstmonate hinwegzutäuschen und neue Anregung und frische Arbeitslust zu schaffen.

Auf dem Hofe zu Dohlenburg herrscht reges Leben. Einspännige, niedrige kleine Schlitten — sogenannte Raggen — sammeln sich vor dem Keller der Brennerei, wo die gefüllten Tonnen herausgerollt und aufgeladen werden. Ein Spiritustransport soll am nächsten Morgen ganz früh nach W. abgehen — eifrig arbeiten die Knechte, um noch vor Anbruch der Dunkelheit fertig zu werden und es spannt die Kräfte nicht wenig an, daß, von einem Spaziergange zurückkehrend, der junge Gutsherr stehen geblieben ist und zusieht. Es ist eine athletische Gestalt, die da, in den kurzen Gehpelz gehüllt, durch hohe, bis über's Knie reichende Pelzstiefel gegen den tiefen Schnee geschützt, seit einer Weile an der Kletenwand lehnt, hin und wieder eine Bemerkung mit dem beaufsichtigenden Verwalter tauschend. „Wieviel Pferde gehen? 40? So! gut! Vergessen Sie aber nicht, für die großen Berge bei X ein paar Hilfspferde mitzugeben --- nach dem Schneegestöber der letzten Woche wird

der Weg sehr schwer sein. Und der Starost der Hoflage Laiskaln begleitet den Transport, nicht wahr?"

Die tiefe, volltönende Stimme ist das Befehlen gewöhnt, hat aber angenehmen Klang.

Neben seinem Herrn, dicht an ihn geschmiegt, steht ein schöner Vorsteherhund, und die behandschuhte Hand streichelt den feinen, schwarzen Kopf des Thieres, dessen kluge Augen immer wieder fragend emporsehen. „Dir gefällt das lange Stehen nicht, Arno? Was? Jetzt wird aber nicht mehr getollt — nun geht es zum Kaffee nach Hause. — — — Guten Abend, Birkmann, vergessen Sie nicht, mir den Starost heute noch herauf zu schicken,“ und dem Verwalter freundlich zunicke, verläßt der junge Graf seinen Platz, gefolgt von seinem treuen vierfüßigen Begleiter, der ihn bellend umspringt.

Dem Stühhmwitter der letzten Tage ist ein sehr kalter, aber köstlich stiller Wintertag gefolgt. Kerzengerade steigt der leichte Rauch aus den Schornsteinen der stattlichen Gutsgebäude empor; weich und hauchig liegt der frischgefallene Schnee und kleidet die entlaubten Bäume in weiße Wattenmäntelchen. Kosige Wölkchen schweben im lichten Blau und im Scheiden grüßt die untergehende Sonne die Winterlandschaft mit feurigen Strahlen, beleuchtet mit röthlichem Glanz den Thurm der Ruine, um den, ihr Nachtquartier suchend, Krähen und Dohlen mit heiserem Geschrei flattern — flammt wie der Widerschein eines lodernnden Brandes in den spiegelblanken Scheiben des schloßähnlichen Herrenhauses, auf welches Hermann zuschreitet.

„Was Arno, noch immer rennlustig? noch nicht müde vom stundenlangen Waten im Walde? — na, denn lauf! apporte!“

In weitem Bogen fliegt der Spazierstock den Abhang hinab auf den festgefrorenen Fluß und lachend sieht Riesen, wie der Hund mit großen Säzen nach-

springt, halb rutschend, halb kollernd unten anlangt, um dann mit Anstrengung im tiefen Schnee wieder heraufkletternd, schweißwedelnd den geholten Gegenstand seinem Herrn in die Hand zu drücken. „So ist's brav! — Nu bist Du aber naß und mußt erst hübsch trocken werden, bevor Du in's Zimmer darfst.“ Eine schwere, eisenbeschlagene Doppelthür öffnend, betritt er eine hohe Entrée, deren Wände eine Sammlung verschiedener seltener Geweihe und ausgestopfter Thierköpfe schmückt.

Sofort ist ein Diener herbeigeilt.

„Jahn, führe den Hund in die Küche, damit er recht gründlich abgemischt wird und dann komme mir die Wasserstiefel ausziehen. Ist die Post schon gekommen?“

„Nein, Herr Graf.“

Nachdem er sich seines Pelzes entledigt, steigt Riesen die monumentale Steintreppe empor — sein fester Schritt hallt durch eine Flucht zum Theil unbeleuchteter Räume, dann tritt er in sein Arbeitscabinet. Hier hat, alle Ressourcen neuester Wohnungstechnik nutzend, der gute Geist des Geschmacks gewaltet und in einem Gemisch von eleganter Einfachheit und gediegenem Luxus ein ideales Junggesellenheim geschaffen, das Jedem, der auf die Schwelle tritt, den entzückten Ausruf entlockt „Wie urgemüthlich!“ Die braune Tapete — eine kunstvolle Ledernachahmung — die Bezüge der niedrigen, weichen Polstermöbel, Vorhänge und Portièren und die dicken, den Fußboden fast ganz bedeckenden Teppiche — sie alle sind in den unbestimmten, matt abgetönten Farbensüancen gehalten, ohne welche, für unser modernes Auge, kein Wohnzimmer wahrhaft behaglich erscheint. Was aber diesem Raume seinen besonderen Reiz giebt, ist, daß er bis in's kleinste Detail den Stempel einer ausgesprochenen Individualität trägt, Zeugniß giebt von geistiger Regsamkeit und Vielseitigkeit. In der Nähe des Fensters der große, vielgebrauchte Schreibtisch, hier

eine Etagère mit Kornproben und besonders großen Kartoffeln — dort in der Ecke ein Flintenschrank — auf einem Tischchen ein geöffneter Zitherkasten und überall verstreut Bücher, Fachschriften, Zeitungen — lauter Beweise von Liebhabereien und Interessen des Bewohners, der die Stunden der Muße wohl auszufüllen versteht.

Jetzt sind die braunen Plüschvorhänge herabgelassen, zwei hohe Mondbrennerlampen verbreiten ruhiges, mildes Licht und ein lustiges Feuer flammt im Kamin, an dem, aus dem anstoßenden Toilettenzimmer zurückkehrend, Hermann die Fußspitzen wärmt. Nicht minder gut als vorhin der praktische Draußenanzug kleidet ihn der bequeme dunkelblaue Complet mit der modernen „four in hand“ Cravatte, und hell beleuchtet die aufklackernde Gluth das von der kalten Luft geröthete Gesicht, die breitschultrige Gestalt mit der ruhigen Sicherheit des vornehmen Mannes in Haltung und Wesen.

Unter leichtgelocktem blondem Haar eine etwas niedrige Stirn, die Nase breit im Ansatz, aber wohl geformt, um den Mund ein Zug gutmüthiger Fronie, welche der offene Blick der hellen Augen noch mildert, die ganze Persönlichkeit, in ihrer vollentwickelten Männlichkeit, das Bild kraftvoller Frische und vertrauenerweckender Tüchtigkeit — das ist Hermann Riesen, dem seiner Zeit in Dorpat seine Studienkameraden den Spitznamen „Riesenbär“ gegeben hatten.

Er durchmiszt ein paar Mal den tiefen Raum, zieht die Vorhänge fester zu, schürt das Feuer und streichelt den Hund, der, nachdem er stürmisch um Einlaß gebeten, auf seinem Lieblingsplatz vor dem Kamin liegt und sich die Pfoten leckt. Plötzlich spitzt das kluge Thier, leise knurrend, die feinen Ohren. „Rusch, Arno, schäme Dich, das ist Fahn, der den Kaffee bringt, kannst Du noch immer nicht seinen Schritt unterscheiden?“

„Gnädiger Herr, die Post.“

„Ach endlich! Sieh her.“

Auf silbernem Tablett überreicht der Diener die Brieffschaften.

„Dem Postjungen gebt etwas Warmes zu trinken — er soll eine Weile warten, ich habe vielleicht noch etwas mitzugeben.“

„Ja, Herr Graf.“

„Nr. 1 — ein Brief aus Fellin.“

Er durchfliegt rasch den Inhalt — seine Züge erheitern sich und das warme Lächeln giebt eine Reihe glänzender Zähne frei.

„Das gute Großmama! genießt noch im Rückblick die netten gemüthlichen Feiertage, die wir zusammen verbracht. Sie gefällt sich auch immer mehr an ihrem neuen Wohnort, hat schon eine Menge angenehmer Beziehungen angeknüpft. Es ist doch gut, daß ich sie beredete zum Winter in die Stadt zu ziehen — hier wurde es ihr doch zu einsam, seitdem die Führung des Haushaltes sich als eine zu große Anstrengung für sie erwies. Schade nur, daß es soweit ist bis Fellin, ich könnte sie sonst viel häufiger besuchen.“

Sieh da! — Auch ein Brief von dem faulen Menschen, dem Axel! Eine Ewigkeit weiß ich nichts von ihm. Telegramme, Postkarten, höchstens Briefe im Depeschenthl, mehr bekomme ich gewöhnlich nicht zu sehen.“ Hastig zerreißt er das Couvert. „Und jetzt, eine ganze Epistel! — — —“

„Na, was will denn der von mir? der reine Bettelbrief.“ Er entfaltet das Blatt — immer prononcirt er wird sein Lächeln: „Ist doch noch immer der tolle Kauz, dieser Axel!“ lacht er auf. — „Ja, freilich, Dorpat...“

„Sehnst Du Dich nicht bisweilen in die Zeit zurück, wo noch Farbenband und Deckel der Inbegriff aller Wünsche waren? Wie harmlos fröhlich, unblasirt genoß man das Leben und nahm achselzuckend das schlechte Bier, die unmöglichen Wohnungen und sonstigen Uebel-

stände mit in den Kauf. Hatte man Geld, so gab man's aus, hatte man die letzten Rubel springen lassen, so pumpte man irgend einen braven Philister an, und wollte der nicht herausrücken mit den Betäcken — na dann ging's eine Weile ohne — mit Kreide wußte Kneipmadamchen gar gewandt umzugehen und man brauchte nicht gleich Hungers zu sterben! — Immer lustig und kreuzfidel und sich den Kuckuck um's Studiren kümmernd — ach, Du alter Flausch, es war doch eine einzig schöne Bummelzeit in unserem Fuchsemester. „Stoßt an, Dorpat soll leben, hurrah hoch.“

Herman ist aufgesprungen.

„Ja, eine herrliche Zeit! O Burschenherrlichkeit, o Jugend! Lieb werden einem mit den Jahren ja auch die Pflichten — man lernt andere, ernstere Genüsse kennen, aber schön war es doch, unvergeßlich schön das Leben damals in seinem übersäumenden Freiheitsdrang, in der sich keine Gedanken machenden Sorglosigkeit.“ Er schaut empor, auf die Wand, wo, zwischen Schlägern, farbigen Mützen und sonstigen Reminiscenzen aus dem Studentenleben, ein großes Gruppenbild der Söhne Livonias hängt — und plötzlich erlischt das Lächeln und der Blick wird ernst.

„Freilich auch da bisweilen viel Sorge und Kummer! — — — Gebhard, mein Gebhard, wie oft gedenke ich Deiner in wehmüthiger Trauer.“

Eine Weile steht er sinnend da, dann faßt er wieder nach dem Brief.

„Ha, ha, nein wirklich famos dieser Passus: „Deine Mastochsen verstehen ganz gewiß auch ohne Dich ihre Brache zu fressen, mein Bester, und wenn Du Deine Kartoffelhaufen auch noch so streng und entrüstet ansiehst — am Faulen wirst Du sie nicht verhindern — zu Spiritus, für den man Dir so gut wie nichts bezahlt (soviel verstehe selbst ich von den Vortheilen der heutigen Güterbewirthschaftung!) werden sie doch —

also laß sie ruhig faulen und die berühmten Ochsen auf eigene Hand täglich 10 Pfund zunehmen und komme schleunigst her, wo Besseres Dich schmerzlich vermiffen würde.

Es haben sich nämlich ein paar tanzlustige junge Frauen und einige Mamas, die ihre Töchter — sagen wir es mild — amüsiren wollen, ausgedacht, wieder ein Mal einen Subscriptionsball zu arrangiren, und zwar schon übernächsten Sonnabend. Und nun soll ich Unglücksmensch Tanzvorsteher sein und Herren schaffen. Liebliche Lage, was? wenn es reichlich 50 Damen giebt, die tanzen wollen, und zu gleicher Zeit hier nur knapp ebensoviele Herren, von denen, höchstens die Hälfte zu den Wunderthieren gehört, die am Tanzen um des Tanzes Willen Vergnügen finden, während die Uebrigen absolut nicht zu diesem „Frohndienst“ zu bewegen sind, sondern lieber zusehen. Gerechter Strohsack — lieber zusehen! Ja, sie sollten zusehen, nicht so faul, langweilig, trostlos und unbrauchbar zu sein, da würde bei dem Sehen doch etwas herauskommen. Jedenfalls ist es das undankbarste Vergnügen hier Tanzanführer zu sein und ich protestirte energisch gegen diesen Ehrenposten, aber es half nichts. So muß ich denn versuchen aus der Patzche zu kommen, indem ich den hoffnungsvollen Nachwuchs unseres Adels, die Groß- und Kleingrundbesitzer — alias die livländischen „Sandbären“ — aus ihren Winterlöchern locke und mit Dir, als Riesenbär, fange ich an, weil Du, épouseur im vollsten Sinne des Wortes, Besitzer einer runden Million,“ — „Na — na,“ murmelt Riesen, „die Deine Taschen übrigens mit Anstand tragen — das muß Dir der giftigste Neid lassen — Dorpat's berühmtester Walzertänzer (mir fehlt die Zeit zum weiteren Aufzählen aller Vorzüge, welche Dich zum Stern erster Größe am Himmel heirathsfähiger junger Damen machen!) — zum Mindesten für zehn andere Jünglinge giltst!!! Und da Du zu Deinen Tugenden

wirklich auch die besitzest, dich nie unnütz bitten zu lassen, so drohe ich nicht einmal mit meinem Zorn, sondern schließe mit einem „Auf Wiedersehen.“

Dein alter Axel, in schönster Vergangenheit Stubenflausch Axthen.

P. S. Eben höre ich, daß zur Feier des Geburtstages meiner Schwägerin Inga die Verbitenschen am Donnerstag einen Thé dansant geben, also erwarte ich Dich „für ganz bestimmt“ schon Mittwoch.“

Hermann faltet den Brief sorgfältig und blickt dann nachdenklich vor sich hin.

„Donnerstag und heute haben wir Montag! — Ob ich fahre? Ich könnte es am Ende wohl einrichten! Der Verwalter hat sich ganz eingearbeitet, auf ihn kann ich mich schon verlassen und zum Convent in 14 Tagen kann ich ja wieder zurück sein. Also vorwärts mit frischem Muth — die Wolmarschen Bälle habe ich somieso verpaßt und es wird ganz amüfant sein, den Mädchenflor aus der Rigaschen Gæe zu mustern.“

An den Schreibtisch tretend, wirft er einige Zeilen auf ein Blatt Papier.

„Riga — Schmiedestraße, Axel Rehburg. Bestelle zu Mittwoch Zimmer Hôtel Rome, Hermann. — — So!“

Ein Druck auf den Knopf einer elektrischen Glockenleitung und der Diener erscheint.

„Der gnädige Herr befehlen.“

„Hier ist eine Depesche, die der Postjunge mitnehmen muß und dann gehe zum Herrn Verwalter und sage ihm, ich ließe ihn bitten, nach dem Abendessen noch herauf zu kommen. — — — Noch eins, dem Kutscher sage, die beiden Braunen sollen morgen nicht ausgefahren werden und einen Garnez Hafer mehr bekommen, weil ich übermorgen früh mit ihnen bis zur Station Wesselshof fahren muß. Du kannst auch schon zusammensuchen, was ich für Riga nöthig habe — natürlich den neuen Londoner Frack, den Visitenanzug, den Stadt-

mantel — vergiß auch nicht den Cylinderhut und den Glaque, sowie die Lackstiefe. — Zum Packen nimm den leichten Rohrkoffer, den ich von meiner letzten Reise mitgebracht, und wie immer den Zuchtennachtsack mit dem Necessaire.“

Ueberlegend geht Hermann noch eine Zeitlang auf und ab, macht ein paar Notizen über Anordnungen für die Dauer seiner Abwesenheit, legt ein paar Scheite auf die verlöschende Gluth und schiebt sich einen bequemen Fauteuil an das Tischchen, auf welchem unterdessen der Diener den Kaffee servirt hat. Behaglich daran installirt, die Füße an den Rücken seines Hundes gestützt, der sich unter der Berührung wohligh dehnt — eine feine Havanna rauchend und seinen Mokka schlürfend, vertieft er sich in einen Leitartikel der St. Petersburger Zeitung.

Draußen hat sich wieder heulender Nordost erhoben, braust über die Flächen, stürmt in die entblätterten Wälder, aber machtlos prallt er ab von den festen, breiten Mauern des Hauses, siegreich halten Doppelfenster und die schweren Stoffe der Vorhänge Zug und Kälte ab — lustig flackert das wärmende Feuer und rasch und kräftig tickt die Wanduhr, kündigt mit vollem glockenartigen Schlag die verrinnenden Stunden.

\* \* \*

In ihrem stillen Leben ist alles Ereigniß! Nora ist all die Tage umhergegangen, wie im Fieber und hat in der Nacht nur unruhigen Halbschlummer gefunden.

Endlich ist der ersehnte, kaum zu erwartende Mittwoch Morgen herangebrochen und vor innerer Erregung noch bleicher als sonst ist sie im Speisezimmer erschienen.

Schwere Rauchwolken aus seiner Stambulka passend, geht ihr Vater dort schon langsam auf und ab, dazwischen am Fenster stehen bleibend, um den Stall und den Himmel zu beobachten.

In der Nacht ist der Wind umgesprungen und der scharfen Kälte der letzten Wochen scheint Thauwetter folgen zu wollen; eine blasse Winter Sonne lugt durch Nebelschleier, die sich am westlichen Horizont schon zu drohender, blaugrauer Wolkenwand verdichtet haben.

„Beeile Dich fortzukommen, Kind, es giebt wohl wieder Stühm und ich möchte, daß Du noch vor Anbruch der Dunkelheit Miga erreichst. — Sind Deine Sachen alle gepackt? — es wird schon gespannt.“

„Ja, Papa, es ist alles bereit und ich bin gleich fertig.“

Ihre Stimme klingt gepreßt — halb Aufregung, halb Freude, aber auch ein unerklärliches Angstgefühl schnürt ihr die Kehle, und keinen Bissen bringt sie hinunter.

„Warum ist der Abschied immer so schwer?“ denkt sie, während sie rasch zwei Tassen heißen Kaffees trinkt — „Sonntag, bei Empfang von Marias Brief solch aufjauchzende Freude und heute? — jetzt? — — Es ist, als ob man mich gewaltsam von hier fortreißt, als könnte ich unmöglich Papa so allein lassen.“

„Ich habe drei Pferde lang vor die Ribitke spannen lassen — die Landwege sollen in Folge des starken Schneefalles in der letzten Woche noch sehr verweht, sehr schwer sein, doch auf der Chauffée werden wohl zwei Pferde genügen! In Ramozky nimmst Du also Postpferde — so, hier ist Geld, auch für Deine Toilette.“

„Aber Papa, soviel?“

„Ach was, Schnack! — diese lumpigen paar rothen Scheine viel! — Nu, verlier sie nur nicht — hast Du ein Portemonnaie? So, und nun kommen die Pferde gleich vor — gehe Dich anziehen — und ordentlich warm — die Länge trägt die Last.“

Als sie das Zimmer verläßt, blickt er ihr mit trübem Lächeln nach: „Wie blaß und mager sie ist, und so ernst! Armes Kind! — — Ja, ja, zu traurig hat

sie es hier gehabt! — Taugt nicht für solch ein junges Blut, dies ewige Zuhause sitzen, ohne Verkehr, ohne Anregung — nicht einmal genug Bewegung — nichts! — — garnichts!!!“

Mit lustigem Schellengeklingel fährt der Schlitten vor die Rampe.

Wohl verpackt tritt Nora aus der Hausthür und nimmt Abschied vom Vater, der auf die Vortreppe hinausgetreten ist, um dem Kutscher einige Befehle zu geben.

„Wie alt und gebeugt er doch aussieht, so im fahlen Halblight des dämmernden Wintermorgens,“ denkt Nora, und als sie ihn umarmt und ihm die Hand küßt, da ist es wieder, dies seltsame, unerklärliche Bangen, welches sich ihr schwer auf die Seele legt.

„Papa, ich bitte Dich, stehe doch nicht so lange draußen — der Wind ist so stark. Gehe hinein — bitte — Du wirst Dich erkälten, so ohne Mantel. . . .“

„Ach was, Unsinn! — Ein alter Soldat, wie ich, dem wird nicht gleich das bißchen Wind an's Leben gehen. Nun amüßre Dich gut, Kind, und komme gesund nach Hause — so in 2 bis 3 Wochen, nicht wahr?“

„Ganz gewiß, Papa — spätestens, eher früher — adieu, Papa.“

„Vergiß nicht Tante Ina bald zu besuchen und grüße auch die Verwandten! — Nu, fahr zu, Rein! — adieu, Kind.“

„Adieu, Papa!“

Der Kutscher knallt mit der langen Peitsche — die Pferde ziehen an — noch einmal beim Herumfahren um den Rasenplatz und Hinausbiegen aus dem Hof kann Nora die Gestalt ihres Vaters erblicken, der noch immer auf der Treppe steht und ihr nachsieht.

Sein spärliches Haar flattert im Winde — heiß wallt es in ihr auf — ihr ist, als habe sie nicht zärtlich genug von ihm Abschied genommen! O, sie möchte

noch einmal zurück, ihn stürmisch umfassen — einmal ihn küssen, wie früher! — — Wie als Kind!! — —

„Warum ist man beim Abschied so weich gestimmt?“ denkt sie wieder — und im täglichen Leben oft so kalt, so hart, so unnachsichtig und rücksichtslos, verschließt die Gefühlswärme, mit der man beglücken, die Zärtlichkeit, mit der man erfreuen könnte — kann sich in hundert Kleinigkeiten nicht überwinden und die Ausbrüche der schlechten Laune, der Unfreundlichkeit nicht beherrschen. Warum fühlt man beim Abschied erst so deutlich, wie man sein müßte, um die, mit denen man lebt, glücklich und zufrieden zu machen? — Alle die Unterlassungssünden, sie fallen schwer auf's Gewissen, Scham und Reue erwachen, und man möchte alles gut machen, was man versäumt — — und dann, beim Zusammensein, verfällt man doch wieder in die alten Fehler, in die häßlichen Gewohnheiten.“

Lange, lange sinnt sie diesen Gedanken nach, dieser ernststen Mahnung, die in jeder Trennung liegt: „Benutze die Frist, so lange es geht — o lieb', so lange du lieben kannst“ — vergiß es nie, es kommt die Zeit, wo es zu spät, wo du vor Gräbern stehst und klagst.“ Aber allmählich drängen sich andere Bilder vor — siegen über die dunklen Schatten, die sie heraufbeschworen, die jugendliche Erwartungsfreude gewinnt die Oberhand, und als sie kurz vor Wesselshof auf die Chauffée hinausbiegt, da tritt die eine Vorstellung in den Vordergrund:

„In 9 Stunden bin ich in Riga!“

Am Himmel haben sich die Wolken verzogen — hell lacht die Sonne, und glitzert in den tausend und abertausend Schneekristallen der weißen, weichen Decke, unter welcher, im winterlichen Schlummer ruhend, die Erde von dem weckenden Frühlingskusse träumt.

Wie köstlich ist es doch, dies rasche Dahingleiten auf der schimmernden Fläche! — Nora athmet mit

Behagen die reine, kräftige Luft ein, und ihr ist, „als wüchsen im Herzen ihr Flügel.“ O wunderbares Menschenherz — ebenso aufrichtig in der Wonne, wie in der Qual — in der Seligkeit, wie im Leid!

\* \* \*

Nach mehrstündiger Fahrt erreicht Nora Rodenpois — die letzte Station vor Riga — wo fast immer ein lebhaftes Treiben ankommender und abfahrender Reisenden herrscht.

Im Begriff ihre Kibitze zu verlassen, um sich in den Stationszimmern etwas zu erwärmen, erblickt sie einen breitschultrigen Herrn in hoher Fellmütze und prachtvollem Bärenpelz, der gerade die Stufen der Treppe herabkommt, um seinen bereitstehenden Schlitten zu besteigen. Etwas in der Haltung, den Bewegungen kommt ihr bekannt vor und plötzlich durchzuckt sie freudiger Schreck:

„Mein Gott, war das nicht Hermann Riesen? — — — — o warum kam ich nicht fünf Minuten früher an!“

Thörichte Nora — denn was dann geschehen wäre, ob er sie überhaupt erkannt, mit ihr gesprochen hätte, darüber giebt sie sich keine Rechenschaft — wiederholt nur nach Art der jungen Mädchen, die jedes Erlebnis gleich mit romantischem Schimmer umkleiden und alles mögliche Wunderbare erwarten. . . . „Warum konnte ich nicht 5 Minuten früher ankommen?“

Es ist wirklich Graf Riesen, der ihr vorausfährt, aber bald einen großen Vorsprung gewinnt, denn seinen Trinkgeldern widersteht so leicht keiner, sie bewältigen auch den mürrischsten Postillon.

„Na, fahr ordentlich!“ hat er dem jungen Postknecht gesagt, der, die Mütze schief auf den blonden Kopf gerückt, sich's erst auf dem Bocke bequem gemacht hat, und jetzt mit fröhlichem Pfiff seine Pferde in raschere Gangart bringt — „eine Uhrtasche giebt es ja

bis Riga nicht, also vorwärts! — Du bekommst einen Grünen, wenn wir in eine Stunde da sind.“

„Nu, in eine Stund — das kann wohl nicht, zeenigs Seelkungs — sind ganze zwanzig Werst bis Stadt Riga und vor Stadt da muß man viel ausbiegen, wegen Fuhrens, und in Stadt selbst darf Post nicht so rasch fahren, aber in eine Stund und noch Viertelstunde dazu — das kann schon machen! — Bahn ist gut eingefahren, Grüften sind auch nicht viele.“

„Na, dann los.“

Während auf den Landwegen stellenweise wirklich kaum durchzukommen war, ist hier der breite Weg spiegelglatt. — Berge giebt es auf dieser Strecke keine. Die Pferde sind scharf beschlagen, traben regelmäßig, und Hermann freut sich der raschen Fahrt.

„Es geht doch nichts über einen schönen nordischen Wintertag,“ denkt er. — „Freilich Orangen pflückt man nicht im Freien, Ende Januar, und mit Rosen, die sich um's Haus ranken, schmückt man nicht seinen Weihnachtsbaum, wie Frostberg's voriges Jahr in Nizza, aber Leib und Seele stählt diese klare, kalte Luft und zu längerem Aufenthalt tausche ich unsere Weltabgeschiedenheit auch gegen die berühmtesten Gegenden des Auslandes nicht ein. Schon allein die Touristen, die überall herumwimmeln, können einem die schönsten Punkte verleiden. Und dann an den herrlichsten Orten immer ein Hôtel, ein Restaurant — „Bierwirthschaft“. — Scheußlich! — Und das heißt „Natur genießen.“

Gegen Abend ist es kälter geworden. Vor ihm erglüht der südwestliche Himmel in den wunderbarsten Nuancen und der Widerschein des in Gluthen getauchten Horizonts fällt auf den beschneiten Tannenwald, der sich zu beiden Seiten des Weges hinzieht, übergießt Schnee und Stämme mit röthlichem Glanze.

„Roth-grün-weiß! — — Livonias Farben! So war's auch, als wir Dich begruben, mein Gebhard.“

Bruinings schönes Gedicht fällt ihm ein:

Livonengrab.

Der Winter ist gekommen  
Es ruhet die Natur —  
Mit weißem Leichentuche  
Bedeckt sind Wald und Flur.  
Er deckt mit weißer Decke  
Ein jüngst verschüttet Grab. —  
Darauf senken grüne Tannen  
Die Arme trauernd hinab.  
Der Sonne letzten Strahlen  
Vergolden mit rothem Schein  
Den stillen Ort — dann hüllet  
Die Nacht ihn trauernd ein.

„Auch ich will nur in heimatlicher Erde ruhen,“  
denkt Riesen weiter, „aber erst hier wirken und fest  
hier wurzeln, Du mein Livland — Du liebe, kleine  
Heimath!“

Allmählich verblaßt das schöne Farbenspiel am  
Himmel und als sei — ihre dunklen Schleier ausbreitend  
— die Nacht auf goldumränderten Wolkenflügeln herab-  
gestiegen, senkt sich Dämmerung immer tiefer über die  
Landschaft, und die Laternen der St. Petersburger Vor-  
stadt sind schon angezündet, als Hermann Riga erreicht  
und die Alexanderstraße hinunterfährt.

„Na! die Friedrichstraße in Berlin ist besser be-  
leuchtet,“ lächelt er. „Schadet nichts, bist doch ein  
braves Nest — und ich grüße Dich, Du altes Riga.“

Der Schlitten biegt in den Theaterboulevard ein  
und hält vor dem Portal des Hôtel de Rome, wo Riesen  
stets Wohnung zu nehmen pflegt.

Dienstbeflissen und hilfsbereit sind Portier und  
Hausknecht herausgeeilt, um dem „Herrn Grafen“ beim  
Aussteigen zu helfen und das Gepäck abzubinden.

„Ist mein Zimmer in Ordnung?“

„Gewiß, Herr Graf! Wollen der Herr Graf noch erst hinauf, oder gleich in den Eßsaal?“

„Erwartet mich Herr von Rehburg vielleicht schon dort? — der Affessor“, setzt er hinzu, der Frage des Portiers zuvorkommend, auf dessen Gesicht sehr deutlich zu lesen stand: „Es sind im Augenblick so viele Rehburg's hier, welchen meinen wohl der Herr Graf?“

„Nein!“ berichtet ein herbeigerufener Kellner: — „Herr von Rehburg ist wieder weggegangen. Er belegte nur einen Tisch und befahl dem Herrn Grafen zu sagen, daß er um 6 Uhr noch einmal ankommen würde, um zu sehen, ob der Herr Graf vielleicht unterdessen angekommen seien.“

„Gut, und jetzt ist die Uhr?“ — Er zieht eine moderne schwarze Uhr aus der Westentasche. —

„Gerade dreiviertel nach fünf,“ intervenirt eilfertig der Kellner.

„Ja so, richtig! — ich habe ja landsche Zeit. Also dreiviertel auf sechs. Nun, da habe ich gerade Zeit meine Toilette etwas in Ordnung zu bringen.“

Bevor er die Treppe hinaneilt, wirft er noch einen Blick auf die Tafel, wo die Namen der Angereisten stehen.

„Ah, Trostberg's und die Ilgenschen Rehburg's sind auch hier abgestiegen, wie ich sehe. Sind die Herrschaften zu Hause?“

„Nein, die Herrschaften speisen heute bei dem Herrn Landrath Rehburg-Deubiten!“

Eine Stunde später sitzen die jungen Herren im Speisesaal des Hotels und plaudern über dieses und jenes.

Etwas kleiner als sein Freund, tief brünett, eine elegante aristokratische Erscheinung mit lebhaften Gesten und noch lebhafterem Mienenspiel, hat sich Axel Rehburg wenig verändert, seitdem wir ihn zuletzt in Dorpat auf der Schlittschuhbahn gesehen haben. Lockig fällt ihm das

dunkle Haar in die Stirn, Uebermuth und Lebenslust blitzen aus den braunen Augen, nur die schlanke Gestalt ist stattlicher, männlicher geworden und ein fecker schwarzer Schnurrbart kräuselt sich über der spöttischen Lippe, dem stets zum Scherzen aufgelegten Mund. „Wirklich, Axel Rehburg ist ganz der Alte geblieben!“ sagt Jeder, der den netten Gymnasiafen, den flotten Studenten gekannt hat und der Zuhörende echoet: „Ja, wirklich! — ein ganz allerliebster Mensch!“ — „so lustig und amüfiant“, setzen die Damen hinzu — „etwas leichtsinnig, aber durch und durch anständig — ein kreuzbraver Junge!“ ist das gewichtigere Urtheil der Herren. Jedenfalls versteht er es ausgezeichnet ein gutes Menu zusammenzustellen und weiß unter des Herrn Otto Schwarz's Weinen bestens Bescheid.

Hermann, der von der langen Fahrt in frischer Luft gesunden Appetit mitgebracht hat, läßt sich das Diner vortrefflich schmecken; dann, als der Kellner den Kaffee und die Liqueure auf den Tisch gestellt, lehnt er sich im angenehmen Gefühl des Gesättigtseins in seinen Stuhl zurück.

„Also Sonnabend ist der Subscriptionball? fragt er, eine neue Paphros anrauchend. — „Wo? im Wöhrmannschen Park?“

„Nein! im Schüzengarten.“

„Und wer sind die dames patronesses? Ich will doch morgen pflichtschuldigst meine Karten abgeben.“

„Natürlich die Landrätthin Walldorf — ohne deren Präsidium kommt ja nichts zu Stande, dann meine Tante Anna — die Kurrapähschen verbringen schon mehrere Winter in der Stadt der Schulen wegen — Nr. 3, die Gräfin Reckenstein, die selbst noch jünger und lebhafter ist, als ihre Pflegebefohlenen, die sie allmählich auf den „vanity fair“ gebracht hat — enfin die junge Frau von Ecken — Du weißt, ihr Mann ist seit Kurzem im Creditssystem angestellt — sehr lebenslustiges Paar.“

„Und wie lebt es sich sonst in Riga? war schon etwas los?“

„Bis jetzt so gut wie garnichts — nur einige Wohlthätigkeitsbälle. Diners und Theegesellschaften — ziemlich „täht“ das Letztere. Die Herren spielen in einem Zimmer Karten, die Damen sitzen in einem Anderen und arbeiten, dann trinken alle Thee und essen Sandwiches, zur Abwechslung vielleicht auch mal zu Hause gebackene Rümmeleuchen, wobei die Gesprächigen reden und die Schweigsamen zuhören. Wer sich dabei amüsiert, das mag der Himmel wissen! Jetzt aber scheint doch der Tanzbacillus, welcher wie eingefroren war, aufthauen zu wollen. Sonntag war ein improvisirter Knoßpenballon bei den Heddeserschen — ziemlich harmloses Babyvergnügen! — eine Schlittenparthie mit nachfolgender Sauterie arrangirten vorgestern Walldorf's — morgen ist bei den Derbitenschen Thé dansant, von dem ich Dir schon schrieb und nächsten Montag geben Reckensteins in ihrem schönen Saal einen regelrechten Ball mit Orchestermusik. Die Ulrichsche Kapelle ist schon bestellt. Man munkelt auch von einer Journéé solle bei den alten Treuenberg's, zur Einweihung ihres neuen Hauses, das wirklich millionenwürdig eingerichtet sein soll. Und dann, habe ich gedacht, könnte man vielleicht einen Herrenball zu Stande bringen — was meinst Du, Hermann?“

„Los, aber dann auch mit allen Chicanen. Bonbons, Cotillonüberraschungen — womöglich das Souper aus Petersburg — wenn schon, denn schon, wie Landrath Rehburg sagt.“

„Sehr gut, Riesenbär, so etwas soll hier noch nie dagewesen sein — die Menschen sollen ihr blaues Wunder erleben. Ja, wenn Du und ich uns zusammenthun, da kommt schon etwas Rechtes zu Stande — weißt Du noch? — als wir in Dorpat zum Livonenballe Ausrichter waren, wie prachtvoll uns die Ausschmückung des Muffensaales gelungen war.“

„Na, und hübsche Erscheinungen unter den Töchtern des Landes?“ fährt Hermann in seinen Fragen fort, Axel sein geöffnetes Cigarrenetui hinhaltend: „Schmeck mal — die mit dem Mundstück — Havannacigaretten von Ten Kate in Petersburg — echte importirte — sie sind wirklich gut.“

„Danke! — — Hm! unter den Knospen nichts bemerkenswerthes für unsere Kennerblicke — da sind nur zwei Treuenberg's! ganz nett! aber unter den Frauen — pique sein, sag ich Dir — wirklich berückend — —.“

„Aha, also noch immer das alte *faible pour la femme mariée*. . . .“

Axel quittirt die Bemerkung mit einem schlauen Blinzeln seiner pfißigen Augen und fährt unbeirrt fort:

„Da ist besonders eine, *mon cher*, ich sage Dir, la belle femme, wie sie im Buche steht. Gestalt, Wuchs, Haltung, Gang, Teint — nichts fehlt, und die kleinsten Hände und Füße — die üppigsten Haare, *châtain doré*, das seltenste. . . .“

„Mensch, höre auf. Mir schwindelt bei all diesen Superlativen,“ unterbricht Riesen, aber Axel ist im Zuge. . . .

„Und dazu Augen — große, kluge, märchenhafte.“

„Was noch? — ich glaube. . . .“

„Ein berückend lächelnder Mund, der so geistreich zu plaudern versteht — vielleicht zu geistreich für meinen Durchschnittschädel — aber dafür Toiletten — chicvolle — Diamanten! — fabelhafte. . . .“

„Nu, Axel, ich glaube, du fabelst. Also auf Dein Herz verschießt Amor noch immer keinen einzigen seiner Pfeile umsonst? noch immer das *faible* für Diamanten und die Passion für schöne Wittwen?“

„Aber sie ist gar keine Wittve!“

„Noch besser! Und das sagst Du so kühl pfeifend.“

„Aber ich bitte Dich, das ist doch ganz ungefährlich. Zwischen Flirt und Courmacheret gehört sich in

den Ballsaal, sonst ist factisch solch ein sinnloses herumhüpfen, bloß weil ein Walzer oder eine Mazurka gespielt wird, zu nutzlos und insipide.

So ein kleines Passiönchen muß man haben — Gefahr ist ja weiter keine dabei, bei unseren soliden Grundfäßen — brunnentiefen Naturen . . .“

„Besonders Du!“ lacht Hermann, „schöner Brunnen, ha, ha, ha.“

„Und unter den Argusaugen der Verwandtschaft,“ fährt Axel fort — „die sowieso jeden unserer Schritte controllirt — bei den vielen Onkeln und Tanten, die durch Zunicke und Abwinken uns allmählich doch dahin bugsilren, wohin sie uns haben wollen. . . .“

„Zu einer Heirath mit der Nachbarstochter, wie? Ich habe da so meine stillen Beobachtungen gemacht im vorigen Sommer in Neubad. — — Was sagt denn Ida Waldorf zu dieser Schwärmerei für Frau von — à propos, wie heißt denn das vorhin geschilderte Wesen, welches Dein Herz so in Flammen gesetzt hat?“

„Flammen! ich bitte Dich, Flammen?! Jeder kann doch nicht solch ein verpanzertes Herz haben, wie Du, Verehrtester. Na warte nur, Deine Stunde wird auch schon kommen und dann werden wir den Riesenausbruch erleben.“

„Vielleicht, vielleicht! . . . Also, wie heißt sie?“

„Wer? Ach, die Baronin Sived. Während ihr Mann in Geschäften nach Petersburg gereist ist, verbringt sie einige Wochen hier, bei ihrer Schwiegermutter.“

„Was Sived? doch nicht die geborene Thingen, von der ehstländischen Branche. Und ihr Mann ist Gesandtschaftsattaché in Stockholm?“

„Ganz recht. — Jetzt ist er nach Paris versetzt.“

„Aber das ist ja sehr nett, hier Juliane Sived zu treffen, habe sie jahrelang nicht gesehen. Sie ist ja meine Cousine — meine Großmutter väterlicherseits war ja auch eine Thingen.“

Uxel schlägt mit komischer Grimasse die Hände zusammen. „Nein, hat der Mensch eine Chance im Leben, Alles ist er, Alles kann er, Alles hat er — nun auch noch solche Cousine, während wir uns zumeist mit simplen Landpflänzchen begnügen müssen. Das bitte ich mir aber allen Ernstes aus, daß Du mich nicht gleich am ersten Abend bei ihr ausstichst! Bis jetzt war ich ihr vielbeneideter Cavaliere servente — aber das kennt man schon „mon cousin“ hier — „ma cousine“ da — das giebt gleich so ein angenehmes Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Vertraulichkeit — und ich Pechvogel verbrauche eine Tintenflasche, um Dich herzulootsen.“

Sachend hat Hermann zugehört, denn die Art, in welcher Uxel das alles lebhaft, mit entrüstetem Tonfall vorträgt, ist voll unwiderstehlicher Komik: „und die...“

„Ja und die Geister, die man rief, wird man nicht wieder los. Uebrigens sei ganz ruhig, brauchst in mir keinen Cäsar zu fürchten! Als Better muß ich mich natürlich vorstellen — un tour ou deux tanzen — aber mein Genre sind sie nicht, solche imposante Erscheinungen — leiste selbst genug darin! — auch wenn sie die kleinsten Füße und die größten Diamanten haben. Ich ziehe unbedingt unsere prächtigen landschen Fräuleins vor. — Nicht sehr elegant, aber so ganz ohne Biererei und Coquetterie — nicht sehr entwickelt, meistens aber auch nicht verschroben und von des Gedankens Blässe angekränkelt. — Bisweilen etwas manierlos und sogar derb, aber gesund, frisch und natürlich, so wie...“

„So wie hier eine Menge sind. — Aber warum besinnst Du Dich dann so lange? Glaubst Du wirklich, Du bekämest einen Korb?“ Uxel fragt es etwas ironisch.

Jetzt ist es Hermann, der unentwegt fortfährt, während ein gutmüthig schlaues Lächeln um seine Lippen spielt: „So wie Inga Rehburg war, mit 17 Jahren — sowie zum Beispiel Marie von Theren zu werden ver-

sprach. Ist sie noch immer das nette Ding, mit dem schlagfertigen Witze, der unverwüßlichen Laune und dem warmen Gemüth, das aus ihren Rehaugen strahlt? Ich hörte aus dem Fellinschen, daß sie zu Reckenstein's würde und freue mich recht, sie wiederzusehen."

Wenn Riesen einen Zweck hatte, so ist er erreicht. Bläß vor Erregung fährt Axel empor, ernst ist plötzlich das sorglose Gesicht, die Augen sprühen. "Das sage ich Dir, Hermann, wenn Du anfängst Marie Theren den Hof zu machen, um sie zu werben, dann ist es mit der Freundschaft zwischen uns ein für allemal aus. Du weißt sehr gut. . . ." Den Ausdruck in Riesen's Gesicht bemerkend, bricht er ab.

"Ach Du Riesenbär — warte — mir solch einen Schreck einzujagen! Aber, im Ernst, lasse Dir nicht einfallen. . . ."

"Na, sei ganz ruhig, Axel. Ich ahnte ja schon längst, was die Glocke bei Dir geschlagen hat, und meinen Segen hast Du. Aber warum zögerst Du so lange? Sind es äußere Hindernisse, oder bist Du doch noch nicht ganz im Klaren mit Dir selber? Soll ich Dir helfen! Mir scheint Eifersucht erregen ein probates Mittel. . . ."

"Versuch es lieber nicht — das Experiment ist mir doch zu gefährlich.

"Also, was fackelst Du noch? —"

"Weiß der Himmel, mir ist das Junggesellenleben nachgerade wirklich ziemlich über — diese Krippenreiterei an verwandtschaftlichen Eßtischen, oder die Garfückenmittage, diese Bouillons und Beefsteaks, die meine Aufwärterin mir bisweilen aufischt, die erinnern doch stark an die Staubtuchsuppen und den Sonnabends-Zwiebellops der Madamchen B. in Dorpat, wo die Reste von Wochen in unmöglichen Saucen auf den Tisch schwammen — —."

"Schrecklich, hrr — —."

„Ja, in dieser Beziehung und in mancher anderen, z. B. unsere erste Wohnung in der Tschelferschen Straße, aber sonst — es waren doch einzig schöne Zeiten! Denke, als wir aufgenommen wurden, und dann unser Kommerz in Mollak, als wir. . . .“

„Ja, als wir den Wegfahrenden das Wagenstroh anzündeten, ha, ha, ha.“

„Na, weißt Du, unsere Pedellenulke waren auch nicht ohne!“

Nun sind die Beiden auf ein so uner schöpfliches Thema gekommen, daß sie Ort und Zeit vergessen, bis Axel entsezt ausruft: „Himmel, Hermann, es ist schon achteinhalb. Da müssen wir uns aufmachen. Es ist heute kleiner Familienkringel bei den Kurrapähschen und ich habe schwören müssen, Dich mitzubringen, todt oder lebendig.“

„Ich ziehe letzteres vor — — im Frack?“

„Gott bewahre.“

„Nu dann los, aber zum Coiffeur muß ich jeden falls noch vorher.“

\* \* \*

Es ist ein prächtiges altes Ehepaar, die Reckenstein's, das von Allen geliebt und geehrt wird. Er — eine imponirende Gestalt mit schneeweißem Haar, noch rüstig und geistesfrisch, trotz seiner 70 Jahre, lebenswürdig und galant — „Ja, wir von der alten Schule,“ pflegt er zu sagen — hat früher in der Landesvertretung eine große Rolle gespielt und, obgleich er seit Jahren dimittirter Landrath ist, spielt er sie in gewissem Sinne noch immer. Sein Name, seine Stellung und vor allem seine Persönlichkeit sichern ihm maßgebenden Einfluß, seine gereifte Erfahrung und sein klares Urtheil werden hoch geschätzt und oft befragt.

Jovial und mittheilsam, hört er sich gerne sprechen, liebt angeregte Debatten und versammelt gerne Abends

Herren um sich zu lebhaften Diskussionen über die Fragen der Landespolitik, oder zu einem gemüthlichen „Parthiechen“, und die Hausfrau versteht es so gut ein einladendes kleines Souper zusammenzustellen, welches nach den Aufregungen des Whists trefflich mundet. Sie — ein kugelrundes, kleines Persönchen, mit grauen Lösschen, die unter der weißen Haube, nach alter Mode, etwas über die Ohren herabfallen — ist gütig, warmherzig und voll eifrig lebhafter Antheilnahme für Jeden und für jedes Ereigniß, sei es ein Erdbeben in Krakatoa: „Wai Gottchen, wie schrecklich!“ oder eine Verlobung in der nähereren oder weiteren Verwandtschaft: „Ach Himmelchen, wie schön!“

Immer thätig, mit geschickten Händen unzählige Säckchen, Häubchen, Strümpfchen verfertigend, ist sie die Seele verschiedener Wohlthätigkeitsvereine und versteht es auch andere zu Werken christlicher Barmherzigkeit heranzuziehen. „Man betrachtet Bazare, Lotterien meistens nur als Plage, ich aber halte es mit dem Pastor, der mir mal gesagt hat, man sei dem nur zu Dank verpflichtet, der einen veranlaßt, in welcher Form es auch sei, Gutes zu thun.“ Daß die Ehe kinderlos geblieben, hat das Glück ihrer Gemeinschaft nicht gestört, obgleich in früheren Jahren oft ein wehmüthiger Schatten über Tante Herthchen's hübsches, zartes Gesicht gehuscht, als um sie herum immer mehr kleine Wesen, wie Pilze aufschossen — immer mehr Stimmchen anfangen sie: „Tante,“ „liebes Tantchen,“ zu nennen! — Neckenstein's verstanden es die Lücken nach Möglichkeit auszufüllen, haben sich immer mit Jugend zu umgeben gewußt und thun es noch. „Lauter alte Gesichter, wai Gottchen, das wäre schrecklich!“ sagt Tante Hertha und sorgt mütterlich für so viele, hat eine solche Menge Pathchen und Pflegebefohlenen, daß sie häufig ihren Schwestern und Schwägerinnen gegenüber äußert: „Ich habe mehr Kinderorgen, als Ihr alle zusammen.“

Da den beiden Alten das Leben auf dem Lande zu einsam, die häufigen Auslandsreisen zu anstrengend geworden, hatten sie vor einigen Jahren ein Haus in der St. Petersburger Vorstadt gekauft. Mit allem Comfort der Neuzeit ausgestattet, den verwöhntesten Ansprüchen an Wärme und Behaglichkeit entsprechend, erwies es sich als passendstes Winterheim.

„Ein warmer Ofen ist auch ein gutes Klima,“ hatte einmal der Graf erwiedert, auf die Frage, wie ihm nach den vielen in südlichen Ländern verbrachten Wintern der Aufenthalt in den nordischen Breiten convenire?

„Was helfen mir die grünsten Palmen, fruchtbeladene Orangenbäume und ewiger Rosenflor, wenn ich doch klappernd vor Frost, in zugigen Zimmern, an einem armseligen Kaminfeuer sitzen muß! Die wissen ja in Italien, selbst in Deutschland kaum, was so ein richtiges Halgen Holz ist. Und dann das Essen — ahnen ja nichts von einer richtigen Kohlsuppe, von einer ordentlichen Ofengrütze mit Milch!“

Nun, gute livländische Hausmannskost giebt der alte Koch Peter auf den Tisch und Halgen Holz in genügender Größe und Anzahl liefern die Wälder des Reckensteinschen Gutes Roggenthal — so herrscht denn in jeder Beziehung Wohlbehagen und eine gemüthliche, anheimelnde Atmosphäre in dem hübschen, grauen Hause an der Sandstraße, vor dessen Thüre Nora's Schlitten hält.

Katrine klettert zuerst heraus, um zu klingeln und wenige Augenblicke später steht Nora mit bangem Herzklopfen, geblendet von dem plötzlichen Wechsel zwischen Dunkelheit und Helle, in einem eleganten, in pompejanischem Styl gehaltenen Vorhause.

Aber noch hat sie nicht Zeit gehabt sich ihrer Umhüllungen zu entledigen, da eilt es mit jubelndem Ruf und Freudenschrei herbei, umfaßt sie mit stürmischer Zärtlichkeit.

„Nora!“

„Marie!“

„Mein Norchen! Es ist einfach himmlisch, herrlich, prachtvoll, daß Du gekommen bist, aber so spät ist es geworden. Ich horche schon eine Stunde auf dem Klang von Postglocken und war zuletzt ganz besorgt um Dich. Die letzte Strecke vor Riga in der Dunkelheit zu fahren, ist immer etwas unheimlich.“

„Also, sie ist da, die Erwartete! Nun, Fräulein Marie, sind Sie wohl „schrecklich“ froh?“ — läßt sich eine tiefe, gutmüthig polternde Stimme vernehmen. „Der Graf!“ Sei nur nicht blöde, er ist so „schrecklich“ nett,“ raunt Marie Nora schnell ins Ohr.

„Mein gnädiges Fräulein — ich heiße Sie herzlich willkommen in meinem Hause!“ Er schüttelt Nora kräftig die Hand. „Und nun lassen Sie sich zu“ — ritterlich reicht er ihr den Arm — „ah so, die Pelzgalloschen — Anton, ziehe mal dem Fräulein die Uberschuhe ab — zu meiner Frau führen! Sie finden bei ihr auch Ihre Tante Amalie, die sich sehr freut, Sie zu sehen.“

Durch eine Reihe elegant möblirter, hellerleuchteter Räume führt er Nora, die in ihrer Verwirrung keine Antwort findet auf seine scherzenden Fragen, — doch als mit den warmen Begrüßungsworten: „Ich freue mich Sie bei uns zu sehen, liebe Nora — ich habe Ihre selige Mutter sehr, sehr lieb gehabt“ — die Gräfin sie liebevoll auf die Stirn küßt, da wird ihr ganz leicht ums Herz und sie beugt sich tief auf die ihr entgegen-gestreckte Hand.

„Ja, Marie hat Recht,“ denkt sie „wie herzerwärmend ist das Wesen dieser alten Frau, wie schwindet in ihrer Nähe alle Bangigkeit und Scheu.“

„So, begrüßen Sie Ihre Tante, liebe Nora, und dann setzen Sie sich zu mir. Wie war Ihre Fahrt? Sie haben doch nicht gefroren?“

Theilnehmend und forschend ruht ihr gütiger Blick auf dem, in raschem Farbenwechsel bald erröthenden, bald erblaffenden jungen Gesicht.

„Aber, liebe Marie, wir vergessen ganz, daß Ihre Freundin heute wohl kaum etwas rechtes genossen haben wird. Ich habe angefragt das Essen warm zu halten, bitte klingeln Sie, damit man es auftrage.“

Nora verspürt keinen Hunger, aber sie wagt es nicht zu widersprechen und läßt sich von Marie in den Speisesaal führen.

Wie gediegen und doch behaglich ist dieser Raum ausgestattet. Bewundernd blickt sie um sich, auf das prachtvolle geschmückte Buffet, die schönen Credenztische, die hochlehnigen, wappengeschmückten Stühle, an den mit Kacheln ausgelegten Wänden hinauf zur reich kassettirten Lage. Und wie einladend ist der Tisch gedeckt — der feinste Damast, die schimmernden Weinkaraffen, das blinkende Silberzeug — in Krakenorm steht das Silber verschlossen und man benutzet für gewöhnlich nur schwarzstielige Messer und Gabeln! — die Crystallschalen mit dem köstlichen Obst — Tyroler Aepfel, Duchessebirnen — wie liebt sie Birnen und wie lange hat sie keine gegessen! — rothgelbe Mandarinen in geschmackvoller Anordnung, und das Alles überstrahlt von dem hellen Schein einer Guivrepoli-Hängelampe, die auch noch neun angezündete grüne Lichte trägt.

Marie hat Nora's staunende Blicke bemerkt: — „Hübsch, nicht wahr? und warum dieser Helligkeitsluxus? Das ist hier einmal so! — Der Graf und besonders die Gräfin lieben grand éclairage — „die alten Augen unterscheiden nicht mehr genau und da muß man dem nachhelfen!“ meinte sie, als ich den ersten Tag auch solche große Augen machte, wie Du jetzt. Bei uns ist man sparsamer mit der Petroleumtonne!“ jetzt sie lachend hinzu.

„Wie in Krakenorm auch! Was herrscht da stets

für ein Halbdunkel. Der alte Karl giebt sich die blutigste Mühe, aber für seine ungeschickten, dicken Finger sind die Erfindungen des neunzehnten Jahrhunderts nicht gemacht — erbärmlich brennen die paar kleinen Lampen, gut, wenn sie nicht rauchen.“

Und plötzlich steigt es vor ihr auf, wie eine Vision — im Geiste sieht sie ihren Vater da sitzen — beim Scheine solch trüber Lampe seine Patiencekarten legend und wendend — ganz, ganz allein in der trostlosen Umgebung. . . . und ihr ist, als lege sich eine eiskalte Hand auf ihr Herz und die Thränen sammeln sich in ihrer Seele — — — —

Da schlingen sich weiche Arme um ihren Hals. Den Kopf zurückbeugend, blickt sie in ein liebevoll zärtliches Gesicht.

„Woran dachtest Du eben? nicht so tranrige Augen machen, Norchen?“ flüstert eine liebe Stimme und setzt laut hinzu:

„Willst Du noch eine Frucht? — nein? — — Nun, dann komme, ich zeige Dir unser Zimmer.“

Durch einen langen Korridor folgt Nora der Voranschreitenden, aber als diese eine Thür aufstößt, bleibt sie mit dem bewunderndem Ausruf: „Ach, Marie, wie reizend!“ auf der Schwelle stehen. Es ist wirklich ein entzückendes Mädchenzimmer — und wieder drängt sich Nora der Vergleich mit Krakenorm auf.

Wie armselig das kahle Stübchen mit den blaugetünchten Wänden, welches sie dort ihr Zimmer nennt — nur die nothwendigsten Möbel sind darin — einen einfachen Küchentisch hat sie sich mit Hilfe eines grünen Stoffrestes zum Schreibtisch eingerichtet — an den Fenstern, vor den trüben Scheiben durchlöcherter Rouleaux — und hier?! — — —

Blüthenweiße Gardinen an den Fenstern. Den parquettirten Fußboden deckt zum Theil ein weicher Teppich — von den freundlichen, blaugemusterten Tapeten

heben sich italienische Landschaften in schwarzen Rahmen ab, Tischchen, Cachepots mit Blattpflanzen, mit hellfarbiger Cretonne bezogene, niedrige Polstermöbel stehen verstreut herum und eine blaue Ampel verbreitet ein dämmeriges Licht.

„Süß, nicht wahr? furchtbar gemüthlich und — ich schrieb es Dir schon — wie geschaffen für zwei Freundinnenseelen, die sich Jahr und Tag nicht gesehen haben. Schwachen wollen wir, bis uns die Zunge schmerzt — komm, setze Dich mal hierher, in dies warme Eckchen am Ofen — Deine Hände sind ja eiskalt. Oder sollen wir Deine Sachen auspacken? Ach so, richtig, Du wolltest Dein Haar in Ordnung bringen, komm, setze Dich vor den Spiegel und lasse mich es kämmen. Du weißt, das liebe ich sehr.“

Sie nöthigt Nora vor dem Toilettentisch Platz zu nehmen und beginnt die langen Flechten aufzulösen, die in schweren, goldenen Wellen über ihre Hände fallen. „Aber ich bitte Dich, ist es erlaubt sein schönes Haar derart zu maltraitiren, so wenig zur Geltung zu bringen,“ schilt sie, „Warte, ich stecke es Dir anders auf.“

„Nein, Marie, bitte nicht. Ich will es nicht anders tragen.“

„Eigensinn!“

„Nein, garnicht aus Eigensinn, aber ich habe doch zu Hause Niemand, der mir kunstvolle Frisur machen könnte, da ist mir so ein festgeflochtener Zopf am bequemsten.“

„Nun, wie Du willst, aber zum Tanzen, morgen, mache ich es bestimmt um.“

„Morgen? — der Ball ist doch auf Sonnabend festgesetzt, schreibst Du?“

„Ja, der Subscriptionsball, aber morgen ist eine Soirée dansante bei Deinen Derbitenschen Verwandten. So, Dein Haar ist fertig — nun laß uns gleich Deinen Korb aufschließen und sehen, was Du anziehen kannst.“

Natürlich nicht decolletirt, also wird wohl Dein Brautschwesterkleid das Richtige sein. Aber die Mode hat sich sehr verändert im letzten Jahre, verlangt alles viel faltiger — hauschiger — sieh so.“

Leicht und graciös dreht sich Marie bei diesen Worten ein paar Mal vor Nora herum:

„Dieses Kleid habe ich mir eben machen lassen.“ Tadellos sitzt das moderne dunkelgrüne Tuchkleid auf der zierlichen mittelgroßen Gestalt, fällt in geschmackvollem Faltenwurf, in weichen Linien an dem schlanken Körper herab.

Marie Theren ist überhaupt eine anziehende Erscheinung. Sie repräsentirt einen ganz anderen Typus, als ihre Freundin. — „Sie sind wie Mai und November!“ hatte eine Mitconfirmandin in Trikaton die Beiden sehr treffend charakterisirt und es liegt wirklich etwas Strahlendes, wie der lichte Glanz eines Frühlingstages in ihrem sonnig heiteren Wesen.

Freimüthig und offen blicken die braunen Augen und unter dem fecken Stumpfnäschen lächelt ein feiner Mund mit den hübschgeschwungenen Lippen Welt und Menschen an. Sehr lebhaft und aufgeweckt, in unbefangener Heiterkeit das Leben nehmend, und immer bemüht es auch Anderen leicht und angenehm zu machen, fehlt es ihr doch nicht an Tiefe des Empfindens, denn unter dem lustigen, scheinbar oberflächlichen Wesen schlägt ein warmes, treues Herz, auf das man bauen — lebt ein frommer, fester Sinn, auf den man sich verlassen kann.

„Ich sage Dir, Norchen, die Gräfin hat mir zu Sonnabend ein so reizendes Kleid geschenkt -- rosa Tüll auf rosa Canaous und dazu eine Menge Bouquets von Heckenrosen — eins für's Haar, ein größeres für die rechte Schulter und die übrigen auf dem Rock verstreut — einfach süß! warte, ich will es Dir doch gleich zeigen.“

Sie geht an den Kleiderschrank — da klopft es an der Thür.

„Bitte, gnädiges Fräulein, es sind Gäste da, die Gräfin läßt bitten — und die Theemaschine habe ich auch schon hineingetragen.“

„Was, schon Theezeit? — Es ist gut, Anton, wir kommen gleich. Du hilfst mir doch den Theetisch besorgen, Schatz — das Kleid zeige ich Dir später, komm.“

Während die jungen Mädchen plauderten, hat es mehrere Mal an der Entréethür geschellt.

„Sag Marie, werden viele Gäste da sein?“ Aengstlich fragt es Nora, die unter fremden Menschen ihre Blödigkeit nur schwer überwinden kann. — „Habt Ihr denn immer Besuch?“

„Nun ja, so ziemlich immer. Bisweilen ist es vom Morgen bis zum Abend der reine Laubenschlag. Kommt nicht schon Jemand zum Morgenkaffee — das thun die Landschen mit Vorliebe,“ denn dann findet man Euch Städter bestimmt zu Hause“ — meinen sie, dann sicher der eine oder andere zum Frühstück, und zu Mittag werden auf alle Fälle ein paar Gedecke mehr gelegt, weil es die Gräfin liebt, wenn die Verwandten und Bekannten ganz sans façon zu Tische kommen „A la fortune du pot“ wie sie sagt. Abends finden sich ein bis zwei Mal wöchentlich alte Herren zum Whist ein, oder die Gräfin versammelt ihre wohlthätigen Damen zu Comitéesitzungen,“ berichtet lebhaft Marie, während sie den Thee zubereitet. „Auch ich darf mir befreundete junge Mädchen einladen, wenn ich will. Sie sind ja zu gut, die alten Herrschaften. Liebes Herz, lege mal die frischen Rummelkuchen auf diese Teller und dann — da rechts im Buffet ist der Vorrath — bitte fülle die Zuckerdose auf.“

„Hör Marie, ist das nicht Onkel Dagobert's Stimme?“

„Ja, natürlich ist es Dein Onkel und diskussionslustiger als je. Sein Gesundheitszustand ist noch immer

der Mittelpunkt seines Denkens und nachdem er hintereinander so ziemlich alle Heilmethoden durchprobirt hat — eine Zeitlang war, glaube ich, die Naturheilmethode die Alleinseligmachende! — ist sein neuester Medicin-Sport, Hypnotismus, Suggestionsturen — wie die Kunstausdrücke alle lauten. Vor Kurzem war er in S., bei irgend einem berühmten Professor und nun erscheint er fast täglich, um von dieser Behandlungsweise zu erzählen und sich mit Jedem zu streiten, der nicht ganz seiner Meinung ist, eine kritische Bemerkung wagt, oder einen Einwand zu erheben versucht. Besonders viel zankt er sich mit Deiner Tante Mallchen — hör, wie er sich wieder ereifert — jedes Wort kann man hier verstehen.“

Sie sind nur durch den Salon von dem Boudoir getrennt, in dem sich die Gesellschaft aufhält und durch die Portièren kaum gedämpft, schallt das Geräusch erregter Stimmen ganz deutlich bis zu den jungen Mädchen herüber.

„Aber lieber Dagobert, das ist ja alles Unsinn.“

„Aber liebe Amalie — mit Euch Frauen, die Ihr Euch einbildet große Doctores zu sein, lohnt es sich überhaupt nicht zu sprechen — alles Neue, Ungewohnte, erklärt Ihr für Unsinn....“

„Es ist ja auch Unsinn, solch ein Experimentiren, beharrt Tante Mallchen, radicaler Unsinn, ja, schon mehr als das — es ist einfach Sünde! Ich bitte Dich, Dagobert, wird man sich da von einem Charlatan streichen, einschläfern lassen. Das ist doch der reine Fokusfokus, und wozu?“

„Wozu? wozu?“ schreit entrüstet Dagobert Rehb- burg, seine runden Augen rollend.

„Aber schrei doch nicht so, lieber Freund, unsere Ohren fallen zu,“ ermahnt lächelnd der Hausherr.

„Ach, laß mich doch reden, wie mir der Schnabel gewachsen ist,“ erwidert untwirsch der choleriche kleine Herr.

„Das ist ja um aus der Haut zu fahren, diese Ungläubigkeit hier zu Lande. Immer nur der alte Quatsch gilt was! — — Wozu?“ wendet er sich wieder an seine Cousine: „Um gesund zu werden, meine Liebe, um seine Nerven zu beruhigen.“

„Hör mal, die scheinen mir durch die gepriesene Kur nicht sehr calmirt zu sein,“ wirft der alte Graf, der zu necken liebt, wieder dazwischen.

„Sehr calmirt hatte sie meine Nerven, aber das kann ja ein Schaf wild machen, diese Zweifellei, sobald es sich um etwas Fortschrittliches handelt, dieser Widerspruchsg Geist — —.“

„Um gesund zu werden giebt es doch bessere, vernunftgemäßere Mittel,“ läßt sich wieder Tante Mallchen's etwas schrille Stimme vernehmen.

„Ist man wirklich krank, so legt man sich ins Bett und transpirirt tüchtig — gegen Husten trinkt man Dreiblattthee, gegen Magenschmerzen hilft ein Senfteig, gegen Zahnweh legt man sich ein Kräuterkissen auf die Wange, eine mouche de Milan hinter's Ohr oder schmiert Jod aufs Zahnfleisch — ein Geraniumblatt ist auch ausgezeichnet, wenn man es. . . .“

„Und wenn man fixe Ideen kriegt, wenn die Gedanken nicht mehr pariren,“ schreit nun schon ganz wüthend Onkel Dagobert — „wenn man fühlt, daß man verrückt wird, wo legt man sich dann Zugpflaster, Senfteig oder ein Kräuterkissen auf?“

„Wenn man verrückt werden soll, nun dann wird man eben verrückt! — Dann ist es so bestimmt gewesen,“ beharrt ruhig Tante.

Alles lacht, nur der aufgeregte kleine Herr perorirt weiter. In diesem Augenblick erscheinen die jungen Mädchen und begrüßen die Gäste.

Lebhaft gestikulirend, ganz roth vor zornigem Eifer, geht Dagobert Rehbürg auf und ab. Um die Lampe haben sich ein paar arbeitende Damen gruppiert — in

einer Ecke spielt der Graf eine Parthie Schach mit einem Neffen des Hauses, Heinrich Reckenstein, der seine lang aufgeschossene, schwächliche Gestalt linksch verbeugt, als er Nora vorgestellt wird.

„Meine Herrschaften, bitte zum Thee! — Nicht wahr, Mannchen, Ihr könnt Eure Parthie unterbrechen und Sie, lieber Herr von Rehburg, erzählen uns bei Tisch noch einiges von Ihrem Aufenthalt in Schweden und von diesen merkwürdigen Erfolgen des Professors in Stockholm. Ich finde sie doch sehr interessant.“

Die Gesellschaft sitzt lebhaft plaudernd um den Theetisch. Der Graf amüfirt sich, die jungen Mädchen zu necken, besonders Marie, die gewandt parirt und deren schlagfertige und amüsante Antworten ihn zu immer neuen Angriffen reizen.

„Hör mal, Frauchen, hast Du nicht zwei feste Hängeschlösser, die wir hier den Fräuleins zur Nacht vor den Mund legen können. Es ist ja nicht möglich sie so loszulassen, sonst „takeln“ sie sicher bis morgen früh. Man kennt ja die Schlafzimmerberedsamkeit unserer jungen Damen. Tags über können sie nicht „Papp“ sagen — schweigen in allen europäischen Sprachen, aber wenn die müde Menschheit schlafen will, da öffnen sich die Schleusen — da wird geplappert, gekichert und gedollt und morgens ist man ganz „verbast“.“

Der alte Herr hat übrigens nicht so ganz Unrecht mit seiner drastischen Schilderung. Als man die Freundinnen ermahnt zur Ruhe zu gehen, „weil Fräulein Nora doch gewiß von der langen Fahrt ermüdet sei,“ da wird zwar pflichtschuldigst das Licht in ihrem Zimmerchen bald ausgelöscht, aber gleich schlafen?! — nein! das ist unmöglich! Zu lange haben sie sich nicht gesehen, zuviel Wichtiges, Unaufschiebbares, Trauriges und Heiteres haben sie sich zu erzählen, so daß immer wieder die Frage ertönt: „Nora schläfst Du schon? nein?“ und es folgt ein Nachsatz, wie: „Denke Dir

unsere schwarze Mascha, mein liebes Reitpferd, hatte sich das Bein gebrochen und mußte erschossen werden — die Seele habe ich mir darüber ausgemeynt“ — oder „ha, ha, ha! Erinnerst Du Dich noch in Trikaton? der tolle Unsinn, den Ida Walldorff da anstellte...“

Und nachdem ein Thema glücklich zu Ende gesprochen, heißt es wohl:

„Hör Liebste, nun müssen wir aber wirklich still sein, gute Nacht, mein Norchen, schlafe wohl, träume süß“ — doch ein paar Minuten später fragt es wieder:

„Bist Du noch wach? Ja? — Ich habe Dir noch nicht erzählt, daß Trostberg's auch in Riga sind und die Jlgenschen,“ oder: „Sage mal, wie geht es den lieben Pastors in Therenhof? — ich habe eine Ewigkeit nichts von ihnen gehört.“

So, gedeckt vom Dunkel der Nacht, wagt Nora endlich, die sie am Meisten beschäftigende Frage:

„Nun und Hermann Riesen? kommt er zum Subscriptionssball?“

„Ja, er muß heute angekommen sein —.“

„Also war er es doch!“ denkt Nora stumm und preßt die Hände ineinander.

„Er hatte Axel schon vor ein paar Tagen telegraphirt ihm im Hötel ein Zimmer zu bestellen. Natürlich wird er morgen bei den Derbitenschen sein.“

„Und ich werde mit ihm tanzen,“ denkt Nora, „den Cotillon? — oh vielleicht! Und wir werden von Gebhard sprechen und von den schönen, alten Zeiten!“

Ihre Phantasie spinnt diese Gedanken weiter aus und von beglückenden Bildern umgaukelt, schlummert sie ein.

Auch Marie, als sie auf ein letztes: „Norchen, kannst Du Dir vorstellen?“ keine Antwort erhält, dreht sich gegen die Wand, legt den hübschen Kopf in ihre weiche Kissen, zieht die Decke bis ans Kinn heraus und ist bald eingeschlafen.

Am anderen Morgen erscheinen die „Fräuleins“, wie der Graf sie titulirt, sehr spät am Kaffeetisch und werden in Folge dessen mit erneuten Neckereien empfangen.

„Aber Fräulein Nora,“ sagt er in gutmüthigem Tone, „lachen Sie doch auch a bißl! Warum blicken Sie immer so ernst? Ich bin garnicht so bössartig, wie Sie zu glauben scheinen. — Passen Sie auf,“ setzt er herzlich hinzu „wir werden auch noch ganz gute Freunde werden! Fräulein Marie konnte die ersten Tage nur „Ah! und Oh!“ sagen und sehen Sie, wie der Vogel jetzt zwitschert und — — — hackt.“

Nora senkt die Augen und erröthet tief. Sie findet sich absolut nicht in diesen lustigen Neckkrieg — ist viel zu schwerfällig, viel zu gründlich für diese leichten Wortgefechte, und in dem Unvermögen auf diesen scherzhaften Ton einzugehen, passende Antworten zu geben, fühlt sie sich ängstlich, unsicher, ist noch schüchterner, schweigsamer als sonst, so daß die gütige Gräfin ihre Verlegenheit bemerkt und sie in ein Gespräch über ihre Toiletten für heute Abend und für die folgenden Tanzgelegenheiten zieht.

Nachdem der Graf sich in sein Cabinet zurückgezogen, um in Muße seine Zeitungen zu lesen, nimmt auch Marie lebhaft Theil an den Berathungen über diese wichtigen Fragen und das Resultat derselben ist, daß die jungen Damen nach dem zweiten Frühstück zur Schneiderin fahren, welche verspricht die nöthigen Abänderungen bestimmt bis zum Abend zu machen. Nachdem sie in der Stadt noch Einiges besorgt — Nora braucht Blumen, Ballschuhe! — und bei den Derbitenschen eine kurze Visite abgestattet, wandern sie Arm in Arm, durch die Anlagen, der Vorstadt zu.

Gegen den dunkelblauen Himmel zeichnen sich die dickbereiften Bäume und Sträucher, wie ein weißes Spitzengewebe ab — stattlich ragen daraus die eleganten Häuser der Boulevards und das Stadttheater empor,

und Nora freut sich an dem auffallend hübschen Bilde, welches auch verwöhntere Augen überrascht.

Während sie den Thronfolgerboulevard hinuntergehen, überholt sie ein raschfahrender Schlitten, in dem zwei Herren sitzen, die grüßend die Hüte ziehen.

„Das waren ja Axel Rehbürg und Hermann Riesen,“ bemerkt Marie. „Aha, im Cylinder! — die fahren Visiten. Richtig, da halten sie vor dem gelben Hause, wo die Landrätthin Walldorf wohnt, eine der dames patronesses.“

In Nora's blaßes Gesicht ist jähe Gluth gestiegen — auch auf Maries frischen Wangen brennt heißer Purpur und um die rothen Lippen spielt ein frohes, glückliches Lächeln. . . .

„Du Nora! Da vor uns geht Deine Cousine Thilde — eben biegt sie um die Ecke.“

Ich erkenne sie an dem wunderhübschen Plüschmantel, den sie sich voriges Jahr aus Berlin mitgebracht hat. Komm, laß uns rascher gehen, wir holen sie ganz leicht ein.“ — —

„Thildchen!“

„Guten Tag, Marie! — — — Nora, welche Ueber-  
raschung? Du hier — seit wann?“

„Seit gestern Abend.“

„Und Du bleibst längere Zeit?“

„Das ist noch unbestimmt — ich denke wohl vier-  
zehn Tage.“

„Ach, dummes Zeug — wenigstens vier Wochen. Wir lassen sie einfach nicht fort, telegraphiren dem Herrn Papa — er muß und wird schon längeren Aufenthalt bewilligen.“

Plaudernd verfolgen die drei ihren Weg.

„Wie geht es Martha?“ fragt Nora die Cousine.

„Danke, sehr gut,“ antwortet Thilde. „Ich war zu Weihnachten bei ihr — ihre Zwillinge sind reizend! Doch nun — Ihr geht wohl geradeaus und ich muß

links in die Elisabethstraße — auf Wiedersehen heute Abend und nicht wahr, Ihr besucht mich bald, ich wohne dieses Mal bei Tante Mallchen.“

„Wie verändert Thilde ist! Findest Du nicht, Korchen?“

„Ach, sie ist noch wunderschön —.“

„Ja, es ist noch das süße Gesicht mit den großen, märchentiefen Augen, aber der strahlende Glanz darin fehlt! — Wie war sie berückend hübsch auf dem Sessenschen Weihnachtstrubel, vor ein paar Jahren. Man konnte garnicht wegsehen. Weißt Du, es ist doch wohl nicht allein der Kummer über den Tod von Tante Rietchen, die sie nach Martha's Verheirathung so opfernd gepflegt hat, — ich habe mir das so zusammengeflügelt — sie liebt — liebt unglücklich. Dein Better Axel behauptet zwar, sie hätte Verehrer „soviel, wie ich Taschen“ und „einen Korbladen hätte sie sicher schon ausverkauft“ — aber was hilft's, wenn der Rechte sich nicht eingefunden hat.“

Der Rechte! Nora kennt es, hat es errathen, das Herzensgeheimniß der Besprochenen. Ja, es ist eine tiefe, treue Zuneigung, die sie verzehrt. — — —

„Auch Du,“ denkt Nora — „so schön, so reich begabt, so liebenswerth, mußst sie erleiden, die stumme, verschwiegene Qual unerwideter Liebe! Auch Du?!!!...“

\* \* \*

Am Abend rollt Wagen nach Wagen vor eins der hohen Häuser am Basteiboulevard, in dem die Derbitenschen Rehbürg's die zweite Etage bewohnen.

Von ihrem Gatte und ihren verheiratheten Töchtern unterstützt, empfängt die Landrätthin mit gewohnter Liebenswürdigkeit ihre Gäste, hat für jeden einen freundlich entgegenkommenden Gruß, ein verbindliches Wort.

„Siebe Gräfin, ohne Ihren Mann, wie schade“. —

„Guten Abend, Dagobert, lange nicht gesehen!“

„Es geht Ihnen wieder gut, liebes Fräulein?“ —

„Wie schön, daß Sie gekommen, liebe Baronin, meine Töchter hatten sie leidend gefunden und wir fürchteten“...“

„Ach, Axel?“

„Du befehlst, liebe Tante?“

„Ich denke, wir könnten anfangen — es sind doch schon genug Herren da!“

Axel wirft einen Blick in den Saal, der sich immer mehr mit hellen Toiletten und schwarzen Fracks gefüllt hat.

„Gewiß — nur Hermann fehlt noch! — — Ah, da kommt er.“

Als Graf Riesen sich vor der Hausfrau verbeugt, sagt sie freundlich:

„Nicht war, lieber Graf, wir dürfen darauf rechnen, daß Sie sich mit Axel in der Mühe des Anführens theilen werden — meine Schwiegerföhne behaupten, Familienväter hätten es nicht mehr nöthig sich im Dienste der Allgemeinheit heifer zu schreien, dazu seien Jüngere da.“

„Und da Dein Renommée als Dirigent noch von Dorpat her unanfechtbar ist — bisher ist es sogar mir nicht gelungen Dich auf diesem Gebiet auszustechen, so erlaube ich Dir großmüthig neue Lorbeeren einzuheimsen, aber nun komme, ich will Dich zur Baronin Bideck führen...“

„Richtig, die Wundercousine!“

„Da steht sie im Gespräch mit Onkel Eberhard, an der Thür zum Boudoir.“

„Was, die mit den blauen Federn im Haar?“

Im Nähertreten mustert Riesen mit kundigen Blicken die wirklich frappirende Erscheinung.

„Sapristi, Du hast recht — superbe Gestalt.“

„Gnädige Frau, erlauben Sie, daß ich Ihnen Hermann Riesen vorstelle, der das riesenhafte Glück hat, Ihnen als Better die Hand küssen zu dürfen!“

„Pas possible, daß ist Hermann Riesen, den ich ganz klein gekannt habe, kaum bis zum Tisch reichte er — — — mais Vous êtes devenu un géant, mon cousin.“

Mit unverhohlenem Staunen schaut die junge Frau zu ihm empor.

„Darum heißt er ja auch Riesen,“ scherzt Axel.

„Die Vorsehung hat entschieden Rücksicht auf seinen Namen genommen.“

„Darf ich um den Cotillon bitten?“

„Leider bin ich schon zu allen Tänzen engagirt, aber ich hoffe, wir verplaudern eine Pause, Better! Ich freue mich wirklich, Sie nach so vielen Jahren wiederzusehen. Ueberhaupt finde ich das so nett und angenehm, daß man in den baltischen Provinzen auch nach jahrelanger Abwesenheit gleich wieder inmitten eines Kreises von Verwandten und Bekannten steht. Späßeshalber führe ich Buch, und denken Sie, ich habe in der kurzen Zeit meines Rigaschen Aufenthaltes 60 alte Beziehungen aufgefrißt. Uebrigens treffen wir auch auf unseren Reisen fast überall Landsleute — sogar zu Füßen des Papstes kniete ich plötzlich neben einem Better. Dieses Zusammentreffen hat uns sehr amüßirt.“

„Sie haben wirklich dem Papste den Pantoffel geküßt?“

„Nein, gewiß nicht! das thun nur Katholiken. Uns reichte er seinen Ring.“

„Waren Sie kürzlich in Rom, Cousine? Doch nicht im vorigen Herbst? Es thäte mir leid, wenn wir uns dort verfehlt hätten?“

„Solches haben wir aber wirklich gethan, nur nicht in Rom, sondern in Neapel. Wir lasen Ihren Namen in dem Fremdenbuch unseres Hôtels, mein Mann fragte nach Ihnen, Sie aber waren am selben Morgen nach Cairo abgedampft. Haben Sie auch die Nilreise gemacht?“

Vom Klavier her tönen die Klänge eines Strauß'schen Walzer und Werner Rehburg, einer der Schwieger-söhne des Hauses, unterbricht die animirte Unterhaltung der Beiden, indem er die Baronin Lideck zum Tanzen auffordert. Mit einem Lächeln verabschiedet sie sich von Riesen.

„Fortsetzung folgt — nicht wahr?“

„Axel hat wirklich einmal nicht übertrieben,“ denkt Riesen, ihr nachblickend: „Weltgewandtheit, chic, aber was besser ist, durch und durch sympathisch. Weder banal noch coquett, natürlich und ungeziert. Wirklich charmante Frau.“ Dann führt er Inga Rehburg in die Reihe der Tanzenden.

Auch Nora hat hier einer Tante die Hand geküßt, dort einen Onkel begrüßt, mit Vettern und Cousinen einige allgemeine Redensarten getauscht — außer Trostberg's, den Ilgenschen, sind auch die Heddeferschen, Kurrapäh'schen, Truchshoff'schen und andere Rehburg's hier versammelt.

Auch sie hat Tänzer gefunden, aber da das Drehen im Walzer sie schwindlich macht, hat sie sich in eine Fensterbank zurückgezogen, von wo aus sie die Tanzenden beobachten kann.

Ihre Blicke suchen eine breitschultrige Gestalt, einen blonden Kopf — ah, da, inmitten einer Gruppe von Tänzern, die er um ein Beträchtliches überragt, erblickt sie Riesen, der, über die Schulter hinweg, mit einigen hinter ihm stehenden Herren spricht.

Jetzt wendet er sich um — seine Blicke schweifen umher, streifen sie, haften auf ihr.

„Wer ist das doch?“ sucht er sich zu besinnen.

„Du Axel!“ er faßt den Vorübergehenden am Arm.

„Wer ist die junge Dame, die am Fenster in. . .“

„In der unmöglichen, von einer landschen Nähterin verbrochenen Toilette — noch unmöglicherer Frisur und dazu gewaschene Handschuhe! Das ist wohl um seine Cousine zu verleugnen.“ —

„Deine Cousine — also ist es doch....“

„Nora Rehbürg — ja gewiß. Nicht die Spur hübscher geworden, im Gegentheil, und die weiße Farbe kleidet sie gar nicht.“

Hermann scheint zu zögern — dann aber durchschreitet er den Saal. — — —

„Guten Abend, Fräulein Nora“ — sie schrickt zusammen, so nannte er sie auch früher — „darf ich bitten?“

Sie legt die bebende Hand in die seine, sein starker Arm umschlingt sie, aber noch sind sie nicht in Takt gekommen, da werden die vom Klavier herüberschallenden Klänge leiser und leiser. — — —

„Ach, eine Pause!“ und er geleitet sie an ihren Platz zurück.

„Wie geht es Ihrem Herrn Vater? Und in Krakenorm alles nach dem Alten? Lebt Dros noch? ja? — Liebes, altes Thier.“

„Bitte, meine Herrschaften, ins Speisezimmer — wir wollen hier lüften, sonst wird's zu heiß!“ unterbricht Erica Trostberg, die älteste Tochter des Hauses, die beginnende Conuersation und Marie ergreift Nora's Arm:

„Komm Schatz, wir wollen Thee trinken!“

Sie treten an ein mit Früchten, Confect, Limonaden, Erfrischungen aller Art reichbesetztes Buffet, auch andere junge Mädchen finden sich ein — naschend, plaudernd steht man herum, tauscht Bemerkungen, beobachtet, kritisiert. Die Herren sind fast alle im Rauchzimmer verschwunden, nur Axel, Riesen, Baron Treuenberg und ein paar Andere mischen sich unter die Damen.

Baron Treuenberg, eine kleine, untersezte Gestalt mit einem runden, nichtsagenden Gesicht und läppischen Manieren, aber künftiger Majorathsherr und schon jetzt sehr wohlhabend, macht entschieden Marie Theren den Hof, was Axel mit zunehmendem Mißfallen constatirt.

Ida Walldorf, einer ganz hübschen Blondine, deren spähende Augen überall herumspioniren und deren boshafte Zunge nicht gerne lange stille steht, entgeht das natürlich nicht, umsomehr als sie, die Arel in Neubad, eine Saison lang, stark ausgezeichnet hat, in diesem Falle ein besonderes Interesse an dieser Wahrnehmung hat.

„Sieh doch nur, wie Treuenberg um Marie herum-scherwenzelt,“ flüstert sie ihrer intimsten Freundin, Else Weiden, ins Ohr. „Und Arel Rehburg macht sein wüthendes Gesicht, möchte ihn wahrscheinlich am liebsten erwürgen. Er ist bestimmt furchtbar eifersüchtig! — Ich gönne ihm das Vergnügen.“

„Marie,“ fragt Nora, „bitte sage mir, wer ist die Dame, dort auf dem Sopha, in dem wunderhübschen blaugrauen Kleide, mit dem Diamantenstern im Haar?“

„Das ist die Baronin Bideck. Sie ist nur für kurze Zeit hergekommen. — Ja, ihre Toilette ist furchtbar fein. Aus Paris behauptet Dein Vetter Arel, der sich in solchen Dingen auskennt, wie kaum ein zweiter hier. Aber diese Gnädigste gefällt mir garnicht, eine eingebildete, große Dame — greulich.“

„Greulich? — nein, das gewiß nicht. Ich finde sie sieht so sympathisch aus, und so klug.“

„Soll ja auch schrecklich klug sein. Hör nur Deinen Vetter Arel — der ist ja ganz weg von ihr.“

So unpoetisch der ist, nächstens macht er sicher noch Verse auf die „entzückende Frau,“ wie er sie titulirt!“

Spöttisch zuckt's um die hübschen, rothen Lippen. „Uebrigens sieht es ganz so aus, als wolle ihm Graf Riesen Concurrrenz machen. Der scheint auch schon ganz dem charme zu unterliegen. Da unterhält er sich schon wieder mit ihr. Nur Monsieur Arel macht ein höchst gekniffenes Gesicht. Geschieht ihm ganz recht. Es ist doch unerlaubt einer verheiratheten Frau so den Hof zu machen!“

Die Soirée verläuft ungeheuer animirt, es wird mit großem Entrain getanzt — „fast wie auf dem Familientage in Derbiten, wo wir uns verlobten!“ sagt Jnga Rehburg lächelnd zu ihrem Manne.

Nur einige Herren klagen, daß es im Saal zu heiß und die Pausen zu kurz, aber da im Uebrigen die Bowle im Rauchzimmer von Meisterhand gebraut, die Cigarren ausgezeichnet und das Souper den Traditionen des Hauses entspricht, so ist schließlich Alles zufrieden, und am folgenden Tage heißt es überall in der Stadt:

„Bei den Derbitenschen Rehburg's war es wieder einmal schrecklich nett“ — „ganz allerliebft“ — „so gelungen“ — „es sind aber auch zu liebenswürdige Menschen.“

Und Nora!?!

Auch sie hat getanzt, aber wenig, sehr wenig und fast jedes Mal hat sie auf die Frage: „Hast Du einen Tänzer zur nächsten Française?“ „Bist Du zum Cotillon engagirt?“ mit dem demüthigenden „Nein“ antworten müssen, ist ihr im letzten Augenblick irgend ein wildfremder Herr zugeführt worden.

Nur eine angenehme Quadrille hat sie getanzt, mit Heinrich Reckenstein, den das Farbenband als Rubone vom Polytechnikum kennzeichnet. Bläß und kränklich sieht er aus, sein Benehmen ist bescheiden, seine Verlegenheit noch größer als die ihre und so hat sie den Muth gewonnen, zum Versuch eine Unterhaltung in Gang zu bringen. Das Reckensteinsche Haus bot ein so nahe liegendes Thema, auch das Schachspiel, welches sie früher gern und viel mit Gebhard gespielt.

Allmählich ist er aufgethaut und gesprächig geworden, so daß Beide innerlich bedauern, nicht zum Cotillon zusammengekommen zu sein; doch diesem Wunsch Ausdruck zu geben wagt keiner von ihnen.

So tanzt Nora diesen langen Tanz, den Herzens-  
tanz, der gerade deshalb sich zu einer Quelle schönster

Erinnerungen gestalten kann, mit einem ihr gänzlich unbekanntem, widerstrebend herangeschleppten — oh, das fühlt sich! — älteren Herrn.

Raum daß sie bei der Vorstellung so recht seinen Namen gehört — blasirt mit seinem Pincenez spielend, sitzt er ihr zur Seite, mit einem unzufriedenen, gelangweilten Gesicht, in dem sichtbar zu lesen: „Das hat man nun von der Gutmüthigkeit! — scheußlich, auf solch ein Mauerblümchen hereinzufallen.“ Er giebt sich auch keine Mühe, sie zu unterhalten, nur hin und wieder wechseln sie nichts sagende Phrasen und Bemerkungen und Beiden ist es eine wahre Erlösung, als endlich alle Bänder-, Troika- und Blumen-Touren abgemacht, der grand rond — a droite — a gauche — chaîne — a une paire — a deux — a quatre — en avant — reculez — plus vite — ronde a quatre paires — voyagez — grande confusion — die Paare noch einmal durcheinander mischt — ein letztes „cherchez Vos dames“ die künstlich herbeigeführte Verwickelung débrouillirt, worauf nach einem kurzen Galopp für dieses Mal das Tanzvergnügen ein Ende hat.

Im Osten dämmert es schon, als sie nach Hause fahren — Marie die Hände voll Bouquets — Nora nur mit einem Sträußchen, das Heinrich Redenstein ihr gebracht.

„Hast Du Dich nicht amüßirt, Nora? — Du bist so still! — Bist Du sehr müde, Schatz?“

„Ja, ich bin das lange Ausbleiben nicht gewöhnt — ich habe starke Kopfschmerzen,“ giebt Nora kurz zurück.

Schweigend entkleiden sich die jungen Mädchen.

„Gute Nacht, Norchen,“ — zärtlich umarmt Marie die so starr Dreinsiehende: —

„Hoffentlich schläfst Du Deine Müdigkeit aus und bist morgen wieder ganz fix.“

Ja, sie ist todtmüde, Nora, von dem ungewohnten Leben, von all den Eindrücken, aber umsonst schließt

sie die brennenden Eider — sie kann nicht einschlafen, quälende Gedanken martern, peinigen sie und sie liegt da — mit offenen Augen und starrt zur Lage empor.

Welch herbe Enttäuschung hat ihr dieser Abend gebracht! Wie hat sie sich auf's Tanzen gefreut, gestern an dieser Stelle sich alles herrlich ausgemalt, und — wie anders ist es gekommen!! — wie anders! Ein Cotillon mit Hermann Riesen?! — jetzt verspottet sie sich selbst — wie lächerlich das zu erwarten! Er hat sich ihr nicht wieder genähert, sich nicht weiter um sie gekümmert. Und wie fremd und verlassen hat sie sich gefühlt, trotz der vielen Verwandten und trotz Marie's Nähe, die — bei jung und alt wegen ihrer Munterkeit und ihres herzerquickenden Lachens beliebt — von allen Seiten in Anspruch genommen, nur Momente für sie gehabt hat. — — — Wie viele höhnische, schmerzende Blicke hat sie aufgefangen, hat in die Erde sinken mögen vor Scham über ihr altmodisches, schlechtzigendes Kleid! — Und endlich diese geflüsterte Bemerkung von Ida Walldorf, die sie aber doch gehört und die ihr wie ein vergiftender Pfeil ins Herz gedrungen.

„Wie antipathisch ist doch diese Nora Rehburg?“ Und dies Gift schleicht durch ihre Adern, wird zu tödtlicher Bitterkeit, zu neidischer Frage: „Warum bin ich so?“

Und sie schluckt an ihren Thränen, beißt in ihre Rissen, um Marie nicht zu wecken, durch das krampf-hafte Schluchzen, das ihren Körper erschüttert.

„Nie wird er mich lieben — nie!“

\* \* \*

In das Vorzimmer des Reckensteinschen Hauses, wo die jungen Damen sich zum Ausgehen rüsten, lacht hell die Sonne, webt einen Glorienschein um Marie und ihre blühende Jugendfrische, der man keine Spur von Ermüdung nach der durchtanzten Nacht ansehen

kann, zeigt aber auch die dunklen Schatten, welche um Nora's müde, geröthete Augen liegen.

„Also Du begleitest mich wirklich nicht auf die Bahn?“ fragt Marie, ihre pelzverbrämte Jacke zuknöpfend und die blanken Schlittschuhe über den Arm werfend.

„Nein, ich muß endlich zu Tante Ina, sonst vergeht wieder ein Tag, ohne daß ich hinkomme und Papa hat es mir noch besonders angesetzt. Du weißt, sie ist seine Lieblingschwägerin, die Wittve von Onkel Anton, und war früher, als sie noch in Wenden lebten, ganze Sommer bei uns, mit Erich...“

„Und ihr Sohn Ewald bleibt verschollen?“

„Ja! es ist schrecklich! Tante leidet namenlos darunter.“

„Wie traurig! — — Auf Wiedersehen, Herzchen — Du findest doch den Weg? — Die Straße gerade herunter und dann die zweite Querstraße links hinauf bis zur Gertrudkirche. Du sagtest Nr. \*. Ich glaube, es ist ein graues Haus — jedenfalls steht der Name Deiner Tante auf der Thür — „J. von Rehburg,“ ich las ihn lezthün. Komm aber nicht zu spät nach Hause, wir essen heute Punkt fünf Uhr wegen des Theaters und die Gräfin liebt Pünktlichkeit.“

Nora findet leicht das bezeichnete Haus und hat kaum auf den Klingelknopf gedrückt, als drinnen schon der Riegel zurückgeschoben wird. Die Thür öffnet sich und der Herausstretende, ein junger Herr, steht einen Augenblick überrascht, faßt dann schnell und mit einem freudigen „Nora bist Du es wirklich?“ ihre beiden Hände.

„Wo kommst Du her? Seit wann bist Du hier?“

„Erich!?!“ Auch sie ist erstaunt. — „Die Fragen gebe ich Dir zurück, lieber Better. Weshalb warst Du nicht zur Tanzerei bei den Derbitenschen?“

„Ich bin erst vorgestern Abend aus Dorpat ge-

kommen und wollte Mama nicht allein lassen. Wenn ich aber gewußt hätte, daß Du da sein würdest...."

"Kann ich Tante sehen? Wie geht es ihr?"

"Schlecht!" Ein Schatten fliegt über sein Gesicht.

Wie sie so neben einander stehen, würde man die Beiden für Geschwister halten, so unverkennbar ist die Familienähnlichkeit. Das sind dieselben großen, grauen Augen mit dem ernstesten Ausdruck, dieselbe hochgebaute, kluge Stirn, dieselben prononcirten Linien um Mund und Kinn, nur daß in dem Gesicht des jungen Mädchens als häßlich wirkt, was Erich Rehburg's charaktervollen Zügen den Stempel des Energischen, Festen aufprägt.

"Doch komm herein, Nora, Mamachen wird sich so sehr freuen Dich zu sehen. Ich muß leider gleich fort. Doctor W. erwartet mich um dreieinhalb Uhr, aber ich hoffe, wir sehen uns bald wieder. Vielleicht morgen auf dem Subscriptionsball? Ich habe Mama versprochen müssen hinzugehen. Wart, ich führe Dich noch zu ihr — hier rechts hinein, bitte."

Eine Portièrè zurückschlagend, betritt Nora einen kleinen, einfach möblirten Salon. Dort, in der Nähe des Fensters, auf einer Couchette, liegt eine zarte Frauengestalt und wendet den Eintretenden ihr, von schwarzem Spitzenuche umrahmtes, feines, blaßes Gesicht zu.

Es trägt die Spuren tiefen Leidens, aber wie durchgeistigt sind diese welken Züge, welche eine geläuterte Seele strahlt aus diesen glänzenden Augen.

"Tante!"

"Mamachen, ich bringe Dir einen lieben Gast — und nun zum zweiten Mal: adieu!"

Er beugt sich herab zu der Kranken und küßt sie zärtlich auf die Stirn.

"Auf Wiedersehn, Cousine" — mit rascher Bewegung zieht er Nora's Hand an die Lippen, und die Portièrè fällt hinter ihm zu.

„Tantchen, liebes Tantchen.“

Nora kniet am Ruhebett und küßt die schmalen Hände, die so kraftlos auf der Decke liegen. Welche Fortschritte hat die unerbittliche Krankheit gemacht!

„Norachen, wie hübsch Dich zu sehen! Wie nett, daß Papa Dich fortgelassen. Wie geht es ihm? Immer der Alte? Interessirt sich für Politik und legt Patienzen? Und wie sieht es sonst in Krakenorm aus?“

„Erst recht nach dem Alten! — Die Tapeten hängen in Fetzen, die Motten haben bald das letzte Krollhaar aufgeessen und wenn es Nachts stark regnet, so spannen wir Regenschirme über unsere Betten und am andern Morgen ziehen wir Galloschen an, um ins Speisezimmer zu gelangen.“

Es soll scherzend klingen, aber nicht zu unterdrückende Bitterkeit grollt in der Stimme.

„Norachen?!“

„Es ist wirklich so, Tante — ich kann es garnicht mehr ansehen, nicht mehr ertragen!“

Und nun folgt eine Beschreibung des Verfalles, der sie umgiebt, all der Trostlosigkeit, in der sie erstickt, und sie schließt mit den Worten: „Dabei nichts Vernünftiges zu thun, nichts, was die Gedanken abzieht von dem schmerzenden Grübeln. — „Wozu lebt man überhaupt, wenn man so leben muß.“ Im Sommer geht es noch an, da habe ich den Wald, aber im Winter — nicht einmal Spazierengehen ist möglich, Bewegung in freier Luft! Soviel Schnee liegt dieses Jahr, daß man buchstäblich bis an den Hals versinkt, sobald man sich auf die Landstraße wagt und z. B. einer Fuhre ausbiegen muß. Da bleibt man lieber zu Hause, und die Tage spinnen sich ab in ihrer grauen Einförmigkeit — ach Tante, das ist zu gräßlich....“

„Aber Kind, man hat doch seine häuslichen Pflichten und so vielfache Beschäftigungen, um den Tag angenehm auszufüllen, sich Bewegung zu machen und sich zu zer-

streuen. Ich kenne die Qual der Beschäftigungslosigkeit, aber es ist die aufgezwungene — ich darf nichts, ich kann nichts thun — Du bist jung, mit gesunden Gliedern, Dich hindert nichts, kannst Dich in Haus, Hof und Garten tummeln, wo sich immer etwas Nützliches zu schaffen findet.“

„Ach, Tantchen, das glaubst Du, aber die alte Madde giebt die Wirthschaft nicht aus den Händen — sie zählt schon jede Kartoffel und jedes Stück Zucker, und der alte Gärtner Peter, der schon fünfzehn Jahre in Kratenorm sitzt, läßt sich auch nicht dreinreden in seine alten Practiken. Ich bin überzeugt, daß manches im Garten anders gemacht werden müßte. — Wir haben kein feineres Gemüse, Blumenkohl und dergleichen, immer nur die einfachsten Küchenkräuter und die einfachsten Blumen — höchstens ein garstiges, windschiefes Riesenbouquet. Und an Früchten — miggrige Stachel- und Johannisbeeren und ein paar jämmerliche, wurmfstichige Äpfel, aber da ich selbst nichts vom Gartenbau und Obstzucht verstehe, so habe ich keine Autorität, vermag nichts durchzusetzen. Auf meine Bemerkungen antwortet Peter seelenruhig: „Freileinchen, mißte man mehr Kraft aben, mehr Gartenjungens und mehr Dünger“ — oder „Freileinchen, das kann man nicht handers machen — das aben wir früher immer so gemacht und war immer gut.“

„Ja, Norachen, das kenne ich! Solch alte Leute, die sich eingemistet haben, sind schwer zu verdrängen und gegen ihre vorgefaßten Meinungen ist kaum etwas auszurichten. Aber Dir bleibt ja noch anderes — Du hast Deine Musik und Dein hübsches Zeichentalent. Du machtest so nette Fortschritte!“

„Ich habe das Zeichnen und Malen längst aufgegeben, es fehlt bald dies, bald jenes, Papier, Bleistifte, Farbe, und ohne Anregung kommt man nicht vom Fleck. Und musciren? Wenn das Klavier immer verstimmt ist, vergeht einem alle Lust. Es ist ja gut, wenn der

Stimmer zwei bis drei Mal jährlich kommt. Früher hörte Papa auch gern zu — jetzt geht er meistens fort sobald ich anfange! — Es erinnert ihn zu sehr an früher, an Mama — — an Gebhard.“

Ihre Stimme bebt in verhaltener Bewegung.

„Ja, Morachen, das ist gewiß entmuthigend und traurig, aber Dir bleiben immer noch Handarbeiten und der beste Genuß, die größte Berstreuung, Lectüre.“

„Ach Tante, alle diese Häkeleien und Stickerien kommen mir so entsetzlich unnütz vor — für wen? — wozu? — Und Strümpfe stricken und Strümpfe nadeln ist die entsetzlichste Arbeit, die ich kenne — sie macht mich dermaßen nervös, daß ich bisweilen nicht mehr ruhig sitzen kann! Lesen, ja das ist herrlich, aber Bücher, wo nehme ich sie her? Hin und wieder bekomme ich eins, aber das ist schnell durchflogen und so lese ich immer nur Papas Zeitungen und Zeitschriften und die sind das wahre Gift für mich — ein Spiegel von dem Leben, wie es sein kann, während ich wie in einem Sumpfe versinke — immer tiefer, tiefer! — — — Ach Tante, ich halte es nicht länger aus — ich glaube manches Mal, ich werde verrückt.“

Als seien alle Schleusen aufgerissen, so stürzt es in abgebrochenen Sätzen über ihre Lippen, überfluthet alle Dämme der Selbstbeherrschung, und in wilden Schluchzen ausbrechend, schlingt sie die Arme um die Tante, birgt den Kopf in ihrem Schooße.

„Oh Gebhard, oh Mama, mein einziges Mütterchen, warum müßtet ihr sterben?!“

Liebkosend, beruhigend streichelt die weiche Frauenhand den blonden Scheitel:

„Weine Dich aus, Herzchen, weine!“ flüstert Ina Rehburg.

Sie kennt den Segen erlösender Worte und erlösender Thränen und sie läßt Nora ihrem gepreßten Herzen Lust machen, sprechen von dem unstillbaren

Schmerz um die geliebten Todten, all der Qual der letzten Jahre, in denen die Marter der Einsamkeit sich mischt mit schweren Glaubenszweifeln.

„Armes Kind!“ — denkt sie dabei — „wie Noth that Dir das wachende Mutterherz und bleibst so früh allein. Wie schwer wird es Dir Ergebung zu finden.“

Dann, als der junge Körper nicht mehr so krampfhaft zuckt, als Nora's Thränen ruhiger fließen, sagt sie mit ihrer tiefen, milden Stimme:

„Siehst Du, Norchen, wir dürfen nicht rechten mit Gottes Gedanken und müssen unser Schicksal gläubig, hoffnungsfreudig unserem Vater im Himmel anvertrauen! Wir dürfen nicht fragen: „warum gerade mir solch Leid?“ so schwer es uns auch fällt, wenn Wolke auf Wolke uns das Lebensglück verdüstert, wenn Freude nach Freude dahin sinkt. Wir müssen es lernen, es empfinden lernen, wie gerade in den Prüfungen Gottes erziehende Liebe uns nahe ist; diese Liebe, die uns immer wieder mahnen will, daß es über dem Glück und der Freude noch etwas Höheres giebt, Sein heiliger Wille, unsere Pflicht.“

Nora richtet sich empor und heftet die feuchten Augen auf die Lippen, die so eindringlich predigen.

„Aber warum lechzt das Herz nach Ausruhen in wolkenlosem Glück, warum träumt man von voller Glückseligkeit?“

„Das ist in der Jugend so, Kind, da hat man noch so thörichte, unklare Begriffe vom Glück. Es ist wie ein Rest des Paradiesstraums der Kindheit, wo wir reife Früchte pflücken durften, wo wir keinen Kampf und keine Arbeit kannten — aber der Engel mit dem flammenden Schwerte, das ist die Erkenntniß, daß Leben Arbeiten ist, säen, um zu ernten. Nie fällt uns das wahre Glück in den Schooß, Nora, nie — wir müssen es erringen, denn auch Glück ist Arbeit, Kampf! Arbeit an sich selbst, Kampf

mit uns selbst, Ringen nach Selbstvervollkommnung, Selbstentäußerung, Selbstvergeffen. Es ist die Sehnsucht, die Gott uns in die Seele gelegt hat, uns emporzurufen zu Ihm — es ist das Streben, die seelischen Kräfte in uns zu wecken und auszubilden, die uns den Sieg verleihen über all die kleinlichen Regungen des Egoismus, uns helfen unsere Fehler zu überwinden — es ist der Wunsch unsere Aufgaben hier auf Erden zu erfüllen und darin Befriedigung, Zufriedenheit zu finden. Glücklich sein ist kein Lebenszweck, Nora. Wenn man schon so alt ist wie Du, da muß man es sich schon klar gemacht haben, wozu man lebt. Unsere Lebensaufgabe ist glücklich machen, für Andere leben, selbst etwas werden, um Anderen etwas zu sein. Kennst Du das schöne Dichtermwort?

„In unseren Herzen liegt der Werth der Welt.

Wir zieh'n durch sie vorüber wie die Sonne;

So hell wir glänzten und so warm wir strahlten —

So viel wir Blumen aus der Erde lockten,

So hell, so freudenvoll war unser Tag.“

Und diese Blumen, was sind sie anderes, als die Glückszblüthen, die wir für unsere Mitmenschen pflegen. Eine Sonne in unserer kleinen Welt, ein Sonnenstrahl für unsere Umgebung, das zu werden, sollen wir versuchen. . . .“

„So wie Marie — ja! wer so wäre!! Aber wenn man selbst in tiefem Schatten steht, wie soll man da Glanz und Licht um sich verbreiten.“

„Sage das nicht, Norchen, damit lullt man sich nur ein. Das sind nur Ausreden der geistigen Trägheit und man macht sich damit nur blind für sich selbst. In Jedem von uns liegen Schätze der Hingabe und Aufopferung, die nur darauf harren, flüßig gemacht zu werden — schlummern reiche Keime zum Guten; man muß sie nur pflegen und entfalten — man muß nur wollen, wirklich wollen und zu Gott beten,

daß Er auf unser „Ich will!“ lege Sein „Du kannst!“

„Aber zum Wollen braucht man Kraft, Tante, und ich bin so müde von all dem Kummer, so matt und zerfchlagen!....“

„Versinke nicht in Deinen Kummer,  
Versenke ihn!“ sagt die Tante sanft, aber fest.  
Ein tiefes Leid ist Traum und Schummer,  
Bestrickt den Sinn.  
Wach auf zum Licht! richt auf zum Tage  
Dein Angesicht!  
Das Herz ist sich die größte Plage,  
Das sich gebriecht.  
Bist Du die Sonn', um die die Erde  
Sich mühsam dreht —  
Ein wahrhaft leidiger Gefährte  
Dann mit Dir geht.  
Soviel des Guten und des Schönen  
Blüht weit und breit,  
Laß Dich mit dem Geschick versöhnen,  
So lang es Zeit.  
Füg' Dich dem Ganzen, aufgeschlossen  
Nimm hin Dein Theil  
Und wirke still und unverdrossen,  
Für Anderer Heil.  
Wer gern verliert sein eigenes Leben  
In Lieb' und Treu',  
Dem wird es tausendfach gegeben  
Und stündlich neu.  
Drum frisch hinein und laß Dich tragen  
Von Lebensfluth!  
Es gilt ein leichtes, muth'ges Wagen  
Um's höchste Gut.“

„Um's höchste Gut — das, Nora, ist eine freie Seele, die sich nicht niederbeugen — ein starker Wille, der sich nicht entmuthigen läßt, und wir sollen uns

mahnen lassen alles zu thun, um diese Erinnerung, diese Vergeistigung in uns zur Herrschaft zu bringen.“

„Ich finde das Gedicht so wunderschön, Tante. Bitte, erlaube mir es abzuschreiben.“

„Thue das, Kind, und noch besser, lerne es auswendig, und auch andere, jemehr, desto besser. Und bald wirst Du es fühlen, welch eine Hilfe, welch einen Trost für dunkle, einsame Stunden wir in der Poesie finden können. Da ertönt es plötzlich in uns wie eine Freundesstimme, weckend, mahnend, beschwichtigend, erbauend, was große Geister gedacht und empfunden, was große Menschen gefühlt haben, Menschen, die Schwingen hatten, um sich emporzuheben über das irdische Leid und die den Schmerz der eigenen Brust ausklingen lassen konnten zur Linderung für sich selbst, zur Erhebung für Andere. Gib mir mal das Buch her, Nora, dort auf dem Schreibtisch, rechts, in schwarzem Leder einbände und höre, was Geibel am Schluß seines schönen, wahren Gedichts „Ach Du fliehst vergebens, was Dich härt und kränkt, Keinem wird des Lebens bitterer Zoll geschenkt“ — so herrlich kurz ausspricht. Das ist es, was wir alle brauchen für des Lebens Kampf „Muth, der sturmentgegen neuen Pfad sich bahnt, Demuth, die den Segen auch in Trübsal ahnt.“ Der neue Pfad, das ist, sich wegkehren von dem Alten, wo man nicht weiter kam, weil man nur sich selbst zum Ziele hatte, das ist demüthig den Lebensweg gehen, den Gott uns vorzeichnet, das ist muthig die Pflicht thun, die Er uns auferlegt. Und die Pflicht, gerade die Erfüllung unserer Pflichten, auch der unscheinbaren, sie ist die große Trösterin, welche uns über das eigene kleine Leid hinweghilft. — Kennst Du das Gedicht von dem holländischen Dichter Genestet, — „der beste Freund?“

„Nein, Tante.“

„Dann lasse es mich Dir noch vorlesen.“

„Frau von Rehburg blättert in der Gedichtsammlung, die Nora ihr vorhin gereicht und in vollendetem Vortrag kommt es von ihren Lippen.

„Ich hab' einen Freund mit Eisenhand —

Mit festem strengen Blick,  
Mit Rechtsgefühl und mit Verstand  
Regiert er mein Geschick.

Sein Wort, sein Wille ist Gesetz,

Sein Winken ist Gebot,

Wie süß ich mich am Nichtsthun leß',

Er führt zu Kampf und Noth.

Er zwingt mich stark zu sein und still

Beim Leid der müden Brust;

Sagt „Arbeit“, wenn ich rasten will,

Wenn ich nicht kann: „Du mußt!

Da bringt er nach dem Kampf die Ruh'!

Ich weiß, wie treu er's meint —

Er ist mein Joch, mein Trost dazu,

Mein Kreuz und doch mein Freund.

Denn folg' ich ihm, dann ist mein Loos

Voll Frieden und voll Licht;

Er stimmt mein Herz so frei, so groß,

Wie ist sein Name? Pflicht!“

In übernatürlichem Glanze, in flammender Begeisterung leuchten die großen Augen der Kranken und Nora schaut zu ihr auf und muß an das schöne Bodenhäufensche Bild denken, „der Glaube“, das sie gestern an einem Schaufenster gesehen und das ihr solch tiefen Eindruck gemacht hat. Ja, das ist die ruhige Zuversicht des gottergebenen Sinnes, der vorwärts schreitet, das Kreuz fest auf die Brust gepreßt, unentwegt auch auf steiniger Straße, auch wenn Gott im Sturm daherfährt und die Wogen des Lebensmeeres hoch aufbrausen und mit Vernichtung drohen.

Ach, zu sein wie die Tante! eine gläubige Christin in des Wortes wahrer Bedeutung — und plötzlich über-

kommt es Nora, wie klein doch ihr Kummer sei, im Vergleich zu dem schweren Schicksal, das diese zarte Frau so heldenmüthig getragen. Wie mit zermalmenden Rädern ist es über dies Leben dahingegangen! Nicht nur körperliche Leiden, jahrelanges Siechthum — wieviel seelische Qual, wieviel Herzensweh hat sie erduldet. Früh Wittwe geworden, hat sie von vier Kindern zwei Töchter in rascher Folge verloren und der älteste Sohn, ihr Lieblingskind, ist, nachdem er sich durch seinen Leichtfinn im Lande so gut wie unmöglich gemacht, seit vielen Jahren verschollen, gilt als todt, und nur die Mutter giebt die Hoffnung auf seine Wiederkehr nicht auf! Die Deckung seiner Schulden verschlang den größten Theil ihres Vermögens, und ihr Erbgut, an dem sie mit ganzer Seele hing, wurde verkauft, ging in fremde Hände über, und sie mußte in einem kleinen Landstädtchen ein einfaches, durch Sparsamkeitsrückfichten beengtes Leben führen. Jetzt haben sich ihre Verhältnisse etwas gebessert und sie lebt in Riga, wo ihr Sohn Erich, der in Dorpat Medicin studirt hat, sich als Arzt etabliren will.

Er ist ihre Freude und ihr Stolz, doch auch um ihn schlägt bang das Mutterherz, denn es liegt wie ein Schatten auf seinem Gemüth, der Schatten, den Sorge auf dies frühgereifte Kind geworfen und der so häufig die Augen des entwickelten, hochbegabten Mannes als düstere Stimmung verdunkelt, ähnlich dem mahnenden Vorwurf an das Verhängniß, der in Nora fragt: „Warum mußten wir so leiden? gerade wir?“

„Lieberes Tantchen, schlug es wirklich schon halbfünf? — da muß ich ja fort...“

„Aber Du kommst bald wieder, Norachen? ja? Vielleicht hast Du Sonntag ein freies Stündchen, Abends zum Thee, dann erzählst Du mir auch vom Balle, ob Du Dich gut amüfirt hast.“

„Gewiß, ich komme so gern, es ist so schön bei

Dir! Wenn ich häufiger, wenn ich immer bei Dir sein könnte, Jemand hätte, der bisweilen so zu mir spricht, wie Du heute, der weckt, was Mama zu pflanzen gesucht hatte an Gottvertrauen, an Glaubensmuth! Wenn ich ruhig bin, dann glaube ich ja, daß Gott alles zum Besten leitet, daß auch seine schweren Fügungen uns zum Heile gereichen, aber wenn meine Gedanken in Aufruhr gerathen, die Zweifel erwachen, alle Zuversicht schwindet, dann kämpfe ich so schwer, und habe Niemand, der mir hilft, der mich schilt und doch versteht."

"Und wenn Du ganz allein bist, Nora, wenn alles wankt und alles schwindet, dann hast Du noch immer das Gebet — Nora, vergiß das nie! Beten aus Herzensgrund, das ist Gott suchen, bis wir Seine Nähe spüren — das ist Ihn anrufen, bis Er uns segnet, bis wir in der Einheit mit Ihm Frieden gefunden, und die Glaubensanker so tief, so tief ausgeworfen haben, daß kein Schicksalssturm mehr die gläubige Seele schrecken kann — selbst über dem dunklen Thal des Todes ein lichter Stern in die ewige Seligkeit weist."

\* \* \*

Die Räume des Schützenhauses erstrahlen im Lichterglanz, und manch ein Neugieriger hat sich auf die Veranda gedrängt, deren Fenster aber nur in den Salon mit den Theetischen blicken lassen. Einen besseren Beobachtungsposten ergiebt die Gallerie im großen Saal und die dort Versammelten — durch eine oder die andere Ursache daran gehindert, den Ball mitzumachen — schauen mit gespannter Neugier, kritischen Blicken und Bemerkungen hinab auf das sich unten entfaltende, buntfarbige Bild.

Zimmer mehr füllt sich der Saal. Begrüßungen tauschend, plaudernd, lachend und scherzend wogt eine gepuzte Gesellschaft durcheinander und in all das Geräusch, und Gewirr tönt das Stimmen der Instrumente,

weckt unter all diesen rosa, weißen, blauen Toiletten hochklopfende Erwartungsfreude, prickelnde Tanzlust. Viele von den jungen Mädchen, die sorties de bal noch auf den entblößten Schultern, gehen Arm in Arm, mit dem Fächer spielend und leise mit einander flüsternd auf und ab. Die Mamas, in schwarzen, grauen, braunen Seidenkleidern, Spitzenbarben oder Federn auf dem Kopf, nehmen auf den, rings um den Saal laufenden rothen Bänken Platz — die Herren, wenn sie nicht gleich in dem anstoßendem Rauchzimmer gestrandet sind, stehen meist in Gruppen herum, die Damenwelt musternd oder mit einander conversirend. In der Thür, die aus den Damenjalons in den Saal führt, lehnt Riesen. Den Claque unter dem Arm, ist er im Begriff, die perlgrauen Handschuhe über die Finger zu streifen — da klopft ihm Jemand freundschaftlich auf die Schulter.

„Guten Abend, lieber Riesen!“ — Sich umwendend begrüßt er ehrerbietig den Grafen Reckenstein, der die Soirée bei den Derbitenschen nicht mitgemacht.

„Sie waren so lange in Riga nicht zu sehen?“

„Ja, ins Ausland, womöglich bis nach China reisen, das können sie, die musterhaften Landwirth, aber sie auf ein paar Tage aus ihren Höhlen locken, das gelingt schwer,“ meint Axel, der, in der Nähe stehend, herantritt.

„Nette Höhle!“ schmunzelt die alte Excellenz „mit echten persischen Teppichen, Marmorstatuen und Niwasowskischen Bildern! Man erzählt sich fabelhafte Dinge von Ihrer Einrichtung, junger Mann — reines Hohenchwangau — was?“

„Und von Ihrem Garten hört man auch Wunder!“ ergänzt Landrath Rehburg, der mit Erwin Trostberg sich zu den Dreien gesellt, — „Obsthäuser, werstelange Spaliere, Erdbeeren im März, Artischocken im December und noch allerlei Herrlichkeiten....“

„Ja, so begreife ich noch einigermaßen das Landleben,“ unterbricht Axel den Onkel, „aber was man sonst

davon hat, sich abwechselnd über zuviel Sonne oder zuviel Regen oder sonst etwas Unabänderliches zu ärgern — mit Aufwand aller seiner Geisteskräfte zu beobachten, ob die Gerste aufgekommen, wie der Hafer wächst, ob der Klee gut steht, wieviel Drusch der Roggen ergiebt und ob die Kartoffeln viel Stärkemehl enthalten das ist mir schleierhaft. Mir ist es von jeher unverständlich geblieben, wie man sich für alle diese Gewächse so eifrig interessiren kann.“

„Nun, ich denke, Du hast eine Zeitlang doch auch Landwirthschaft studiren wollen,“ bemerkt der Landrath.

„Ich bitte Dich, Onkel Eberhard, was studirt man nicht alles und sieht erst nachher, daß es eitel vergeudete Zeit war, und daß nur Eines sich des Studiums verlohnte, nämlich: wie man sich in dieser kurzen Daseinsfrist am Besten amüsirt. — Man lebt ja nur einmal.“

„Na, höre, das sind aber schöne Grundsätze,“ lacht der Onkel. „Und solch einem Windbeutel wird dereinst ein Vater seine Tochter anvertrauen! — Gut, daß meine Weiden schon versorgt sind, aber ich werde doch nöthigenfalls an geeigneter Stelle warnen müssen.“

„Windbeutel?!“ wiederholt Axel komisch gekränkt, „das ist, soviel ich weiß, ein Kuchen, und nicht ein ernster Assessor eines hochlöblichen Rigaschen Landgerichts.“

Unterdessen hat sich Erwin Trostberg an Riesen gewandt. „Wir wurden neulich bei den Derbitenschen unterbrochen, als wir anfangen von Ihrer neuerbauten Brennerei zu sprechen. Sie sagten, Sie hätten die innere Einrichtung aus Nisky bezogen — sind Sie zufrieden gestellt?“

„Außerordentlich.“

„Und worin bestehen die Verbesserungen? wie hoch belaufen sich ungefähr die Kosten, wenn eine Production von ungefähr 2 Millionen Grad in Aussicht....“

„Um's Himmelswillen, so laßt doch einmal die landwirthschaftlichen Redereien,“ fährt Axel dazwischen. „Schon wieder Brenneri, Spiritus, und von dort bis zur Maische, Brache, Ochsenmast ist nur ein Schritt — — — ah! die Reckensteinschen Damen!“

Er eilt den Eintretenden entgegen. Wie ein, in schwarzen Sammet gewickeltes, Kugeln hängs die kleine Gräfin an seinem Arm, während er sie durch den Saal führt, und mit lebhaftem Nicken ihres federngeschmückten Kopfes begrüßt sie rechts und links ihre Bekannten. Die jungen Mädchen folgen.

Nora in Blau mit blauen Binden im Haar, Marie reizend in ihrem blaßrosa Kleide. Wo sie passiren, folgen Blicke und Bemerkungen.

„Das ist ja Nora Rehburg, die mit Marie Theren geht! Wie elend sie aussieht!“

„Wirklich, allerliebste Erscheinung, diese Marie Theren, so sympathisch und welch eine geschmackvolle Toilette!“ äußert eine corpulente Mama.

„Ja, die Gräfin versteht es, ihre Pflegebefohlenen zu wählen und sie ins rechte Licht zu setzen — darum gehen sie auch ab, wie frische Rümmluchen,“ erwidert etwas spiz eine andere Mama, die solches von ihren drei Töchtern nicht sagen kann, braven, aber armen und häßlichen Mädchen, denen böse Zungen den Spiznamen „die drei Grazien“ angehängt haben.

„Der junge Rehburg soll Marie Theren stark die Cour machen. Er hat in letzter Zeit schon drei Cotillons mit ihr getanzt.“

„Und vorgestern hat er sie zum Souper und zu einer Extrafrangaise engagirt,“ mischt sich noch eine Mama in das Gespräch. „Ich hörte es selbst.“

„Simmelchen, wem hat Axel Rehburg nicht schon den Hof gemacht, ohne daß etwas dabei herauskam,“ sagt wieder die erste Mama, deren Tochter Axel in Dorpat eifrig gehuldigt hat — „solch ein Schmetterling,

heute die, morgen die. Der amüßirt sich rechts und links und denkt sich nichts dabei."

"Ah," die Baronin Lideck — Welch pompöse Toilette!"

Alle Blicke wenden sich zur Eingangsthür, in deren Rahmen die junge Frau erscheint.

Sammt, in fatten, dunklen Tönen schimmernder, schwerer Sammt schmiegt sich um die ebenmäßige, voll-erblühte Gestalt, folgt ihr in schwerer, faltiger Schleppe. Nur ein paar zarte La France-Rosen, in denen Brillanten als Thautropfen glitzern, zieren den tiefen Ausschnitt der Taille, aus deren reichem Federnbesatz die Schultern in alabastrerner Weiße hervorschimmern. Edelsteine funkeln in den rosigen Ohren, schlingen sich um den runden Nacken und in dem hochgekämmten, prachtvollen Haar liegt ein Diadem aus Diamanten und Rubinen, krönt das stolzgetragene Köpfchen.

"Bonsoir, mon cousin," — Riesen ist ihr entgegengeeilt. "Wo sind die dames patronesses? Ich bin etwas kurzichtig."

"Dort, auf der anderen Seite des Saales sitzen die Gräfin Reckenstein und die Landrätthin Walldorf und unter den Columnen steht die Landrätthin Rehburg. Darf ich Sie hinüberführen?"

Er reicht ihr den Arm und sie durchqueren den Saal. Riesen gehört nicht zu den eitlen Menschen, aber es bleibt immer ein angenehmes Gefühl, der Cavalier der anerkannt glänzendsten Erscheinung eines Ballsaales zu sein, bewundernde Blicke aufzufangen, sich bemerkt zu fühlen. Und sie bilden ein schönes, stolzes Paar, diese Beiden, vom Schicksal verwöhnten, auf den Höhen des Lebens wandelnden Menschen, und wie von einem Nimbus umstrahlt, dem Nimbus, den Schönheit, Reichthum, Eleganz und Vornehmheit webt, erscheinen sie Nora, als sie vorüberstreiten. Plötzlich zuckt sie zusammen — Brocken einer halbblaut geführten Unterhaltung schlagen an ihr Ohr.

„Ist es wahr?“ fragt eine Stimme, die ihr unbekannt, „daß Riesen sein Herz in Italien gelassen hat?“

„Nein, das glaube ich nicht, aber merkwürdig ist es wohl, daß er nicht heirathet. Wenn einer die Möglichkeit hat nur nach Gefallen zu wählen, so ist er es und vor einem Jahre glaubte ich...“

Von der kleinen Gallerie, wo die Musik placirt ist, fluthet ein wiegender, verlockender Straußscher Walzer herab — das Gespräch neben ihr verstummt — hier und dort wird engagirt und die Paare wirbeln durcheinander.

„Allernädigste von Theren, je Vous fais mon compliment! Welch hübsche Toilette — die Allerhübscheste!“ setzt er mit einem vielsagenden Rundblick hinzu.

„Mir machen Sie Complimente, Herr von Rehsburg — das ist das Neueste. Gewiß haben Sie sich auch nur in der Adresse geirrt — ich bin ja nicht die entzückende Baronin.“

„Wie gut Ihnen das Spotten steht, fast ebenso gut wie das Rosa.“

Sie tanzen fort. Nora sieht ihnen nach.

„Wie vergnügt sie Beide aussehen! Wahrlich, wäre nicht Neid die häßlichste der Sünden, man könnte sie beneiden.“

„Cousine, einen Walzer?“ Riesen verbeugt sich vor der Baronin Eideck — „A trois temps?“

„Gerne!“ — — — Wie gut Sie tanzen, Better, das merkt man so recht in dem großen Saal.“

„Darf ich das Compliment zurückgeben?“

„Gewiß, es ist nur angenehm zu hören, aber nicht wahr? Nur dann ist tanzen ein wirkliches Vergnügen, wenn man viel Raum dazu hat. Beim Schlittschuhlaufen ist das übrigens auch so. Wie schade, daß die Bahn des Gouvernements-Gymnasiums so klein ist.“

„Nora, bitte!“

„Ah, Erich, guten Abend. Wie schön, daß Du gekommen — unter Larven doch eine fühlende Brust.“ Seine leidenschaftlichen Augen leuchten auf.

„Darf ich um den Cotillon bitten?“

Einen Augenblick zögert sie — wenn Riesen doch? . . . Unsinn — der denkt doch nicht daran.

„Danke, Erich!“

„Du fühlst Dich hier fremd?“

„Ja sehr! Es ist doch merkwürdig, man sehnt sich nach Menschen, verzehrt sich in dem Wunsche nach buntem, geselligen Leben, und ist man mitten drin, fühlt man sich verrathen und verkauft und möchte sich am Liebsten verkriechen.“

„Das ist garnicht so merkwürdig, Nora. Es erklärt sich leicht damit, daß wir hier zu Lande fast immer nur Umgang mit Verwandten oder wenigstens sehr guten Bekannten haben, und selten, fast nie, mit Fremden in Berührung treten. Wo soll uns da die Übung kommen, um auch im Verkehr mit wildfremden Personen den leichten Gesprächston zu beherrschen, ungezwungen in Haltung und Wesen zu sein. Auf Reisen lernt man das am Raschesten. . . .“

„Reisen! — — ja, wer das könnte,“ sagt Nora bitter.

„Hat Mama Dir erzählt, daß ich in nächster Zeit. . .“

Er wird mitten im Satz unterbrochen.

„Sieh da! der junge Doctor — ich gratulire, Erich. Hast ja brillant promovirt, wie ich höre, und was für Absichten hast Du jetzt?“

Heinrich Reckenstein, der sich vor ihr verbeugt und sie in die Reihe der Tanzenden führt, verhindert Nora des Veters Antwort auf Onkel Eberhard's Frage zu vernehmen.

Zwei Franzaisen sind schon abgetanzt — jetzt, nach einer längeren Pause, ertönt die laute, fortreißende Melodie des polnischen Nationaltanzes, und bald er-

zittert die Diele unter der mit Feuer und Leidenschaft getanzten Mazurka.

Riesen hat während des Abends Nora noch keinmal engagirt. Er muß sich so vielen Damen vorstellen lassen, hat so viele Verpflichtungen, aber so faßt sie es nicht auf:

„Will er nicht mit mir tanzen?“ denkt sie, während sie an einen Thürpfosten gelehnt, hineinblickt in das Gemühl der tanzenden Paare.

Da kommt Riesen daher mit Inga Rehbürg — jetzt Werner mit Marie — Erich mit Thilde — selbst der ungeschickte Baron Treuenberg stapft mit kühnen Schritten, die alles andere als ein Mazurkapas — kühn vorbei, Ida Walldorf an der Hand führend.

Wie die Wangen glühen, die Augen blitzen, die Gesichter strahlen.

Wie sie sich amüsiren die Beliebten, die Gefeierten, die Umschwärmten, sich hingeben können dem Vergnügen, so ohne Nachgeschmack, ganz aufgehend in den Genuß des Augenblicks!!

Und sie?! — So sterbenstraurig ist ihr heute zu Muth! Wieder ist es dies unsagbar trübe Gefühl der Vereinsamung, diese grenzenlose Wehmuth, die mit Weinen kämpft. Ist es wirklich nur, weil sie so wenig tanzt, oft unbeachtet lange in einer Ecke sitzt — oder ist der Grund ein anderer? Ist es die Erkenntniß, daß sie bloß träumt Schwingen zu haben, die hinwegtragen, ohne sie regen zu können, wenn es darauf ankommt heiter und lebensfroh, gaukelnd wie ein Falter von Freude zu Freude zu flattern — leichten Sinnes und ohne zu grübeln den Becher der Lust an die Lippen zu setzen. Ist ihre Seele so krank, daß laute Fröhlichkeit nur schmerzt, und das Herz so erstarret, daß es im Strudel der Geselligkeit aufthaut, nicht zu einem Lächeln, sondern zu Thränen. Oder hatte die Tante recht? — braucht die Seele etwas Besseres als Lust und Genuß?

Die Musik ist in eine Polka übergegangen — Axel engagirt die Baronin Lideck.

„Wo darf ich Sie absetzen?“

„Bitte dort, in der Nähe der Ausgangsthür. Da steht eine junge Dame, die mich interessirt. Sie wurde mir vorhin flüchtig vorgestellt und ich möchte sie in ein Gespräch ziehen. Schade, daß die untere Hälfte des Gesichts solch harte Linien hat, aber welche Augen — in diesen dunklen Tiefen liegt eine Welt. — Ach, da tanzt sie gerade fort!“

„Sie meinen meine Cousine Nora — aus der werden Sie nichts herausbekommen, gnädige Frau, die schweigt in allen Sprachen!“

„Wieviel Sprachen verstehen Sie, Herr von Rehbürg?“ fragt die schöne Frau, lächelnd zu ihm aufsehend.

„Deutsch, lettisch, russisch, französisch, englisch — allenfalls sieben, wenn man etwas Estnisch und ein paar italienische Brocken dazu rechnet.“

„Sieben — wirklich eine respectable Zahl, aber das Bolapük der Geister, die Seelensprache, ist wohl nicht darunter — was halten Sie von der? Glauben Sie mir,“ setzt sie ernster werdend hinzu „in solchen verschlossenen Mädchennaturen liegen oft ungeahnte Schätze, die ungenutzt zu Grunde gehen, weil man sie nicht hebt, weil man die Zaubersprache des Verständnisses nicht spricht, vor welcher die geheimnißvollen Riegel springen, und solche Augen, wie die ihrer Cousine Nora, erwecken in mir immer den Wunsch, tiefer einzudringen in die Seele, die wohl verschüchtert, aber bisweilen aufblühend aus ihnen strahlt —.“

„Sie sind eine große Menschenkennerin, gnädige Frau?“

Je me pique de l'être. Wenn man in Nord und Süd, in Ost und West gewesen ist, den Asiaten mit dem Europäer verglichen, und Menschen und Dinge von ver-

schiedenen Seiten beobachtet hat, da erhält man eine gewisse Intuition bei der Beurtheilung der Charactere, den Blickblick der gespannten Seele nennt es Lavater. Kennen Sie sein Buch über Physiognomik?"

"Entschieden zu hoch für mich," denkt Axel — „Doch wir können in einer Pause weiterplaudern — ich entziehe Sie dem Vergnügen und Ihren Pflichten. So, ich werde mich im Nebenzimmer etwas ausruhen.“

Sie läßt sich auf ein Sopha nieder sinken.

„Ah Excellenz, Sie haben sich auch in die Kühle geflüchtet — setzen Sie sich hierher! — ich habe Ihnen etwas Interessantes zu erzählen. Mein Mann schreibt mir heute aus Petersburg, daß M. Minister wird — seine Ernennung soll nur eine Frage von Tagen sein.“

\* \* \*

Marie tanzt die dritte Française mit Axel und amüfirt sich „himmlisch“ über die „urkomischen“ Bemerkungen, mit denen ihr Partner kaum Jemand im Saale verschont. An diesem hat er die Manieren, an jenen das Kleid, die Nase oder sonst etwas nur ihm Auffallendes zu kritisiren, und obgleich er stark übertreibt, immer sind seine Ausfälle so treffend und amüfant, daß Marie aus dem Lachen nicht herauskommt.

„Sehen Sie bloß, Fräulein von Theren, das Stillleben da in der Ecke! — Die kommen Beide vom Lande und haben gewiß unterwegs die Sprache verloren. Ha, ha, ha, und Treuenberg's Frack — — — den hat er sicherlich bei seinen Alterthumsforschungen ausgegraben.“ — —

„Hören Sie auf, Herr von Rehburg, ich kann nicht mehr lachen!“

„Lachen ist äußerst gesund!“ Sein lustiger Blick trifft befriedigt den ihren, als er fortfährt:

„Und dort dies extrunkene Huhn....“

„Aber was heißt das nun wieder?“

\*

„Gerechter Strohsack! — wie kann man zum Tanzen Schuhe aus schwarzem Prünell — so heißt es ja wohl? — anziehen, und dann ein grünes Kleid, wenn man schon einen grünen Teint und grüne Haare hat....“

„Blond ist doch nicht....“

„Nun ja so blond, daß sie wie ein unreifes Weizenfeld aussehen. Und da, der gute Edo Mehern springt umher, wie ein verrücktes Heupferd und macht ein verzweifeltes Gesicht, weil er seine Dame kaum vom Fleck bringt. Sie glauben nicht, was es für eine Mühe gekostet hat, Herren für die drei Grazien zu schaffen. Alle Tänzer hatten sich förmlich verkrochen, und ich mußte sie mit Gewalt an den Rockschößen zu diesem Frohndienst heranzerrn — — —“

„Das finde ich nun aber wirklich sehr wenig nett von den Herren — arme Mädchen! Hübsch sind sie freilich nicht....“

„Sancta Filbunka nein! wirklich nicht hübsch — mit den Nasen, spizen Zähnen und wasserblauen Augen....“

„Aber es sind liebe, herzensgute Mädchen,“ verteidigt Marie warm „voll ernster Interessen und tüchtiger Eigenschaften.“

„Ja, sehr tüchtig, aber dann sollten sie doch diese Tüchtigkeit lieber zu Hause glänzen lassen, als Ballsäle zu erschrecken. Die Fundamente erzittern ja, wenn sie aufmarschieren — an den Wagen, der sie bringt, spannt man immer noch ein Hilfspferd an....“

„Wenn Sie jetzt nicht aufhören, Herr von Rehbürg, werde ich böse. Glauben Sie, daß häßliche, zu dick gerathene Menschen nicht auch Tanz und Toilette, Glanz und Geselligkeit lieben.“ Unwillig, verweisend, sieht sie ihn an.

„Nicht ungnädig werden,“ flüstert er mit flehendem Ton, seine hübschen, bittenden Augen tief in die ihren tauchend, „ich kann das nicht ertragen!“

Aber ihn strafend anblickend, denn es macht sie

wirklich traurig und unzufrieden, wenn er so leichtfertig urtheilt, fährt Marie energisch fort:

„Ja, schämen Sie sich, so herzlos zu reden — so oberflächlich zu sein und. . . .“

„Herzlos? ich“ — Fräulein von Theren?! „nein, ein bißchen Schmetterling nur. . . .“ vertheidigt er sich.

„Nun, ein bißchen sehr.“

Unmuthig zuckt sie mit den hübschen Schultern, die so schneeig aus dem tüllbesetzten Ausschnitt der Toilette auftauchen, und über die sich ihr Tänzer beugt, als er in vielsagendem Tone leiser fortfährt:

„Und das ist nun einmal seine Natur, zu Disteln und Dornen fliegt er nicht gerne, die überläßt er anderen — er findet ja Besseres.“

Wie vorhin bei der Begrüßung streift ein feurig bewundernder Blick ihre liebliche Erscheinung. Sie möchte ihn zornig ansehen, aber sie kann dem sprechenden Blick der dunklen Männeraugen nicht widerstehen und sie kann ihm nicht lange und ernstlich zürnen. Ach, es ist doch so nett, gut auszusehen und dem zu gefallen, auf dessen Urtheil und Geschmack es uns am meisten ankommt!

„Ich mache mich nicht besser als ich bin,“ fährt er fort — „ja, es ist wahr, ich suche, ich brauche ein gefälliges Aeußere, gute Manieren, geschmackvolle Toiletten, aber ist es denn so schlimm, solches zu verlangen? Hübsch oder häßlich zu sein, hängt nicht von uns ab, gewiß, aber soviel in ihren Kräften steht, thun, um sich nett, anziehend zu machen, das kann und soll ein jedes junges Mädchen. Ohne böshaft zu sein, Fräulein Marie“ — sie erzittert leicht, denn nach Jahren nennt er sie zum ersten Mal wieder bei ihrem Vornamen — „sehen Sie Nora an. Das Kleid ist ja nicht so schlimm und steht ihr entschieden besser, als neulich das weiße, zu dem ihr Teint paßte, wie. . . . — lassen wir den Vergleich lieber ungesagt, sonst bekomme ich am Ende

wieder Schelte von Ihnen — aber nehmen wir die Frisur, konnten Sie Nora, in freundschaftlicher Uebersetzung nicht veranlassen, sich anders zu coiffiren.“

„Ich habe es versucht, aber sie war nicht zu bewegen.“

„Natürlich, so sind unsere eigensinnigen jungen Landfräuleins mit ihren Begriffen von Anständigkeit, ihrer Entrüstung über jede neue Mode.

Wenn zum Beispiel die Fetzige eine wellig, hoch aufgekämmte Ballfrisur mit Löckchen, die weich nach vorne fallen, verlangt -- eine Frisur, die für lange Gesichter und hohe Stirne sicher kleidsamer ist, als nach hinter gerissene, glatt gestrichene Haare — so sagen sie „pfui, nein! die Mode ist dumm, das tragen wir bestimmt nicht! Großmama hat das Haar anders getragen, folglich bleiben wir auch dabei, wenn es uns auch zehn Mal häßlicher macht — wir wollen, wir brauchen ja Keinem zu gefallen.“ Und so laufen sie lieber häßlich herum, als daß sie in den Ruf kämen, sie machten sich für ihre Mitmenschen hübsch. — „Fürchterlich,“ „schrecklich,“ — das wäre ja Coquetterie und coquett sein, o Grauen, o Entsetzen! — lieber sterben! Ich finde es lächerlich, albern, so zu stehen. Etwas auf sein Aeußeres geben, vortheilhaft aussehcn, das ist Pflicht der jungen Mädchen — diese Blumen, die das Schicksal in unseren Lebensgarten stellt, damit ihr holder Anblick uns entzücke, uns berausche....“

„Ich glaube wirklich, Sie werden poetisch, Herr von Rehburg....“

„Das ist, weil ich die Nähe einer Rose spüre, einer Rose ohne Dornen,“ sagt er leiser hinzu.

Marie erröthet, aber fährt tapfer fort: „Sie führen heute eine bilderreiche Sprache — so kenne ich Sie noch garnicht....“

„Das ist es eben, Sie kennen mich noch garnicht,“ sagt er mit Betonung, und wie schon zu

wiederholten Malen im Laufe dieses Abends blickt hinter seiner heiteren Art und Weise etwas anderes auf.

Marie's Erröthen wird tiefer und ein süß ängstliches, aber doch beseligendes Glücksgesühl schwellt ihr die Brust.

„O Gott, wäre es möglich, daß er. . . .“

„Grand rond!“ commandirt Riesen, der mit Inga Rehburg tanzt. Sie hat sich in der Ehe zu voller Frauenschöne entwickelt und fesselt den Blick durch den Ausdruck glücklicher Zufriedenheit in den blauen Augen.

„Ach dieser unschlaue Riesenbär!“ murrte Axel. „Jetzt macht er schon Schluß. Es war aber auch mehr als thöricht von mir, ihm gerade diese Monstre-Quadrille zum Anführen zu überlassen, ich hätte sie verlängert! — Aber was meinen Sie, Fräulein Marie, statt die wilde Jagd der Endtouren mitzumachen, sollen wir nicht auf die Gallerie hinauf? Es ist ein hübscher Anblick von oben gerade auf diese letzten Touren herabzusehen.“

„Ach ja, ich wollte schon vorhin hinauf, um die Ecken's zu begrüßen, die ihrer Trauer wegen nicht unten sein können.“

Als die Souperpause eintritt, bittet Nora die Gräfin um Erlaubniß im Damenzimmer bleiben zu dürfen, sie habe Kopfweg, möchte nichts genießen, und wolle lieber im Kühlen ruhig auf der Couchette liegen.

„Aber, liebes Kind, eine Tasse Bouillon würde Ihnen gewiß nur gut thun.“

„So komme doch mit,“ überredet auch Marie, „es wird ja „schrecklich“ lustig sein. Axel Rehburg und Graf Riesen haben schon einen Tisch belegt — Thilde und die Derbitenschen sitzen auch mit uns. . . .“

„Nein, bitte, laß mich hier,“ beharrt Nora, aber als Alle weggegangen, es still geworden um sie her, da überkommt sie doch das Bedauern sich nicht den Anderen angeschlossen zu haben und sie schilt sich launisch,

albern, thöricht. Das bißchen Kopfweg — als ob sie nicht häufig viel ärgere Schmerzen überwunden, ohne viel Wesens daraus zu machen — eine unnütze Wichtigthuerei, weiter nichts, und jetzt ist sie die Bestrafte. Wenigstens hätte sie ihn sprechen gehört, die klangvolle Stimme und das gutmüthige, etwas breite Lachen, das sie so liebt.

„Oh, ich Thörin!“ Aber jetzt, ganz allein, in dem Nebenraume erscheinen, wo das Restaurant des Schützenhauses seinen Gßsaal hat — sich durch die verschiedenen Tische durchwinden, bis sie den Richtigen gefunden — nein, dazu hat sie nicht den Muth, würde sich auch schämen, entsetzlich schämen, so wetterwendisch zu sein. Und so bleibt sie, wo sie ist, überläßt sich ihren Gedanken, und wieder überkommt sie das trostlose, bittere Gefühl des Verlassenseins, des Unbeachtetseins. — Nein, sie paßt nicht hinein in diese Kreise, in eine Gesellschaft fröhlicher, harmloser Menschen, aber nicht nur, weil sie so still und gedrückt, so ernst — zu ernst — zu schwerfällig, sondern auch — weil — weil — sie zu häßlich ist!!....

Man ist ja ganz freundlich zu ihr, besonders die Tanten und die Onkel, aber dies abweisend Kalte, das den Häßlichen gegenüber auch der beste, gütigste Mensch nicht immer ganz unterdrücken kann — sie hat es, mit wehem Gefühl, auch heute wieder mehrere Mal empfunden.

„Bin ich denn so häßlich, so abstoßend?“ denkt sie, und aufspringend stellt sie sich vor den großen Stehspiegel, mustert sich lange mit prüfendem Blick. Langsam füllen sich ihre Augen mit Thränen, und wie durch einen Nebel sieht sie den schmerzlich verächtlichen Ausdruck der herb ausgeworfenen Lippen. Wie plump und eckig ist ihre Figur — wie schlecht sitzt das Kleid, das zwar von der Rigaschen Schneiderin nach Möglichkeit modernisirt, trotzdem seine Herkunft aus der Werkstatt

einer landschen Näherin nicht verleugnen kann. Und ihre Arme — so roth, der Hals zu gebräunt, der Teint so blaßgrau. — — —

„So antipathisch,“ hat Ida Walldorf gesagt!! — Antipathisch, unsympathisch, das ist es! viel schlimmer als häßlich — reizlos und unscheinbar, und darum wendet man sich von ihr ab.

„Ich sagte es ja Tante Ina, ich bin eine Eule, ein Nachtvogel und ich gehöre in die Dunkelheit, in eine Ecke, wo man mich nicht sieht, nicht bemerkt.“

Immer mehr verbohrt sie sich in diese schmerzenden Gedanken und schlägt die Hände vor's Gesicht. Heiß quellen die Thränen empor — ihr ist, als ersticke sie daran! — — Jetzt weinen?! — nein — nein — nur das nicht! Fassung, und sie haucht in ihr Taschentuch, drückt es gegen die Augen.

Und sie bezwingt die Bewegung, aber ihr ist, als ginge etwas entzwei in ihr — läge kalt und schwer in ihrer Brust.

Marie's fröhliche Stimme weckt sie aus ihrer Versunkenheit.

„Hör, schläfst Du?“

„Denke nicht dran!“ fährt Nora auf.

„Sei doch nicht gleich so stachelig, Fräulein Empfindlichkeit,“ sagt Marie mit einem Kuß.

„Es war wirklich schade, daß Du nicht mitgekommen warst. Ich sage Dir, es war „schrecklich“ lustig. Axel und Riesen neckten sich und erzählten die unglaublichsten Geschichten aus ihrer Studentenzeit! Wir haben uns ganz krank gelacht und kamen vor Lachen garnicht zum Essen. Willst Du wirklich nichts genießen? eine Birne? eine Tasse Thee?“

„Nein!“

„Schatz, was ist Dir?“

„Nichts.“

\*

\*

\*

Die Paare ordnen sich zum Cotillon.

Im Herrenzimmer rauchen die Tänzer ihre Cigaretten zu Ende, rekeln sich faul auf den Sophas, oder umstehen die Kartentische — einige tauschen trübsinnige Betrachtungen aus, über die Unterhaltungsmühen, denen sie entgegengehen.

„Da gelobe ich mir die gemüthlichen stummen Damen, bei denen man ruhig sitzen bleiben kann, die man nur zu halten, nicht zu unterhalten braucht — pique dame, die Tochter der Havanna und die veuve Cliquot,“ meint der dicke Nix von Dohmen, gemüthlich die Karten mischend. — Da stürzt Riesen herein.

„Meine Herren, bitte, beeilen sie sich — es soll gleich losgehen — die Meisten sitzen schon.“ Suchend schweift sein Blick umher.

„Aha, Sie suchen wohl noch Tänzer für ein paar Mauerblümchen — umsonst! Axel war schon da, hat uns alle abgefragt, wir sind aber Alle versagt — und hier Hans Weiden hat sich vor fünf Minuten den Fuß verstaucht, wie er behauptet. Vielleicht können Sie ihn kuriren.“

Alles lacht.

„Lachen Sie nicht, meine Herren,“ stöhnt der Genannte, „ich habe mir „ganz wirklich“ den Fuß verkitzt, vorhin, beim Herunterkommen von der Gallerie — wollte während der dritten Française von oben zusehen. Habe übrigens manches Interessante beobachtet — fixer Junge, der Axel! — Aber stehen Sie doch nicht mit so traurigem Gesicht da, Riesen, schleppen Sie doch lieber mit Ihren Riesenkräften den Nix fort. — Du wirst so wie so alle fünf Minuten dicker,“ wendet sich der Sprecher an Dohmen, „es wird Dir überaus zuträglich sein, eine der Grazien zu wirbeln. So eine gute Motion.“

„Ach, laßt doch die dummen Witze. Sehr bequem so einen anderen vorzuschubsen. Als ob es ein Vergnügen ist, sich mit Sitzengebliebenen zu ledern.“

„Nun warum versorgst Du Dich nicht rechtzeitig, Du unverbesserlicher Faulpelz?“

„Wer andere eine Grube gräbt, fällt selbst hinein!“ citirt einer.

„Das ist eine alte Gerechtigkeit,“ summt ein anderer die Walzermelodie aus dem Mikado.

„Wirklich, meine Herren,“ sagt Riesen ernst, „ich hoffe, daß noch nicht alle Ritterlichkeit unter uns erstorben ist. Ich kann nicht mit zwei Damen tanzen, aber ich kann auch nicht zulassen, daß junge Damen sitzen bleiben. Trostberg, Sie sind erst paar Jahre verheirathet, spielen Sie doch nicht den Großpapa — opfern Sie sich.“

„Schon gut, Riesen, ich komme — der Robber ist sowieso aus — aber dann sorgen Sie auch dafür, daß der Cotillon nicht zu lange dauert, sonst bleibt einem factisch nichts mehr zu thun übrig, als anzusprechen, und da ich das nicht mehr kann....“

„Und da ich das dieses Mal jedenfalls nicht will,“ fällt Rix Dohmen ein, „abgemacht, Riesen, wenn Sie das gleich hier beschwören, die Quälerei nicht länger als fünfzehn Minuten dauern zu lassen, dann gehe ich auch mit, ich armer Gefapertter. Scheußlich, gerade jetzt fing ich an, bessere Karten zu bekommen! Sorgt nur dafür, daß ich einen Tropfen Champagner vorfinde, wenn ich nach den überstandenen Strapazen lebendig zurückkomme.“

Im Damenzimmer würden die Herren auch manches, für ihre Eitelkeit nicht gerade schmeichelhafte Urtheil anhören können, und hier wie dort fragt sich der unbefangene Zuhörer verwundert, wozu man denn eigentlich Bälle veranstaltet oder richtiger, warum sie überhaupt von denen besucht werden, welche es nur mit Anken und Stöhnen thun. Uebrigens giebt es auch solche, die, frische, volle, unblasirte Jugendlust zur Schau tragend, sich ganz der Freude am Tanzen hingeben, eitel Wonne, Entzücken, Bewunderung sind — solche, für

die jeder Ball den Kranz der Erinnerungen um eine leuchtende Blüthe bereichert.

Zu diesen gehört Marie. Ihr ist heute Abend, als trügen sie Wolken, als habe sie Schwingen. Um sie und in ihr nur Glanz und Schimmer. So schön war es noch nie!!....

Sie steht vor dem Spiegel und läßt sich das Haar fester stecken.

„Sieh bloß, wie der ungeschickte Reckenstein meine arme Schleppe zertrampelt hat....“

„Ja, und mir hat der gute Ernst, mit seinen Sporen den ganzen Besatz abgerissen.“

„Au, mein Fuß,“ jammert es von der Couchette, „mein Schuh drückt so gräßlich.“

„Wai, wie bin ich schläfrig, und nun muß man sich noch einen ganzen Cotillon durchquälen.“

„Nein, wie man aussieht, roth wie ein Krebs.“

„Oh, diese abscheurlichen Schneiderinnen — da muß ich schon zum sechsten Male herkommen, um mir die Schleifen fester nähen zu lassen....“

„Mit wem tanzt Du?“

„Ach, mit diesem gräßlichen....“

„Und ich armer Wurm mit diesem urlangweiligen —.“  
Lachend meint Marie:

„Wißt Ihr, wenn man Euch so sprechen hört, sollte man wirklich denken, ein Ball sei eine Sträflingsarbeit zu der man gezwungen wird.“

„Ich finde das Tanzen ganz witzlos, aber Mama will nicht, daß Ella allein geht!“ erwidert schnippisch Elsa Weiden, die fichernd und Glossen machend, mit Ida Walldorf in einer Ecke steht, und Letztere setzt hinzu, spöttisch boshaft:

„Man hat ja auch nicht immer die amüsantesten Cavaliere — es tanzt eben nicht Jede die längsten Tänze immer mit Axel Rehbürg.“

Marie erröthet leicht, aber erwidert unbefangen:

„Ich tanze auch nicht immer mit Axel Rehburg, z. B. jetzt, den Cotillon mit Baron Treuenberg.“

„Ach, schrecklich!“ — „Nein, wie gräßlich!“ rufen mehrere Stimmen.

„Na, da habt Ihr's, den belegt Ihr auch mit solchen Epithetas, und ich, im Gegentheil, finde ihn ganz nett. Ein bißchen unbeholfen und linkisch, nun ja — aber was kann er dafür, armer Mensch! — und das Pulver würde er nicht erfinden, trotzdem unterhält man sich immer sehr angenehm mit ihm. Er liebt das Theater, ich auch — spielt passionirt Tennis, ich auch! Alles interessirt ihn, besonders die Alterthumskunde — wir haben im Sommer vier alte Gräber entdeckt und reiche Ausbeute gehabt — das giebt endlosen Gesprächsstoff . . . ah, da steht er schon und wartet. — — — Ich komme!“ und mit freundlichem Scherzwort nimmt sie den Arm von Baron Treuenberg, der sich mit seinem etwas albernen Lächeln vor ihr verneigt.

Indem er sie auf ihren Platz geleitet kommen sie an Nora und Erich vorbei, die schon in der Nähe der Thüre placirt sind, und im Vorübergehen wirft Marie lächelnd den Beiden einen grüßenden Blick zu.

„Wie ist sie sympathisch, Deine Freundin Marie, und welche Lebensfreudigkeit lacht aus ihrem Wesen.“

„Ja, sie ist ein herziges Geschöpf,“ sagt Nora warm, „und ein so glücklicher Charakter. Oßt beneide ich sie um die Fähigkeit, das Leben immer von der leichten Seite zu nehmen, ohne unnützes Sorgen und falsches Zagen in den Tag hinein zu leben — ich wollte, ich wäre wie sie. Aber man macht sich nicht um, ist so oder so — — Lerche oder Gule.“

„Nein, Nora, da irrst Du. Das ist eine falsche Auffassung, denn sie schließt die Entwicklungsfähigkeit, die Herausbildung all der Gaben und Eigenschaften, die in uns liegen, aus. Langsam ändert sich der Charakter jedes Einzelnen durch die Erfahrungen, durch die Ge-

schicke, den Einfluß der Menschen, mit denen er in Berührung kommt — durch die Bücher, die er liest, durch alles, was er sieht und erlebt, und von uns selbst hängt es ab — zum großen Theil wenigstens — welchen Nutzen wir aus den Lehren ziehen, die das Leben uns giebt, welchen Weg wir einschlagen.

Gewiß, über die Grenzen unseres Ich's, unserer Individualität können wir, sollen wir nicht hinausstreben, weil diese falsche Unzufriedenheit mit sich selbst eine große Gefahr birgt — haltlos macht und innerlich zerfahren. Aber der Eigenart unserer Persönlichkeit sollen wir gerecht werden, und wir sollen wuchern mit dem Pfund, das uns anvertraut statt es zu schmähren — niemals sagen: „Ich bin nun mal so — ich kann nicht anders werden.“ Das ist meist nur versteckter Hochmuth.“

Jetzt ist Nora doch sehr zufrieden, daß sie den Cotillon mit Erich tanzt. Sie hat solch Vertrauen zu ihm, von jeher verstanden sie sich gut. Auch er liebt mehr, als oberflächliche Redensarten über alltägliche Dinge — Gespräche, die in die Tiefe führen, die beleuchten was da ruht, oft kaum bewußt. Auch er genießt einen Austausch der Meinungen, welcher geistig fördert, weil er schlummernde Gedankenkeime weckt und entwickelt. Mit Riesen hätte sie gefürchtet, ihm mit ihrer Unterhaltungsart langweilig zu erscheinen, mit dem Wetter, in dem sie gewohnt ist fast einen Bruder zu sehen, hat sie solch sicheres Gefühl und kann sich erlauben zu reden oder zu schweigen, wie es ihr gerade paßt.

„Weißt Du, Nora, daß ich die Absicht habe, bald ins Ausland zu reisen?“

„Du? Jetzt? Warum? — Tante sagte gestern nichts davon!“

„Weil es sich erst gestern nach der Besprechung mit Doctor W. entschieden hat.“

Mit gespannt forschendem Blick seiner ausdrucks- vollen Augen beugt er sich zu ihr, aber kein Schreck, kein Bedauern, nur theilnehmendes Interesse liegt in ihrem Gesicht, als sie es ihm voll zuwendet.

„Und Tante Ina? Wie kannst Du Dich entschließen sie wieder allein zu lassen, jetzt, wo sie Dich nach den langen Studienjahren endlich in ihrer Nähe haben sollte?“

„Ja, für meine arme Mutter wird es schwer sein,“ erwidert er ernst, „doch gerade ihretwegen unternehme ich diese Studienreise. Für ihr Leiden giebt es eine neue Behandlungsweise, und die will ich in Paris kennen lernen. Du fragtest vorhin, ob noch Hoffnung auf Genesung, auf Besserung vorhanden sei? — Leider wenig, denn wir haben viel kostbare Zeit verloren. Aber es muß noch alles versucht werden, was in menschlichen Kräften steht. Für meinen Entschluß war schließlich auch dieses ausschlaggebend — ich vertraue sie so guten Händen an. Ihre bisherige, erprobte Pflegerin muß uns leider im April verlassen. Da hat sich Thilde freundlich angeboten bei ihr zu bleiben und für den Sommer mit ihr an den Strand zu ziehen. Wir haben es heute morgen so besprochen. Sie sagt, sie habe es sich zur Lebensaufgabe erwählt alte, liebe Tanten zu pflegen — ist ein braves Mädchen, Thilde. Die hat mehr als einen wunderhübschen Kopf — ein gutes Herz.“

„Siehst Du's endlich?“ möchte Nora sagen.

„Oh, warum darf ich Dir nicht die Augen öffnen und Dir zeigen, daß dies Herz ganz Dir gehört, daß Du an Deinem Lebensglück vorbeigehst — Du blinder Thor!“ — aber sie bestätigt nur:

„Ja, sie vereinigt Vieles. Und wie reizend sie ansieht — ein wahres Bild. Man kann sich garnicht satt sehen. Entzückend steht ihr das weiße Kleid, und wie sie tanzt, so leicht, so ruhig dahingleitend.“

„Ja,“ erwidert Erich zerstreut und blickt kaum in die betreffende Richtung.

Wenn Nora wüßte, wie gleichgültig ihm im Grunde diese berückende Schönheit, wie kalt es ihn läßt, dies tadellose Profil und dies wundervolle Augenpaar, weil er nur Sinn hat für das blasse Gesicht neben ihm, und die ungraciöse Gestalt mit den brüskten Gesten, der kurzangebundenen Art, ihn mehr anzieht — hundert Mal mehr Reiz für ihn hat, als das liebliche Mädchen, das eben wieder im Arm eines Tänzers an ihnen vorüberfliehet. —

Soll er es ihr sagen? — daß er sie liebt, so lange schon! Immer hat es ihn mächtig hingezogen, mit starker Sympathie, zu dem jungen, ernstesten Wesen mit den traurigen Augen, der kummervollen Seele, der seinen so ähnlich, so tief verwandt. Die Erinnerung, das Gedenken an sie, die so schwer trug an dem Verlust des einzigen Bruders, hat ihn geleitet während all der letzten Jahre.

„Wie muß sie lieben können!“ — hat er sich oft gesagt und sich ausgemalt, wie er vor sie hintreten würde mit der Frage, ob sie sein heißgeliebtes Glück sein wolle? Und wenn sie „Ja“ gesagt, wie wollte er mit seiner starken, zärtlichen Liebe alle Schatten verschrecken, damit sie in seinen Armen gesunde, aus krankhaft grüblerischen Sinnen und Träumen erwachend, zu thätigem Leben — zu stärkender Pflichterfüllung in Liebe. Und seitdem er sie wiedergesehen, so plötzlich und unerwartet — seitdem seine Mutter ihm erzählt, wie schwer und wie verdunkelt ihr Leben, wie verdüstert ihre Seele, da hat es ihn gepackt mit unbezwinglicher Sehnsucht, in auflodernder Leidenschaft, sie herauszuziehen aus den Verhältnissen, in denen sie leidet, aus dieser Umgebung, in der sie verkümmert. Er ist ja selbständig, aber — — — was er ihr bieten kann, ist auch nur eine enge Sphäre — er kann sie auch nur verpflanzen in einen Boden, dem ihren gleich, wenigstens was die äußeren Umstände betrifft. Vermögenslos hat

er ihr nur seine innige Liebe zu bieten, und doch, ist Liebe, die auf Händen trägt, die das Glück des Andern zu Zweck und Ziel erwählt, nicht tausend Mal mehr werth als Reichthum? — Liebe, treue, wahre Liebe, wiegt die nicht alles auf?

„Soll ich es ihr sagen, oder soll ich ihr schreiben?“ Wie hat er sich alle Worte zurecht gelegt in der schlaflosen Nacht, aber jetzt, wo die Gelegenheit sich bietet, wo die Minuten rinnen, unbenutzt — jetzt schnürt ihm die Furcht vor der Abweisung athemraubend die Brust — doch noch lieber diese Qual der Ungewißheit, als das nie wieder auszumerkende „Nein“ aus ihrem Munde.

Während diese Gedanken sich in seinem fiebernden Hirn regen, das Blut in seinen Schläfen hämmert und er nach Fassung ringt, hat Nora schweigend neben ihm gesessen. Ihre Blicke schweifen über den Saal und die in einer Musikpause lebhafter plaudernde Gesellschaft, haften länger auf einem Paare, das ihnen schräg gegenüber sitzt — Riesen und die Baronin Sivedt. Sie sind in animirter Conversation. Offenbar lebhaft angeregt, mit dem Ausdruck ungetheilter Aufmerksamkeit beugt sich Riesen zu der jungen Frau nieder, die so eindringlich auf ihn einredet. Jetzt wirft er sich lachend in seinen Stuhl zurück und fächelt sich mit dem kostbaren Fächer aus rosa Straußenfedern, den er seiner Tänzerin entliehen. Wie er sich amüßirt! — und wie schön sie ist! Geistsprühend blicken die dunklen Augen — so fein lächelt der Mund! Und wie weich und anmuthig, lebhaft und doch gehalten sind die Bewegungen, die Gesten. Wie er sich amüßirt! — ein Stich geht Nora durchs Herz. Ja, so müßte sie sein, so aussehen, seine Frau — vornehm, imponirend, ihm ebenbürtig. — —

„Was bin ich dagegen?“ denkt sie schmerzlich — „nicht viel besser als ein adliges Bauermädchen!“

„Nora?!“

So versunken war sie in das Anschauen, so selbstvergeben, daß sie erschrickt, als Erich so unvermittelt ihren Namen ruft. Welch angstvolle Mahnung, welcher heißer Klang vibriert in seiner Stimme. Fragend wendet sie sich ihm zu. Wie seine Augen sich in die ihren bohren, als wollten sie auf den Grund ihrer Seele schauen.

„Nora, woran dachtest Du eben?“ Ein aufsteigender Verdacht hat ihm, wie eine eiskalte Hand ans Herz gegriffen — „warum hast Du...“

„Bitte, Cousine!“ Axel steht vor ihnen, Marie an der Hand führend.

„Laß uns schnell etwas Hübsches ausdenken, Norchen,“ sagt Letztere „zwei Gegenstände, weißt Du, so wie Stadt und Land, so wie...“

„Kaffee und Thee!“ schlägt Axel vor.

„Ach, wie gräßlich — Schwaaren! Oh, ich hab's — Tanz und Tennis. Du bist Tanz, Nora, denn ich glaube, Du hast noch nie ein Racket in Händen gehabt.“

„Zu wem sollen wir?“ fragt Axel. „Ah, zu Niesen. Höchste Zeit, sein allzu eifriges Flirten zu unterbrechen.“

„Ob ich jetzt mit ihm tanzen werde, durch Zufalls Fügung,“ denkt Nora, während sie die paar Schritte machen.

„Tanz oder Tennis.“

„Tennis!“ wählt Niesen und tanzt mit Marie fort.

„Natürlich!“ denkt Nora bitter — „so mußte es kommen! Also keinmal — denn ein Bouquet wird er mir doch nicht bringen — — — und ich ihm keine Schleife!“ beschließt sie im aufbäumenden Stolz.

„Um unser unterbrochenes Gespräch wieder aufzunehmen, Cousine,“ sagt Niesen auf seinen Platz zurückkehrend: „Wirklich, ich glaube, Sie beurtheilen Axel zu streng, etwas zu hart.“

„Ich hatte anfangs eine bessere Meinung von ihm, und es thut einem immer leid, sich getäuscht zu haben; meiner Ansicht nach giebt es aber nichts Traurigeres als solche oberflächliche Urtheile.“

„Etwas oberflächlich ist er vielleicht wohl, aber ein so großes Unrecht ist es doch nicht, wenn man soviel Gewicht legt auf ein anmuthendes Aeußere.“

„Und bemerken Sie nicht, welche Gefahr darin liegt, wie es der erste, aber sichere Schritt ist zu einer trostlosen Lebensrichtung, zu der, welche den Schein über das Sein stellt, welche sich blenden läßt durch äußeren Schimmer und für das, was die wahren Güter des Lebens ausmacht, alle die inneren Schätze des Gemüths, die Kräfte des Geistes und der Seele, die richtige Werthschätzung verliert? Man gewöhnt sich allmählich daran das Gute nicht zu achten, wenn es uns in unschöner Form naht — das Edle nicht zu erkennen, weil es in häßlicher Hülle sich verbirgt, das Tiefe nicht zu suchen, weil man ihm nachspüren muß, und erst später, oft zu spät, da begreift man es, daß man sein Leben verdorben, weil man zu viel Gewicht gelegt hat auf leere Nichtigkeiten, auf eine Mode, auf eine Frisur, den Schnitt eines Kleides. Das gebe ich Ihnen ja zu, ganz verachten sollen wir auch das Aeußere nicht — nur sollen reine Aeußerlichkeiten nie Macht über uns gewinnen, wir sollen sie nie zu Wegweisern und Führern unserer Urtheile und Anschauungen machen, und wir müßten über kleinlichen Eitelkeitsfragen stehen, wenn es darauf ankommt uns von Menschen zu entfernen oder ihnen näher zu treten.“

Hermann hat aufmerksam zugehört. Ihn fesselt das Gespräch in hohem Maaße und er bedauert, daß der Cotillon zu Ende geht.

Da werden schon die Stühle mit den Bouquets, die mit Schleifen besteckten Kissen hereingetragen und Axel eilt herbei.

„Bitte, Niesen, austanzen!“

Als die Reihe an Nora und Erich kommt und sie eine rothe Schleife gewählt, blickt sie um sich und zögert noch einen Augenblick. — — —

„Soll ich nicht doch zu?!... Nein, gewiß nicht!“ beschließt sie trotzig und wendet sich zu Heinrich Reckenstein, dessen Frackaufschlag noch ungeziert und der vor Freude erröthet, als sie ihm die Auszeichnung überreicht.

Nach dem Cotillon sind viele fortgefahren — der Saal lichtet sich.

Eine der dames patronesses ruft Axel heran.

„Es ist vier Uhr — bitte, führen Sie den Ball zu Ende.“

Ein Wink hinauf zu dem Dirigenten des Orchesters und sie sturzen herab, die wilden, schwermüthigen Klänge des Brahms'schen Czardas.

Wieder steht Nora an den Thürpfosten gelehnt! — Die Paare drehen sich in rasenden Kehrausgalopp vor ihren müden Augen — ihr Kopf schmerzt — die Luft ist so schwer und heiß — — aufgewirbelter Staub und ersterbender Blumenduft mischt sich darein.

Der Ball geht zu Ende — der Ball, auf den sie sich gefreut, so unvernünftig gefreut, von dem sie so viel erwartet — und er hat nicht ein einziges Mal mit ihr getanzt, nicht ein einziges Mal!! — — —

Ein Wehgefühl zuckt empor in ihrem Herzen — ein Schwindel erfaßt sie, wie ein Nebel legt es sich vor ihre Augen! — Und plötzlich ist alles verfunken, verlöscht um sie her, als sei es nicht gewesen — sie ist wieder zu Hause — in Krakenorm! — In dem dumpfen, rauchigen Zimmer sitzt sie an der trüben Lampe — wieder heult der Sturm sein erregendes Lied und die alte Uhr tickt rastlos, eintönig: „Wozu — wo — zu?“ diese Zweifelsfrage der Lebensmüden! — — —

„Fräulein Nora, darf ich bitten?“

Entgeistert blickt sie auf — Niesen steht vor ihr.

„Danke, ich kann nicht,“ will sie sagen, „mir ist so schwindlich!“ — aber er hat sie schon mit starkem Arm umfaßt — — und es überkommt sie ein so süß schmerzliches Gefühl des Geborgenseins.

Zwei Mal fliegen sie durch den Saal! Wie prachtvoll er tanzt — so fest und sicher auftretend und so gewandt.

Auch er sagt sich: „Garnicht so schwer, wie ich dachte, aber wie ihre Hand zittert!“ Er blickt herab auf das tief erglühete Gesicht — dem seinen so nah. „Wie sie ihrer Mutter gleicht!“ und ihn überkommt die Erinnerung an die bleiche, schmerzgebeugte Frau, die sich zu Gebhards Beerdigung auf seinen Arm stützte.

Wie mütterlich gütig war sie stets gewesen gegen ihn, dem Frühverwaisten; wie angenehm und nett waren die Zeiten, welche er unter dem einfachen Dach ihres Hauses verlebte, und plötzlich erwacht der Wunsch in ihm, von Krakenorm zu hören und von vergangenen Tagen zu reden.

„Fräulein Nora -- darf ich um das Souper bitten? übermorgen, oder eigentlich schon morgen, bei den Reckensteins.“

Ueberrascht schaut sie empor — „Sapristi — wirklich, was für Augen“ — fährt es ihm durch den Sinn.

„Danke!“ stammelt sie verwirrt, und als er sie auf ihren Platz gebracht, sinkt sie athemlos, erzitternd auf einen Stuhl.

„Er hat mich engagirt! — voraus engagirt — er mich? Wie ist das gekommen! Zum Souper? Aber das ist ja garnicht möglich!“

„Nicht wahr, der versteht's — ach, er tanzt „einfach himmlisch, Graf Riesen!“ sagt Marie herbeieilend, „aber nun müssen wir aufhören, eben ließ die Gräfin mir sagen, wir sollten uns jetzt hübsch artig abkühlen. — — Nein, nein! wir dürfen nicht mehr,“ wehrt sie ab, als Axel Treuenberg und ein paar andere Herren

nicht ablassen und flehen: „Nur noch ein Mal herum — gnädiges Fräulein.“ „Seien Sie nicht so hartherzig, Edle von Theren.“ „Bitte, Marie, mir als Vetter wirßt Du doch nicht „Nein“ sagen.“ —

„Ja, Dir als Vetter und Ihnen als Nichtvetter sei es gesagt, wir sollen nicht mehr tanzen, die Gräfin ist müde. Komm, Nora, wir wollen uns hier auf's Sopha setzen, und noch etwas Apfelsinenkompot essen.“

Willenlos, wie träumend, läßt sich Nora in's Nebenzimmer führen. Sie hört nur mit halbem Ohr, sie hat nur einen Gedanken — Hermann Riesen hat sie vorausgeagirt und zum Souper! — zu einem Unterhaltungstanz, denn das Bißchen Walzer nachher zählt doch kaum. Aber das ist ja schrecklich! was wird sie mit ihm reden, ihm erzählen? Oh, sie fühlt es schon jetzt — dumm, langweilig, uninteressant wird sie sein und einen ganz ungünstigen Eindruck machen.

„Nun, haben sich die Fräuleins gut amüßirt?“ läßt sich die Stimme des Grafen Reckenstein vernehmen — „und vernünftig abgekühlt? — können wir fahren?“

„O ja, gewiß!“

„Aber gut eintunteln.“

Die Herren sind dabei behilflich.

Axel hüllt Marie ganz besonders sorgsam in ihren weißen Pelz, und aus der Umrahmung des lockigen Fells, des leichten Tuchs, das sie um den Kopf geschlungen, lacht ihr rosiges Gesichtchen, strahlen die weichen Kehaugen ihn dankbar und glücklich an.

„Bitte, Herr von Rehbürg — meinen Fächer, ich habe ihn dort auf dem Tischchen vergessen. Danke! — und meine Bonquets?“

„Hier sind sie — ein ganzer „Wesums.“\*)

„Und nun adieu, und auf Wiedersehen.“

„Ja, auf Wiedersehen!“ Tief tauchen seine

---

\*) Eine volle Fuhre.

feurigen Augen in die ihren. — „Sie kommen doch morgen, das heißt heute Nachmittag, auf die Schlittschuhbahn? Ich habe ja bloß Sonntags mehr Zeit.“

„Vielleicht!“ sagt sie schelmisch lächelnd.

„Nein — bestimmt! — Versprechen Sie es, sonst lasse ich diese kleine Hand nicht los...“ flüstert er heiß.

„Nun gut — — — bestimmt!...“

Als Antwort drückt er einen langen Kuß auf den hellen Handschuh.

„Marie, wo bleibst Du?“

„Ich komme, ich komme.“ Leichtfüßig eilt sie den Vorausgegangenen nach.

\* \* \*

Eng umschlungen, wie das so Art der jungen Mädchen, wenn sie sich „schrecklich liebhaben,“ sitzen Marie und Nora auf dem Plaudersophachen in ihrem Zimmer und schwätzen über den gestrigen Abend, über den lustigen Nachmittag auf dem Eise.

„Es war doch zu amüßant, als wir die lange Kette machten, Ida Walldorf zu früh losließ und wir alle in den Schnee flogen,“ lacht Marie: „ich kenne nichts Herrlicheres als Schlittschuhlaufen!“

„Vor fünf Minuten sagtest Du dasselbe vom Tanzen, und mir scheint, als hätte ich diese Bezeichnung auch schon für Reiten und Lawn-Tennispielen gehört,“ neckt Nora. „Aber was ist das?“ setzt sie hinzu, „schlug es wirklich schon halb acht? — Da muß ich aufbrechen, Tante Ina geht früh zur Ruhe.“

„Gehst Du wieder fort, Norchen? — so kommen wir ja zu keinem gemüthlichen Abend. Donnerstag war Tanz — Freitag Theater — gestern Ball und morgen Ball.“ — —

„Dafür wollen wir Dienstag ganz bestimmt zu Hause bleiben....“

„Und uns Thilde und ein paar Andere einladen, zu einem gemüthlichen Plausch — das wird schrecklich nett.“

„Aber nun adieu, Mariechen, und bitte erinnere Kathrin daran, mich um 10 Uhr abzuholen.“

Die paar Stunden bei der Tante verbringt Nora auf das Angenehmste und wieder fällt manch hoher Gedanke, manch mahnendes Wort, wie ein Saatkorn in die empfängliche junge Seele.

Charaktere, wie Ina Rehburg, sind leuchtende Vorbilder, die Gott auf unseren Lebensweg stellt, damit wir sehen, was felsenfestes Gottvertrauen vermag — sie sind Beispiele, die uns anspornen Helden zu sein, in den Anfechtungen des Lebens, Sieger in dem Kampf, nach des Dichters Wort — „Nur eines giebt's, gewaltiger als das Schicksal, das ist der Muth, der's unerschütteret trägt.“

Erich erscheint erst zum Thee — er habe eine nöthige Arbeit vorgehabt, entschuldigt er sich.

Er ist sehr blaß und es ist etwas Nervöses, Unruhiges in seinem Wesen. Dazwischen erzählt er lebhaft irgend etwas Interessantes über seine Studien, dann wieder sitzt er minutenlang brütend da und stiert in sein Theeglas — jedes Mal aber, wenn Nora sich im Gespräch an ihn wendet, heftet er einen langen, festen Blick auf sie, unter dem sie erschauert.

„Mein Gott, was hat er nur?“ fragt sie sich.

Schon gestern war das Ende des Cotillons sehr unerquicklich gewesen. Zwar hatte er — nachdem Axel sie an ihren Platz zurückgeführt — die unterbrochene Frage nicht wieder an sie gerichtet, aber, obgleich bemüht äußerlich ruhig zu erscheinen, war seine ganze Art und Weise verändert gewesen und deutlich hatte sie empfunden, daß ihm etwas quäle.

Ist er vielleicht krank? Sind es bloß Stimmungen, wie sie sie schon früher an ihm bemerkt? — Prüfend

ruht auch das Mutterauge auf ihm und sorgenvoll sieht sie ihm nach, als er einen Augenblick das Zimmer verläßt, um sich Rauchwerkzeuge zu holen.

„Ich fürchte, er hat sich beim Examen zu sehr angestrengt,“ flüstert Frau von Rehburg Nora zu. „Hoffentlich thut ihm die Berstreuung der Reise und die Luftveränderung gut.“

Als man Nora meldet Kathrin sei gekommen, fährt er aus seiner Versunkenheit empor.

„Warum hast Du Dich abholen lassen? — ich hätte Dich gerne begleitet --“

„Thue es doch noch --“ beredet die Mutter, „der Gang in frischer Luft wird Dir gut thun. Du hast wieder den ganzen Tag am Schreibtisch gefessen.“

Ja, er hat Bogen auf Bogen angefüllt und sie wieder zerrissen. — — Nein, was er Nora sagen will, sagen muß, das läßt sich doch noch besser mündlich, Aug' in Auge abmachen und die günstige Gelegenheit dazu bietet sich ihm jetzt. Blitzschnell hat sein fieberndes Hirn das erfaßt.

„Ja, Mamachen, Du hast recht. Ich werde Nora nach Hause bringen und dann noch auf ein Stündchen ins Caffè „Monopol“ gehen, wo ein paar Livonen zusammenkommen wollten, die morgen nach Dorpat reisen.“

Mit zärtlichem, „auf Wiedersehen“ nimmt Nora Abschied von der Tante und sie treten auf die Straße hinaus.

Sternklar ist die Nacht. Der Mond hat sich gerundet und gießt silbernen Schein auf die menschenleeren Gassen — nur ein vereinzelter Fußgänger, eine rasselnde Droschke stört die Stille dieser entlegenen Gegend. Beide schweigen.

In ihm stürmt die verhaltene Leidenschaft, die hochgradige Erregung schnürt ihm die Kehle.

Sie denkt dem Gespräch mit der Tante nach. —

„Es giebt noch mehr zu schaffen, als einen Liebesmai!“  
— das Wort hat sie so tief getroffen.

„Darf ich Dich führen, Cousine?“ Die Frage klingt wie ein Befehl, und ohne eine Antwort abzuwarten zieht er ihren Arm unter den seinen, dann plötzlich halblaut: „Nora! — ich muß Dich etwas fragen...“

„Erich! was ist Dir?“ — Erbebend fühlt sie, daß etwas Entscheidendes naht — „mein Gott, er wird doch nicht!...“

„Nora, ich muß eine Entscheidung haben. Ich halte diese Ungewißheit nicht aus.“

Er dämpft die Stimme noch mehr: „Ahnst Du es nicht? Hast Du es wirklich nie gefühlt, daß ich Dich liebe?“

„Daß ich Dich liebe!“ Träumt sie, oder hat er das wirklich gesagt?

„O, schon so lange! — Ich habe eigentlich immer nur meine Mutter und Dich geliebt — und der Gedanke an Dich hat mich geleitet all die Jahre hindurch, hat mich angefeuert, war wie ein Sporn, der mich antrieb „arbeite, um fertig, um selbstständig zu werden, damit Du ein Recht erhältst vor sie hinzutreten und ihr zu sagen, Du bist mein einziges Glück — sei mein in Zeit und Ewigkeit!“

Wie gebannt lauscht sie seinen leidenschaftsbeißenden Worten — träumt sie denn wirklich nicht? Das ist alles so unerwartet, so unmöglich!

„Ich habe Dir keine glänzende Existenz zu bieten,“ fährt er fort — „doch wenn Du Dich entschließen könntest mit meiner armen Mutter zusammenzuwohnen, so könnten wir kein reiches, aber ein behagliches Leben führen. Und mein ganzes Trachten würde sein Dich glücklich zu machen, all die düsteren Schatten zu verjagen aus Deiner Seele...“

Sie läßt ihn nicht ausreden. „Düstere Schatten“, er selbst hat's gesagt — dies Wort bringt sie in die

Wirklichkeit zurück. O, sie ist ihm herzlich zugethan, gut wie einem Bruder, sie verstehen einander, aber auch er hat ein grübelndes, verdüstertes Gemüth — eine kranke Seele und sie — sonnige, gesunde Naturen braucht sie, um selbst zu gefunden, solche wie Marie, wie. . . .

„Warum fragst Du mich, Erich — ich kann ja nicht „Ja“ sagen! — Ich kann doch meinen Vater nicht verlassen,“ kommt es hastig, abgerissen über ihre Lippen. „Und was hättest Du von solcher Frau, wie mich. Du kennst mich gut genug, weißt, wie selbstüchtig ich bin, wie wenig geschaffen, mich zu vergessen und hinten anzusetzen — ein trauriges, jämmerlich egoistisches Geschöpf.“

„Das sind alles leere Ausflüchte, Nora, ich fühle es. Der wahre Grund ist ein anderer — Du liebst mich nicht!“ Wieder packt ihn die Angst, wie gestern auf dem Ball, athembeklemmend, und er preßt ihren Arm fest an sich.

„Du liebst einen Anderen — Nora! wen? . . .“ flüstert er heiser vor Aufregung.

Sie zieht ihren Arm aus dem Seinen.

„Du hast kein Recht mich zu fragen,“ will sie sagen, dann aber richtet sie sich auf und ihre Gestalt scheint zu wachsen:

„Ja!“ sagt sie fest und bestimmt — „ich liebe einen Anderen, und wenn er auch keinen Gedanken für mich hat — nie kann ich mit dieser festgewurzelten Neigung im Herzen einem Anderen gehören — nie — nie!“ wiederholt sie mit steigender Entschlossenheit.

„Also eine weggeworfene Liebe!“ entfährt es ihm.

„Erich!“

In diesem Augenblick treten sie aus dem Häuserschatten in den hellen Schein des Mondes — sekundenlang treffen sich ihre Blicke.

Wie qualverzerrt ist sein Gesicht — die dunklen Augen glühen fieberhaft — die Lippen zucken.

Liefes Mitleid wallt in ihr auf. Beide Hände ihm entgegenstreckend, sagt sie mit weicher Stimme:

„Griech, laß uns wenigstens Freunde bleiben. Du warst mir immer so lieb, wie ein Bruder — ich hab' ja nur Dich, seitdem Gebhard nicht mehr....“

Er preßt die Lippen zusammen, denn er fühlt die aufsteigenden Thränen und sie soll sie nicht sehen.

„Du verlangst Unmögliches, Nora, — Alles oder Nichts. Wo man wie ein Rasender liebt, kann man sich nicht mit brüderlicher Freundschaft begnügen.“

Traurig blickt sie ihn an. In ihren großen Augen schimmern Thränen.

„Sei ruhig, ich werde schon mit mir fertig werden.“

Sie sind in die Nähe des Redenstein'schen Hauses gelangt — Kathrin eilt voraus, um zu klingeln. Jetzt stehen sie vor der Thüre und man hört Schritte hinter derselben, der Schlüssel dreht sich im Schloß, der Schein der Lampe, die der öffnende Diener trägt, fällt heraus — sie müssen Abschied nehmen.

„Lebe wohl, Nora!“ stößt er dumpf heraus. „Gott segne Dich und lasse Dich Dein Glück finden.“

Noch einen langen Blick tauschen sie, einen Händedruck — noch einmal preßt er die Lippen an ihre Hand —, und er steht an den Laternenpfosten gelehnt, starrt auf die Thüre, hinter der sie verschwunden.

Planlos irrt er dann in den Straßen umher — mögen die Freunde warten, was kümmert's ihn!

In seinen Schläfen hämmert das Blut, kochende Wuth hat sich seiner bemächtigt, nicht gegen sie — nein! — Trotz der schmerzenden Abweisung hat er fast Mitleid mit ihr! Aber gegen ihn, gegen den, welchen sie liebt, und den er haßt, ohne ihn zu kennen. Was ist die Unruhe der letzten Tage gegen die vergiftende Eifersucht, die jetzt an seinem Herzen nagt, die sein Denken martert mit dem „Wer ist es? Wen hat sie gewählt?“

Auf der Alexanderbrücke lehnt er lange. Ah, sich da hinabstürzen — das schmerzende Hirn zerschmettern auf dem harten Eise — Ruhe haben!!...

Von den Kirchtürmen herab hallen langsam die Schläge der Mitternacht. Mechanisch zählt er sie und plötzlich fällt ihm ein, wie er als Kind einmal die Mutter gefragt: „Warum die Kirchenglocken mit solch tiefem, feierlichem Klange die Stunden künden?“ „Um uns zu erinnern, daß unsere Lebenszeit verstreicht, und daß wir keine Pflicht versäumen sollen,“ hatte sie erwidert — „weder gegen Gott, noch gegen Menschen.“

Seine Mutter?! .. Seine Pflicht!?. . . . Seine kranke Mutter! Sie hat nur ihn, und jede Gemüths-  
bewegung soll von ihr ferngehalten werden. — — —  
Nein, sie darf nicht einmal ahnen, was er leidet — —  
und sie wird auch nicht!

Mit schweren Schritten, gebeugten Hauptes, geht er nach Hause.

„Wie blaß Sie sind, liebes Kind!“ hat die Gräfin geäußert, als Nora den Salon betreten. „Ist es draußen so kalt geworden, oder...“ sie bemerkt, daß es krampfhaft zuckt um den jungen Mund, „oder ist Ihnen etwas zugestoßen?“

„Nein — ich habe nur arge Kopfschmerzen,“ stammelt Nora, die mühsam nach Fassung ringt. Sie fliegt am ganzen Körper und jedes Wort ist eine Qual.

Marie, die den Zusammenhang ahnt, kommt der Freundin zu Hülfe. Trotz der eifrigen Conversation mit Baron Treuenberg hat sie, gestern, während des Cotillons allerlei bemerkt und mit Interesse beobachtet.

„Gegen dergleichen“ — Aufregungen will sie sagen, aber sie verschluckt noch rechtzeitig das Wort, „ist Schlafen das beste Mittel. Komm, laß uns gute Nacht sagen.“

„Ja, geht zur Ruh', Kinderchen, und nicht zu viel schwärzen,“ ermahnt die Gräfin. „Morgen giebt es noch

genug zu thun, und Abends müßt Ihr doch hübsch frisch sein.“

In ihrem Zimmer angelangt läßt sich Nora schwerathmend auf einen Stuhl fallen, birgt das Gesicht in den Händen.

Zärtlich umfaßt sie Marie: „Nun erzähle, Du Schweigsame, Verschlossene — was ist geschehen? Du bist ganz verstört.“

„Denke Dir — wie schrecklich — Erich hat angesprochen . . . .“

„Und Du bist Braut?“

„Nein!“

„Nun, was denn? — Du hast ihm einen Korb gegeben?“

Nora nickt nur. — „Aber Herzchen, was ist dabei so Schreckliches. Man kann doch nicht Alle heirathen, die einen haben möchten . . . .“

„Aber es thut mir so leid.“ Thränen erscheinen in Nora's Augen, „und es schmerzt mich, ihm Kummer zufügen zu müssen, dem Einzigen, der sich für mich interessirte, der mich verstand! — — Und das ist das Schreckliche, vielleicht ist es mein Glück, das ich zurückgewiesen, verscherzt habe mit diesem „Nein“, ein ruhiges, sicheres Glück, auf Vertrauen und Verständniß gebaut.“

Was will ich denn noch? was kann ich denn anderes erwarten?

— — — Und doch, ich kann ihn nicht heirathen — ich kann nicht“ — ruft sie auffspringend — „so lange ich noch träume von jauchzender Wonne, von unbeschreiblicher Seligkeit.“

Die ganze, tief verborgene Leidenschaftlichkeit ihrer Natur bricht hervor — so hat Marie sie nie gesehen, nie gekannt! — aber plötzlich verdunkelt sich der sehnsüchtige Glanz der großen Augen, und laut aufschluchzend wirft sie sich in Mariens Arme.

Bis tief in die Nacht hinein reden die jungen

Mädchen miteinander, und dieses Gespräch, in dem sie sich gegenseitig das volle Vertrauen erschließen, auf den Grund der Seele schauen, festigt ihre Freundschaft mit einem neuen, starken Bande.

\* \* \*

Am anderen Tage wird Nora von ihren Gedanken abgezogen durch die Vorbereitungen zu dem Ball, mit dem sich Reckenstein's für alle, im Laufe des Winters erhaltenen Einladungen revanchiren wollen. Allerlei giebt es noch im Hause zu thun. Die Anordnungen für das Souper übernimmt die Gräfin selbst, aber sie hat den jungen Mädchen aufgetragen, für das Buffet mit den Erfrischungen zu sorgen. Bonbons und Früchte müssen auf Schalen geordnet, die Limonaden präparirt werden; Schleifen giebt es zu nähen und auf Sophatissen zu befestigen — kurz, Marie und Nora tummeln sich fleißig. Sie haben sich einige junge Mädchen zu Hülfe gebeten — Heinrich Reckenstein und ein paar andere junge Herren haben sich eingefunden, natürlich auch Axel, der, Dank einem Feiertag, den Nachmittag frei hat. Sie verrichten ihre Arbeit lachend, schwazend, lustig wie die Vögel von den Süßigkeiten schnabulirend.

„Eins ins Töpfchen, eins ins Kröpfchen,“ recitirt Thilde und läßt den Worten die That folgen. Axel sekundirt.

„Hört mal, Ihr von und zu Rehburg — wenn Ihr es so forttreibt, bleibt bald kein Riemisches Confect mehr übrig,“ neckt Marie. „Ueberhaupt scheint mir, haben wir nicht genug davon. Birnen und Weintrauben fehlen mir ebenfalls noch, um den künstlichen Aufbau auf diesem silbernen Tafelaufsatz zu vollenden, und zum Compot reichen am Ende 40 Apfelsinen auch nicht aus. Alles in Allem erwarten wir doch über 80 Personen. Ich denke, ich fahre lieber noch schnell zu Foerder und Menzendorff — kommt Jemand mit?“

„Bitte, überlasse mir die Besorgungen,“ schlägt Nora vor. „Mir ist der Kopf so schwer — vielleicht verliert sich das in der frischen Luft.“

„Sehr schön! — also wähle das Nöthige, einige Pfund von jedem, zehn bis fünfzehn Birnen und 20 Apfelsinen.“

„Und ich begleite Dich,“ beschließt Thilde — „Du findest am Ende den Weg nicht, Nora!“

„Aber macht schnell,“ ermahnt Marie. „Wir speisen heute Punkt viereinhalb Uhr und die Uhr ist gleich vier.“

„Was, schon so spät?“ ruft Axel, „und ich muß um viereinhalb Uhr in Frack und weißer Binde im Hotel de Rome sein, um Hermann abzuholen — wir diniren ja heute zusammen. . .“

„Bei der Baronin Lideck? — also haben Sie am Cotillon heute Abend nicht genug!“

„Den Cotillon? — den tanzen wir doch zusammen?“

„Fällt uns garnicht ein, mein Herr! Wann haben Sie mir die Ehre erwiesen, mich zu engagiren? — Ich tanze mit Graf Riesen.“

„Der scheint sein Versprechen nicht sehr genau zu nehmen,“ murmelt Axel ingrimmig, und laut:

„Mit Riesen? und ich freue mich schon seit drei Wochen darauf! Das ist garnicht hübsch von Ihnen, Fräulein Marie, mir solche schwere Enttäuschung zu bereiten, aber welchen langen Tanz bekomme ich denn?“

„Gar keinen — ich bin schon längst zu allen engagirt. . .“

„Verrath!“ schreit Axel und macht eine ganz verzweifelte Miene.

„Glauben Sie, ich würde Ihnen einen reserviren?“

Mit schelmisch blitzenden Augen sieht sie ihn an. Unterdessen haben sie Nora und Thilde in ihre Taschen geholfen und auch Axel hat seinen Mantel umgenommen, als aber die Weggehenden schon außer Hörweite, sie

allein im Vorzimmer, faßt Axel rasch die beiden, kleinen Hände.

„Ja!“ sagt er, ihr tief in die Augen sehend — „daß glaubte ich — und war es wirklich ein Irrthum?“

Ihr Glücksgefühl macht sie übermüthig.

„Ein ganz großer, riesenmäßiger Irrthum!“ beharrt sie neckend.

Jetzt, wo sie ihrer Sache schon ziemlich sicher ist, amüßirt es sie ihn bißchen zu quälen, als sie aber sieht, daß er wirklich traurig drein blickt, setzt sie hinzu, ihn schlau anblinzeln:

„Und das Souper? ist das auch ein Tanz? — Kann man keine Extra-Françaisen arrangiren?“

Und ihr reizendes Lächeln ergänzt: „Solche Schlauberger, wie wir zwei — werden das schon arrangiren.“

„Marie!“

Er stand schon außerhalb der Thür und strebt zurück, aber rasch und gewandt hat sie die Kette vorgeschoben und durch die Spalte lacht sie ihm nach:

„So beeilen Sie sich doch, Herr von Rehburg, Sie können doch die Baronin Lideck nicht warten lassen!“

Die Thür fällt ins Schloß.

„Kleine Wetterheze!“ denkt er, die Treppe hinuntergehend — „aber warte nur!“ und ein frohes Lächeln umspielt seine Lippen.

\* \* \*

Nach gemachten Besorgungen verabschiedet sich Thilde und Nora fährt allein nach Hause. Marie öffnet ihr die Thür.

„Sieh da, was ich für Dich habe — eine Depesche.“

„Eine Depesche?!... Lähmendes Entsetzen packt sie, ihr Herz pocht schneller.“

Was wird das Blatt enthüllen, das sie mit zitternden Fingern aufreißt. Seit Gebhard's Tode hat ein Tele-

gramm immer etwas Furchterweckendes, Unheilbedeutendes für sie und sie fühlt es — auch dieses bringt nichts Gutes.

„Oh, meine Ahnung!“ Ihre Kniee wanken und sie sinkt auf einen Stuhl — dann rafft sie sich auf.

„Ich muß gleich zur Post — Pferde bestellen.“

„Nora, was ist geschehen?“

„Da lies!“

„Kinderchen, was giebt es denn hier?“ — In's Vorhaus tretend, fragt es die Gräfin.

„Ach, Frau Gräfin, es ist zu traurig — Nora hat eine Depesche aus Krakauorm erhalten und will noch heute abreisen.“

„Wai Gottchen, wie schade!“ Sie überfliegt das unheilvolle Blättchen, welches Marie ihr reicht. „Baron seit vorgestern schwer krank — Pferde warten Wessels-hof — Madde.“

„Das ist unsere Haushälterin.“

„Sie armes Kind,“ sagt gütig die Gräfin. — Nora wirft sich schluchzend in Marie's Arme. „Nun, es wird hoffentlich nicht so schlimm sein — die Leute sehen immer schwarz — aber natürlich müssen Sie heute fahren, Sie hätten doch keine Ruhe. Zum Glück haben Sie Mondschein, nur lasse ich Sie nicht ohne Mittag fort. Auch wenn die Sorge über uns hereinbricht müssen wir unsere Kräfte zu erhalten suchen. Ich schicke gleich zur Post und jetzt gehen Sie Ihre Sachen packen.“

Willenlos, wie erstarrt läßt sich Nora wegführen — in bangem Vorgefühl krampft sich ihr Herz zusammen.

„Wäre ich doch umgekehrt damals, bei der Abfahrt.“

Etwas nach der verabredeten Zeit klopft Axel an Niesen's Thüre und tritt in ein wüstes Durcheinander von Sachen.

„Nun, Hermann, beeile Dich Toilette zu machen. Es ist die höchste Zeit, wir sind doch zu fünf Uhr eingeladen.“

„Und Du kannst ja auch glücklich am Platz sein, und wirst gebeten, den Damen meine unterthänigste Entschuldigung zu Füßen zu legen, ebenso Marie Theren für den Cotillon — den Du übrigens wohl gern übernehmen wirst! — aber jetzt, mon eher, hilf mir das Necessaire packen, es liegt schon alles beisammen.“

„Necessaire packen? Ja, aber Menschenkind, was heißt das Alles?“

„Das heißt, daß, wenn Ihr beim Champagner gerade anfangt der Baronin feurige Complimente zu machen — ich, wenn es gut geht, in Rodenpois sitze und wenn Ihr Euch bei Reckenstein's in Walzermelodien wiegt oder ein prachtvolles Souper Euch winkt — dann stehe ich und betrachte mir im Mondenschein meinen abgebrannten Ochsenstall.“

„Abgebrannt! — der neuerbaute Wunderviehstall?“

„Na, das sind so die kleinen Freuden und Unnehmlichkeiten des Landlebens! — aber Du kannst den Verlust des Gebäudes ja wohl verschmerzen, auch wenn es nicht versichert war.“

Riesen geht erregt im Zimmer herum, rafft die herumliegenden Gegenstände zusammen und wirft sie pêle-mêle in den Reisekoffer, der geöffnet auf der Diele steht.

„Ach, es ist nicht das Gebäude — ich werde mich schon behelfen, bis zum Frühjahr, aber wenn ich mir vorstelle, wie sich die armen Thiere in den Flammen gequält haben, so macht mich der Gedanke ganz krank! Man bringt ja das dumme Vieh nicht aus den brennenden Gebäuden heraus!“

„Nun aber ist das Unglück geschehen, nicht mehr zu ändern, also könntest Du doch noch hierbleiben....“

„Unmöglich, die Hiobspost ist noch größer. Der

Kessel in der Brennerei ist geplagt, die Accise muß sofort benachrichtigt werden und das kennt man zur Genüge — in solchen Momenten verlieren unsere Leute vollständig den Kopf. Auf den Verwalter konnte ich mich einigermaßen verlassen, aber der hat sich beim Löschen des Brandes schwer verletzt — nein, meine Anwesenheit in Dohlenburg ist dringend nothwendig.“

„Na hör', das ist aber wirklich schändlich! — gerade heute,“ Hermann blickt ihn fragend an — und etwas verlegen fährt Axel fort: „wird es gewiß ganz besonders lustig, nett und gemüthlich sein.“

Gutmüthig lächelnd klopft Riesen ihm auf die Schulter:

„Vorwärts mit frischem Muth, alter Freund, benutze den Cotillon. Meinen Segen hast Du....“ Diskretes Klopfen unterbricht ihn — „Herein!“

„Der Schlitten mit den Postpferden ist da, Herr Graf.“

„Es ist gut. Nehmen Sie das Gepäck und legen Sie auch die Pakete, welche beim Portier deponirt sind, in den Schlitten, am Besten unter den Bock.“

„Willst Du denn nicht zu Mittag essen?“

„Habe ich schon gethan. So, nun ist alles abgemacht!“

Riesen nimmt seinen Pelz um und die Freunde gehen die Treppe hinab.

„Nun lebe wohl, Axel. Halt, noch eins — auch Deiner Cousine Nora eine Entschuldigung, daß ich meine Verpflichtung nicht einhalte, ich hatte sie zum Souper engagirt.“

„Du?!“ Man kann nicht mehr Staunen in eine Sylbe legen.

„Ja, ich! Empfehl mich auch Redenstein's. Nu, fahr zu, Postjunge! Au revoir, Axel.“

Die Kibitze setzt sich in Bewegung. — Kopfschüttelnd blickt Axel ihr nach, dann steigt er in einen

Fuhrmannschlitten, der ihn vor der Thüre der Baronin Lideck absetzt.

Eine halbe Stunde später fährt auch Nora zum Alexanderthor hinaus, aber während sie den Postillon zu immer größerer Eile antreibt, mit fiebernden Pulsen die Werstpfeosten zählt, kann sie die Gedanken doch nicht ganz abwenden von dem Ort, den sie verlassen, von dem Reckensteinschen Hause.

Die Nacht sinkt tiefer und tiefer und immer wieder muß sie sich vorstellen, wie dort die Räume bald in festlicher Beleuchtung erglänzen werden — wie in ihrem gemüthlichen Zimmerchen Marie schon Toilette macht.

Und ihr neues Kleid, welches sie selbst heute Abend tragen sollte, das einzige wirklich hübsche, moderne — keinmal wird sie es anziehen und ungebraucht kann es nun Jahrelang auf dem Boden in Krakenorm hängen, bis es wieder altmodisch wird. Und das Souper?! — die ersehnte und doch gefürchtete Plauderstunde mit Riesen! — — —

„Warum mußte ich Riga gerade heute verlassen?“

Sie kann die Regung nicht unterdrücken — „warum nicht 24 Stunden später die Depesche?“

Dann schilt sie sich wegen dieses bedauernden Gedankens — wenn der Vater wirklich schwerkrank, sein Zustand hoffnungslos — wenn sie zu spät eintrifft! — —

Schauernde Angst rieselt ihr kalt durch die Glieder, aber sie weist die entsetzlichen Vorstellungen weit von sich — — nein — nein, Gott wird barmherzig sein, ihr eine Frist gönnen! — — — oh, sie hat soviel gutzumachen.

„Ich kann meinen Vater nicht verlassen,“ hat sie Erich gesagt. Sie kann es auch nicht und sie will nicht mehr rückwärts schauen, wo schillernde Lustschlösser in Trümmer sinken. Sie will für den Vater leben, nur an ihn denken, sich herausreißend aus ihren selbstsüchtigen Grübeleien und Träumereien, einfach die Pflicht thun, die vor ihr liegt.

„Es giebt noch mehr zu schaffen, als einen Diebesmai!“ Hundert gute Vorsätze faßt sie! Ja, es soll anders werden zwischen ihr und dem Vater, besser! Wenn auch der Kampf mit den alten Gewohnheiten kein leichter sein wird, sie will ihn muthig führen, und im Gebet, im Aufblick zu Gott will sie Kraft schöpfen zur Selbstüberwindung.

Sie faltet die Hände unter der Pelzdecke und blickt empor zu dem sternbesäeten Himmelsdom. — — „O Mutter, hilf mir, sei mir nahe — bete Du für mich da droben!“

Als sie in Segewold eintrifft, hat Hermann Riesen vor kurzem diese Station verlassen.

Die Nacht ist eisig kalt, der Wind schneidend; er wickelt sich fester in seinen Pelz und lehnt sich in die Ecke der Kibitze.

„In solch elender Lage giebt es doch nichts Vernünftiges zu thun, also versuchen wir noch eine Wegstrecke zu verschlafen.“

Das eintönige Kling-Kling der Postglocken wiegt seine Gedanken allmählich ein, und bald schläft er so fest, als läge er in einem bequemen Bett — träumt lebhaft und angenehm.

Frühling ist es! Golden lacht die Sonne, steigt höher und höher, als könne sie sich nicht sattsehen an der erwachenden Erde, und ihr schmeichelndes Werben weckt neues Hoffen, neues Leben. Ueberall thaut es, die Vögel zwitschern: — Hermann steht auf seinem Gutshofe und sieht von einem erhöhten Standpunkte, einem Lager gestapelter Bretter aus zu, wie die Mastochsen aus dem Viehstall herausgelassen werden, damit sie sich vor der langen Wanderung bis Riga etwas Bewegung machen, die vom langen Stehen auf einem Fleck steif gewordenen Glieder recken können.

Es sind prächtig gemästete Thiere — rund und glänzend, zwei Mal so dick, wie sonst — die, wie junge

Kälber auf der Weide, sich der Freiheit und des Lichtes freuend, mit den unbeholfenen Körpern die tollsten Sprünge und Capriolen machen.

Neben Hermann, im Frack und den Claque unter dem Arm steht Axel und ruft triumphirend:

„Siehst Du, das Alleinfressen hat ihnen ausnehmend gut gethan!“ — und von der anderen Seite betheuert mit seiner dünnen Fistelftimme der Ochsenhändler, der alte Jude Israelfohn, sich schmunzelnd die Hände reibend:

„Gott, Du Gerechter, was sind das für Ochsen,“ — wenn ein Jude das schon sagt! — „gnädiger Herr Graf, die muß man nach Peterssburg treiben, die sind für Seiner Majestät des Kaisers Tisch gerade gut genug! — Ich will auch bieten dem gnädigen Herrn Grafen zweihundert Rubels per Stück.“

„Für fünfzig Thiere macht das genau zehntausend Rubel!“ überschlägt schnell Riesen, „damit kann ich gerade zum Ball das schönste Bouquet für Nora Rehbürg bestellen — muß nur gleich zu Gögginger...“

Da zupft es ihn am Arm.

„Herr Graf — Herr Graf — Seelkungs\*) —.“

„Schon gut, Israelfohn, Sie sollen die Ochsen haben, obgleich zweihundertfünfzig Rubel pro Stück auch nicht zuviel wäre für diese Prachtexemplare...“

Wieder zupft es, diesmal kräftiger, und lauter klingt das „Seelkungs, zeenigs Seelkungs!“

Nein, das ist kein Traum, diesmal ist es zu deutlich und fühlbar, daß eine Menschenhand ihn sanft, aber energisch schüttelt. Schlaftrunken öffnet er die Augen — Laternenschein blendet ihn — der Schlitten hält, und aus den erleuchteten Fenstern der Station fallen die Lichtstreifen auf den Schnee.

„So! Kamokh, und ich soll aussteigen. Paldees — danke.“ Steif geworden von der nicht sehr bequemen

\*) Gnädiger Herr.

Lage, richtet er sich mit Hülfe des Stallmeisters aus dem tiefen Sitz der Kibitze auf.

„Sofort wieder anspannen und schnell!“

„Ja, Seelstungs — tuhlit (gleich), aber es sind keine Pferde da.“

„Was? keine Pferde? — Teufel noch einmal...“

Nun ist er wieder ganz wach, die letzte Spur von Schläfrigkeit entfliegen.

„Zum Donnerwetter, aber ich muß Pferde haben. Macht, was Ihr wollt, fahren muß ich — also schafft welche.“

„Und wenn der revidirende Landrath unversehens käme, er müßte warten,“ sagt der Posthalter, aus dem Stationsgebäude heraustretend: „Pferde sind da, doch kein einziger Postillon. Vielleicht kommt einer in anderthalb Stunden zurück.“

„Zeigen Sie das Schnurbuch!“

Die Versicherungen des Postmeisters bestätigen sich.

„Nun, dann hilft kein Jammern und kein Beten, aber es ist doch zu langweilig.“

Er tritt in das Stationszimmer, das, spärlich von einem Licht erleuchtet, etwas dumpf, aber gut durchwärmt ist.

Die Wanduhr zeigt 25 Minuten nach Mitternacht — er vergleicht sie mit seiner Taschenuhr.

„Ganz gut gefahren — für die Nacht. Siebzig Werst in weniger als acht Stunden und ich hätte so gut gegen fünf Uhr zu Hause sein können. Gar zu ärgerlich dieser unnütze Aufenthalt! — — Nun, „Geduld bringt Rosen“, tröstete Großmama immer, als ich ein kleiner Bube war.

Bin aber neugierig, was für Rosen das wohl heute, und hier sein könnten.“

Um sich die Füße zu erwärmen, geht er eine Weile auf und ab, bewundert die Pflanzen auf den breiten Fensterbrettern.

„Diese Stationsblumen gedeihen doch prachtvoll! Ich wollte ich hätte solchen Epheu!“ Dann fängt er an zu gähnen.

„Das Probateste bleibt jedenfalls schlafen und wovmöglich den angenehmen Traum weiterzuspinnen! — Ach, meine armen Ochsen, wie schön saht ihr im Traume aus.“

Er streckt sich auf das Ledersopha hin, welches die Schmalwand einnimmt, und schiebt sich seinen zusammengerollten Plaid als Kissen unter den Nacken.

Aus dem Halbschlummer, in den er alsbald verfällt, weckt ihn lautes Sprechen im Nebenzimmer.

„Aber ich muß fort, ich kann nicht warten, mein Vater ist sehr krank,“ hört er eine erregte Frauenstimme, die ihm bekannt vorkommt, sagen: „Um's Himmels Willen, Herr Postmeister, schaffen Sie mir Pferde....“

„Es thut mir leid, aber ich kann Sie wirklich nicht expediren, gnädiges Fräulein. Ich mußte schon den Schmied weg schicken, und nur ein kleiner Stalljunge ist zu Hause, dem ich nicht gut zwei Pferde anvertrauen kann.“

„Ich werde selbst kutschen — der Junge fährt mit und bringt die Pferde im Schritt zurück. Bitte, bitte, Herr Postmeister — ich habe zu Hause so oft junge Pferde eingefahren.“

„Nein, gnädiges Fräulein, das ist unmöglich! Ich könnte es nicht verantworten — übrigens wartet schon ein Herr und der hat sowieso das erste Unrecht auf die freien Pferde.“

„Auch das noch!“

Riesen hat sich aufgerichtet, mit einem Satz ist er auf den Füßen — jetzt hat er die Stimme erkannt.

„Nora Rehbürg! ist es menschenmöglich?“

Mit ein paar Schritten ist er an der Thüre, steht auf der Schwelle zum Expeditionszimmer.

„Natürlich nehmen Sie meine Pferde, Fräulein von Rehburg.“

Sie zuckt zusammen, wendet sich um.

„Hermann, Sie hier? entfährt es ihr in der Ueberraschung. „Graf Riesen, wo kommen Sie her?“

In wenigen Worten erklärt er den Grund seiner Abreise.

„Und nun, scheint es, sitzen wir Beide hier fest und müssen uns in Geduld fassen.“

„O, jetzt noch warten!“ ruft sie verzweifelt. „Das ist entsetzlich!“ Doch in demselben Augenblick durchzuckt sie der Gedanke — „aber mit ihm!?! Welch sonderbares Zusammentreffen!“

Halb betäubt sitzt sie da. Nach all den Erlebnissen, den Aufregungen der letzten Tage kommt der Rückschlag, die Abspannung — dazu die Ermüdung der Fahrt, der Zwang der Unthätigkeit. Da schlägt seine Stimme wieder an ihr Ohr, weckt sie aus ihrem Sinnen.

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen den schweren Pelz abnehme, Fräulein Nora, Sie erhitzen sich sonst zu sehr. Gewartet muß nun einmal werden. da hilft uns kein Kuckuck. Es ist wirklich die höchste Zeit, daß wir die Eisenbahn bekommen, von der jetzt wieder viel die Rede ist. Uebrigens, wenn sie so rasch fährt und so viele Züge abläßt, wie das auf der Riga-Dünaburger Strecke noch immer der Fall ist, dann ist es freilich kein großer Profit und es kann Manchem so gehen, wie mir einmal. Weil ich eine Depesche, die mich rief, eine halbe Stunde nach Abgang des Siebenuhr-Zuges empfing, mußte ich mich, um noch rechtzeitig an Ort und Stelle zu sein, die ganze Nacht auf einem elenden Postwagen rumpeln lassen.“

Der nächste Zug in derselben Richtung ging nämlich erst am folgenden Tage um 11 Uhr Mittags. Im Auslande ist das freilich anders. Da jagen sich die Schnell- und Expresszüge nur so. Mir sagte einmal

ein Bahnhofsbeamter in Leipzig, dem freilich auch der Schweiß auf der Stirn stand: „In kaum einer halben Stunde haben wir sechs Courierzüge abzufertigen und da weiß man halt oft nicht, wo einem der Kopf steht.“

Und wie saust man dahin! Auf der Strecke Berlin-Köln und Hamburg-Berlin, wenn auch nicht so rasch, wie in England, so doch über siebzig Kilometer — das sind fast fünfundsechzig Werst in der Stunde. Dazu kommt noch, daß auch für die größten Stationen fünf Minuten Aufenthalt genügen, während kein vernünftiger Mensch begreift, warum und weshalb wir, in all den Ringmundshof, Römerhof, Stockmannshof, alle halbe Stunde Zeit zum Kaffeetrinken haben sollen. Es ist das ja sehr gemüthlich, aber man kommt dabei kaum vom Fleck. Sie waren nie im Auslande?“

„Ach, nein! — — nie!“

„Sie sagen das so sehnsüchtig?! So bereden Sie doch Ihren Herrn Vater, oder stecken Sie sich hinter den Doctor und lassen Sie sich von ihm eine kleine Badereise verordnen.“

In ihrem Blick liegt solch zweifelnde Angst, daß er beruhigend fortfährt.“

„Sie werden sehen, Ihren Herrn Vater finden Sie gewiß schon halb hergestellt. Unsere Leute verlieren so leicht den Kopf — machen aus einem Schnupfen gleich eine Krankheit.“

Dankbar sieht sie ihn an. Sie läßt sich so gerne beruhigen, trösten, seine Fürsorge umschmeichelt sie, aber wie wunderbar das Alles! — er tröstet sie, sorgt für sie — er?!

„Wollen Sie sich nicht hinlegen?“ beginnt er wieder, „die Gastzimmer sind hier sehr ordentlich.“

Sie schüttelt den Kopf — „ich könnte doch nicht schlafen.“

„Wissen Sie was, Fräulein Nora, dann wollen wir uns zu Stärkung und zum Zeitvertreib Thee machen

lassen. Vielleicht ist noch Feuer in der Küche. Uebrigens übernehme ich es, einen Samowar in zehn Minuten zum Kochen zu bringen — diese schwere Kunst studirt man auch in Dorpat. Der Thee hier wird zwar sicher ein schönes Kraut sein, wahrscheinlich eine liebliche Mischung Ramozky'scher Himbeeren, Kamillen und Erdbeerblätter oder dergleichen, aber à la guerre comme à la guerre. . .“

„Ich habe sehr guten Petersburger Thee mit — die Gräfin ließ mich nicht ohne Speisepaudel fort — sie meinte, man könne nicht wissen!“

„Das ist ja famos! Es lebe die Gräfin und der Petersburger Thee!“

Nora gibt Kathrin die Weisung den Korb aus dem Schlitten zu holen, die Theemaschine zu bestellen, und auch Teller, Messer und ein Tischtuch, sowie noch Lichte zu verlangen, oder eine Lampe.

„Ja, dieses eine Licht ist zu trübselig.“

Es dauert eine geraume Weile, aber endlich bekommt man kochendes Wasser, und mit Eifer macht sich Nora an die Zubereitung des Thees und an das Auspacken der Gewaaren.

Hermann Riesen hilft mit launigen Bemerkungen.

„Ist ja einfach patent, was da zum Vorschein kommt! Wirklich, das muß wahr sein „der liebe Gott verläßt keinen braven Livländer!“ — So hieß es immer in Dorpat, in der Livonia, wenn wir stets das schönste Wetter zu unserm Mai-Kommers hatten. Jetzt, nach achtfündiger Fahrt bei solcher Morbskälte ein Glas heißen Thees — Herz, was willst du noch mehr? So! jetzt ist alles bereit! — Gnädiges Fräulein, darf ich Sie an Ihren Platz führen?“

Mit komischer Feierlichkeit geleitet er sie zu dem Ledersopha, auf das sie sich niederläßt.

„Und nun wollen wir soupiren, als ob wir bei Reckenstein's wären -- ich habe Arel ganz umsonst

gebeten, mich bei Ihnen zu entschuldigen. Freilich, Hummermahonnaise, Caviar und Champagner erblicke ich hier nicht," lacht er gut gelaunt, „aber hoch dieser Speckfuchen und hoch und nochmals hoch dieser Schluck Thee! Wahrscheinlich mußte der brave Esau nichts von diesem köstlichen Getränk, sonst hätte er doch seine Erstgeburt nicht für eine Schüssel Linsen verkauft. Für drei Gläser Thee, das könnte man noch begreifen, aber für Linsen? — hu!"

Mit weltmännischer Gewandtheit, als vollendeter Cavalier sucht er die, immerhin sonderbare Situation, in der sie sich befinden, durch möglichste Unbefangenheit zu erleichtern, durch ein harmlos heiteres Gespräch Nora's Gedanken abzulenken, sie zu zerstreuen. Er vermeidet es von Krakenorm zu sprechen, erzählt von seinen Reisen, von seinen Verschönerungsarbeiten in Dohlenburg, und Nora läßt sich von dem Reiz der Minute umstricken, denkt nicht rückwärts und nicht voraus. Solch jungem Menschenkind kann auch der Kummer, die Sorge — besonders die unbestimmte, mit Hoffnung abwechselnde Sorge — den Appetit nicht ganz rauben, die Fahrt hat den ihren angeregt, und das erhöhte Lebensgefühl, das jeden überkommt, der etwas Ungewöhnliches erlebt, prickelt in ihr, weckt die latente Genußfähigkeit. Sie läßt sich mit Vergnügen ein Stück kalten Roastbeefs auf's Butterbrod legen und der Schluck feurigen Weins aus dem Reckenstein'schen Keller erwärmt und belebt sie. In ihre blassen Wangen ist ein helles Roth getreten, das sie auffallend verschönt — die Augen haben solch tiefen, schimmernden Glanz, wenn sie an seinen erzählenden Lippen hängen.

„Sie hat wirklich merkwürdige Augen, und welche originelle Ideen," denkt Riesen. „Dumm ist sie jedenfalls nicht." Auch er wird aufgeräumter. „Bei Reckenstein ist es jetzt gewiß nicht gemüthlicher — ein Ball ist doch immer ein ziemlicher Tahoi...."

Nora lacht. „Richtig, jetzt tanzen sie dort — wohl den Cotillon....“

„Aber einen Blick würde ich doch gerne auf die Gesellschaft — gerade heute....“ Er hält inne, aber als Nora's Blick, belustigt und verständnißvoll aufleuchtend, dem seinen begegnet, fährt er fort:

„Aha, Vous êtes dans la confidence. Natürlich, Sie, die beste Freundin, die Vertraute....“

„Glauben Sie wirklich, daß die Verlobung heute schon declarirt wird?“

„Das weiß ich nicht — bald jedenfalls. Vielleicht hilft der Cotillon, den er in meiner Vertretung tanzt, dazu, die Bombe zum Plätzen zu bringen. Na, meinen Segen haben sie — es sind Beide prächtige Menschen, die herrlich für einander passen....“

„Das glaube ich auch!“

„Sie wird ihn stramm halten und glücklich werden sie sein wie Schneekönige! Nehmen Sie Ihr Glas, Fräulein Nora, und lassen Sie uns mit diesem Cunchaschen Madeira — wirklich famose Marke! — im Voraus auf das Wohl unserer Freunde trinken.“

Die Gläser klingen aneinander.

„So, und nun auf Ihr specielles Wohl und auf die Gesundheit Ihres Vaters.“

„Danke!“ Noch einmal hebt sie das Glas, aber ein Schatten fliegt über ihre Züge, und sie wird still und nachdenklich. Es fällt ihr plötzlich schwer auf's Gewissen, daß sie die Stunde so genießt — die rinnenden Minuten halten möchte! mein Gott, das ist ja Unrecht, der Vater ist ja krank, vielleicht doch sehr krank.

Aus beglückendem Selbstvergessen erwacht sie zu rauher Wirklichkeit. — —

„Bitte, Graf Riesen, vielleicht ist schon ein Postknecht zurück. — „Thor der ich bin, nun sind die trüben, sorgenden Gedanken wieder da!“ denkt er, während sie fortfährt:

„Mir schien es, als hörte ich Glocken, bitte, sehen Sie nach, ob der Postmeister nicht eingeschlafen ist, und wecken Sie ihn, sonst bekommen wir sicher bis morgen keine Pferde. —“

„Wird Ihnen die Zeit lang? — mir garnicht,“ will er entgegen, besinnt sich aber noch rechtzeitig auf den Grund ihres Hierseins, den Zweck ihrer Reise, und auf ihren Wunsch eingehend, sagt er freundlich: „Sie haben recht, ohne „Anpurren“ geht es hier zu Lande nicht, und nun gar in der Nacht und wenn es draußen Stein und Bein friert, da möchte natürlich jeder lieber am warmen Ofen schlafen, statt Pferde anzuschirren und die vielleicht schon dreimal gemachte Tour noch zum vierten Male abfahren. Wahrlich, es ist keine leichte Existenz, die solch ein Postknecht hat.“

Er geht.

Nora's Voraussetzungen erweisen sich als richtig, seine Bemühungen als nöthig und erfolgreich. Mit einiger Anstrengung gelingt es ihm, den Postschreiber, der in ziemlich derangirter Toilette auf seiner Britsche liegt, zu wecken, und ihm, der halbblödsinnig ist vor Verschlafenheit, klar zu machen, es seien nun schon reichlich zwei Stunden seit seiner Ankunft vergangen, folglich, wie aus dem Schnurbuche zu ersehen, ein Postillon zurück sein müsse.

„Also soll schleunigst gespannt werden, und zwar die mir zukommenden Pferde an Fräulein von Rehbürg's Schlitten — verstanden? an Fräulein von Rehbürg's Ribitke.“

Eine halbe Stunde später sind sie unterwegs. Die Situation so harmlos als möglich auffassend hatte Hermann, dem combat de générosité ein Ende zu machen, schließlich vorgeschlagen:

„Da wir den gordischen Knoten nicht lösen — zwei Postillone nicht aus dem Schnee stampfen können, so lassen Sie mich auf dem Bock Ihrer Ribitke sitzen

— bis Wesselshof, wo, nicht wahr, Ihre eigenen Pferde Sie erwarten? Ich komme auf diese Weise auch vorwärts, meinen Schlitten aber lasse ich nächstens abholen.“

Nora hat eingewilligt. —

Es hat sie wohl durchzuckt. — „Was werden die Menschen, die Tanten sagen?“ — Aber was ist im Grunde dabei? — Warum soll sie dies karge Glück nicht genießen, noch einige Stunden unter seinem Schutze, in seiner Nähe?

„Sehen Sie, Fräulein Nora, wie der Mond auf den beschneiten Wäldern liegt -- eine schöne, klare Nacht, aber bitterkalt. Mein Schnurrbart ist ein zuverlässiger Thermometer, wenn er bereift, sind es sicher fast zwanzig Grad.“

„Ach, Sie werden frieren, Graf. Sie sitzen so im Winde! Warum ließen Sie nicht Kathrin...“

„Ich habe es wirklich gut hier, Heu bis an die Kniee — da frieren die Füße nicht, und mein Pelz, sibirischer Bär, der hat noch andere Temperaturen ausgehalten. Ganz bestimmt, ich sitze hier ausgezeichnet, der Bock ist breit und ich liebe es, die Pferde laufen zu sehen. Nicht wahr, wir fahren einen hübschen Trab.“

Noch eine kurze Weile dauert die Unterhaltung an, dann verstummen Beide.

Nur das Knarren der Schlittenkufen auf dem hartgefrorenen Wege, das regelmäßige Geläut der Postglocken und der Anruf des jungen Postillons, welcher die Peitsche kräftig handhabt um seine Pferde anzutreiben, unterbricht die Stille.

Weit, weit, in einem entfernten Gesinde — durch ein Geräusch, vielleicht durch die Glocken geweckt, bellt ein Hund in langgezogenen Tönen. Sonst ringsherum alles todt, erstarrt, das lautlose Schweigen einer nordischen Winternacht.

So fahren sie eine Strecke dahin, jeder seinen Gedanken nachhängend.

Riesen sieht im Geiste die rauchgeschwärzten Trümmer seines, erst im vorigen Sommer nach allen Regeln einer rationellen Viehwirthschaft erbauten Stalles, und mit einem bedauernden, ärgerlichen: „Dummköpfe! waren gewiß Morgens beim Füttern undorsichtig mit ihren Laternen oder ihren vermaledeiten Pfeifen,“ präparirt er eine Strafrede für den Viehhüter, den Ochsenkerl — kurz, für alle, die nur irgend etwas in dem Gebäude zu thun gehabt.

Er liebt garnicht das ewige Geschelte, aber ganz ohne geht es nicht — „sind doch sammt und sonders noch rechte Zulus, und solch ein regelrechtes Donnerwetter ist dazwischen nöthig und gesund.“

Aber der arme Birkmann! Möchte er sich nur nicht ernstlich beschädigt haben! Zum Glück ist nun endlich ein Doctor in die Gegend gekommen, nachdem jahrelang die Gemeinden des Kirchspiels nicht dazu zu bringen waren, etwas zu seinem Unterhalt beizusteuern. Dann denkt er auch einen Augenblick an seinen Hund. — „Natürlich, nun war ich bei der Eile der Abfahrt doch nicht bei Redlich, um ein neues Halsband zu besorgen.“ — Das treue, anhängliche Thier, welches unfinnige Freuden sprünge wird es machen, welches Jubelgeheul anstimmen! — Das ist aber auch der Einzige, welcher sich so recht freuen wird bei seiner Ankunft. Etwas leer und einsam ist es doch im großen Hause, das empfindet er jedes Mal, wenn er eine Zeitlang unter Menschen gewesen. Doch man gewöhnt sich auch wieder an das Alleinsein — übrigens war es wirklich sehr nett in Riga und er wäre noch gern länger geblieben.

Und Nora?!

Die quälende Angst um den Vater ist wieder erwacht. Nur vorwärts, vorwärts — Krankheit und Tod, die warten nicht, und auf's Neue fühlt sie das bange Schauern, die jagende Furcht vor dem Möglichen, vor

dem hoffnungslosen „Zu spät“. Weit voraus fliegen ihre Gedanken, nach Krakenorm, suchen das Krankenbett, dann aber gleiten sie wieder ab — sie giebt sie auch frei mit tröstlich beruhigenden Vorspiegelungen — haften mit den Augen an der Gestalt, da vor ihr.

Wie merkwürdig dieses Zusammentreffen, diese Fahrt! Welch eine Schicksalsfügung. Oft, über alle Schwierigkeiten, über alle hindernden Umstände hinweg, hat sie von einem Wiedersehen geträumt, sich die romantischsten Erlebnisse ausgemalt — und nun? Wie einfach ist das alles, einfach wie das Leben und ebenso unerbittlich in seiner Folgerichtigkeit. Denn was der Phantasie, der Zauberin so leicht zu überbrücken schien, das steht jetzt vor ihr, das fühlt sie jetzt plötzlich als unverrückbares Hinderniß, als abgrundtiefe Kluft, fühlt es mit dumpfem Wehgefühl, als eine unumstößliche Gewißheit — — nie war er ihr ferner als jetzt — — viel, viel unerreichbarer ist er ihr, als da Welten trennend zwischen ihnen lagen.

Gerade seine gleichmäßige Freundlichkeit, seine unbefangenen freimüthige Weise, seine fast brüderliche Fürsorge — das spricht so deutlich, und all ihr langes Hoffen und Harren, es schrumpft zusammen vor dem schmerzsenkenden Hauche der Erkenntniß -- nicht um sie zu vereinigen führte das Schicksal sie zusammen, ihre Wege kreuzen sich wohl, aber sie verschmelzen sich nicht — — — nie wird sie ihm etwas werden, etwas sein — nie!

In welchem thörichtem Traum hat ihre Seele sich gewiegt, Jahre hindurch!

Sie hat ihn geliebt, so lange sie denken kann, d. h. denken, wie das junge Mädchen, dem das süße Wunder ihrer Liebe zum Bewußtsein gekommen, nicht mehr als ein dämmerndes Empfinden, ein träumendes Ahnen — mehr Schwärmerei als Liebe — sondern eine, selbst im Leid der einsam sich verzehrenden Gefühle, tiefe, stille Seligkeit.

Alle ihre Herzgedanken waren bei ihm, haben gerankt um die Hoffnung, daß sie ihm dereinst gehören würde für Zeit und Ewigkeit.

Fest gewurzelt, verwachsen mit allen Fasern ihres Seins — verwachsen auch mit ihrer ganzen Entwicklung, ist diese starke Neigung, für Naturen, wie die ihre, die erste und einzige. Seiner würdig werden, das war das Ziel, das war der aufstachelnde Wunsch, wenn sie zurückfiel in alte Fehler, immer wieder soviel häßliche Seiten ihres Charakters ihr zum Bewußtsein kamen. Ja, sie war heftig, empfindlich, launisch, herrschsüchtig — unheimlich oft, aber auch sie hatte Schätze der Hingabe, der Weichheit, der Zärtlichkeit in sich und wie hätte sie an sich gearbeitet, was wäre ihr zu schwer gewesen, um ihn glücklich zu machen.

„Ihn glücklich machen! Könnte ich ihn nicht glücklich machen?!“

Wie eine ewige Räthselfrage ist gerade vor ihnen eine Sternschnuppe langsam herabgeglitten, eine leuchtende Spur hinterlassend am dunklen Firmament.

„Sahen Sie die prachtvolle Sternschnuppe, Fräulein Nora? Haben Sie sich schnell etwas gewünscht?“

Sie antwortet nicht, sie nickt nur.

Eine unsagbare Traurigkeit erfaßt sie.

Ob sie sich etwas gewünscht?! — — —

Ihr ganzes Leben war ja ein wildes Sehnen nach Unerreichbarem! — ein Hinausstreben aus den hemmenden Schranken ihres Lebenskreises — aus den fesselnden Grenzen ihres Ichs. Aber was hilft alles Wünschen, Sehnen, wenn es nie gestillt, nie Erfüllung findet, wenn Schlag auf Schlag das Herz trifft, alles wankt und alles schwindet, was Trost, Halt, Glück war. Glück?! — das ist es! immer nur Glück hat sie gewünscht, eigenes Glück. Und doch, wie sagte die Tante: „Ueber unserem Geschick wacht Gott. Er weiß, was uns frommt, und über unserem Glück steht unsere

Pflicht. Nicht ob man geliebt wird, ob man selbst liebt, darauf kommt es an, weil es das Herz weit und groß macht, voll Theilnahme, Mitgefühl, Verständniß für Anderer Schmerz und Qual. Nicht jedem blüht ein Liebesglück und nicht rechten dürfen wir mit Gottes Gedanken, wenn Er uns Prüfungen schickt, ein Kreuz auferlegt, denn Leid entwickelt die innersten Kräfte der Seele, Muth, Ergebung — und vor allem das Eine — Entfugungskraft.“ „Nicht jedem blüht ein Liebesglück, es giebt noch mehr zu schaffen als einen Liebesmat!“ — klingt es wieder in ihr.

Wenn sie nur nicht so müde wäre, so leidensmüde — — — ach, wär' sie todt!

Große Thränen sammeln sich in ihren Augen, rollen über ihre Wangen und sie zieht schnell den Schleier über das Gesicht.

Niesen hat die Bewegung bemerkt.

„Sie frieren, Fräulein Nora? Warten Sie, ich gebe Ihnen noch einen Plaid — übrigens haben wir nur noch drei Werst bis Wesselshof.“

Nur noch drei Werst! Kaum eine Viertelstunde! — — — dann kommt der Abschied — für lange, vielleicht für ewig.

„O, ich kann nicht von ihm lassen!“ — entringt es sich ihr — „ich kann nicht!“

Noch läßt sich das junge Blut nicht bändigen in Entfugung, bäumt sich auf in Verzweiflung! — Das heiße Herz hungert nach Liebe, sehnt sich aus dem Elend des Unverstandenseins in die beglückende Einheit der innigsten Gemeinschaft, und in Leidenschaft fordert es Glück, als ein Recht — nimmt es nicht demüthig, als ein Gnadengeschenk aus Gottes Hand.

„O Mutter, warum liebest Du mich allein auf dieser grausamen Erde.“

„Da schimmern die Lichter der Station,“ sagt Hermann sich umwendend — „nun sind wir gleich da!“

Gleich da! — Nun möchte sie wieder die Minuten halten, die kurzen, wenigen — unbarmherzig verrinnenden!

Noch einmal stürmt's von allen Seiten auf sie ein, Sorge um den Vater — dumpfe Trauer um Verlorenes, Bangen vor der Zukunft!...

Die ganze Hoffnungslosigkeit ihrer Liebe überkommt sie mit vernichtender Klarheit. Er ist ausgeträumt, der Traum, und in ihr stirbt etwas — der Gedanke an die Möglichkeit des Glückes.

Sehnen, Wünschen, Hoffen und Harren tödtet ein Frost, der eisiger ist, als starrende Winterkälte, die ringsherum die Welt in Banden hält — vorbei, vorbei!

„Entsagen mußt du, mußt entsagen,“ tönt es in ihr, wie eine Todtenklage, und dunkel liegt das Leben vor ihr — so dunkel! — — —

Ja! entsagen!

Ihr verschlossenen Mädchenseelen, die Ihr in herber Keuschheit, in stumm verschwiegener Qual, Euer tiefstes, heiligstes Gefühl nicht offenbart, nicht offenbaren dürft — das ist nach Gottes Rathschluß das Schicksal für so viele von Euch, daß keiner die Blüthen Eures Herzenslebens pflückt, daß sie welken müssen, ohne Frucht zu tragen, und nur eine wächst empor, still und groß, blassen Schimmer werfend auf den dunklen, einsamen Pfad, den Ihr schreitet — die bleiche Blume der Entsagung — und Ihr preßt sie an die sehnsüchtig klopfende Brust, bis welk und matt die Hände, bis das glühende Herz still geworden — ganz still, weil es nicht mehr klagt, wenn es auch nie vergißt!

\* \* \*

Sie haben die Station erreicht.

Auf Riesen's diesbezügliche Frage hat man erwidert: „Ja, die Pferde aus Krakenorm seien da,“ und mit gepreßter Stimme hat Nora Kathrin in den Stall ge-

schickt, sich bei dem Kutscher zu erkundigen, wie es dem alten Herrn ginge.

„Nicht besser — gestern früh,“ meldet zurückkehrend das Mädchen, und wie ein Alp legt es sich schwer auf Nora's Brust.

Kein unbefangenes Gespräch will aufkommen.

Hermann geht auf und ab, beseht die hundertmal besehenen Bilder an den Wänden. — Nora sitzt stumm, todtenblaß auf dem Sopha und stützt die Stirn in die Hand. Mit ihrer Selbstbeherrschung ist's zu Ende. So trübe brennt das dünne Licht, so drückend dumpf und heiß ist hier die Luft — Nora ist es, als ob sie ersticke und jetzt scheint ihr das Vorfahren ihres Schlittens Erlösung.

Riesen giebt ihr den Pelz um, geleitet sie zu dem Schlitten, hilft ihr einsteigen.

Wortlos reicht sie ihm noch einmal die Hand, ihre Augen sehen ihn an — sekundenlang nur, aber ihre ganze Seele liegt unverhüllt in ihnen! — — —

„Armes Kind!“ denkt er. „Wie sie sich ängstigt. Möchte der Alte nur wirklich nicht ernstlich krank sein. — Leben Sie wohl, Fräulein Nora. Möchten Sie Ihren Herrn Vater in der Besserung finden, und bitte, mich ihm gehorsamst zu empfehlen.“

Die Pferde ziehen an und über die glatte Bahn tönt das lustige Schellengeklingel, doch bald ist die Ribitze seinen nachschauenden Blicken entschwunden und er steigt in den für ihn bereitstehenden Postschlitten.

\* \* \*

Einige Stunden später steht Nora am Bette ihres Vaters.

Seine Augen sind geschlossen — in unregelmäßigen Athemzügen hebt sich die Brust und die Schatten des Todes liegen schon auf dem Gesicht.

„Mein Gott, er wird sterben,“ denkt sie und verzehnt die Hände ineinander, murmelt inbrünstig:

„O mein Gott, gieb mir Fassung, Kraft das zu ertragen.“

Lange, bange Stunden sitzt sie an seinem Lager, thränenlos, so benommen, daß sie nicht einmal weinen kann, kaum Schmerz fühlt. Eine sonderbare Ruhe ist über sie gekommen, nur ihr Herz pocht mit großen, klopfenden Schlägen, und sie flüstert immer wieder:

„Doch nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!“

Als die Strahlen der untergehenden Sonne sich durch die verdunkelnden Vorhänge in's Zimmer stehlen, hebt der Kranke mühsam die Lider, starrt die am Fußende des Bettes Sitzende an — „Nora?“

Sie kniet nieder und küßt die kalten Hände.

„Papachen — da bin ich!“

„Mache es heller — — Kind —“ leise, wie ein Hauch kommt es über die erbleichenden Lippen — „ich möchte — Dich — noch einmal — sehen.“

Sie schlägt die Gardine zurück. In vollen Strahlen füllt die Sonne den Raum, spielt verklärend um das Haupt des Sterbenden.

Gebendet schließt er die Augen — dann öffnet er sie langsam und schwer — heftet den erlöschenden Blick auf Nora.

„Mein armes Kind — — — lebe wohl — — verzeih — —“

„Vater!“ schreit sie verzweifelt auf: „O sprich nicht so . . .“

„Ich hätte — — mehr — — an Dich — — — denken sollen — — — Gott behüte Dich — — meine Nora — — —“

Noch ein paar kurze, rasche Athemzüge — der Herzschlag setzt aus — — in einem letzten, tiefen Seufzer ist die Seele entflohen — — — die Hand eines Todten liegt auf Nora's Scheitel!

\* \* \*

Um die gleiche Zeit sitzt Hermann Riesen am Bett seines Verwalters, dessen Zustand zwar äußerst schmerzhaft, aber weiter nicht besorgnißerregend ist, und läßt sich von Birkmann noch einmal ausführlich über den stattgehabten Brand berichten, doch er hört nur zerstreut, mit halbem Ohr zu — seine Gedanken schweifen zurück, weilen bei den Ereignissen der verflossenen Nacht.

„Ganz merkwürdige Augen hat sie!“ denkt er und dann:

„Ich muß nächstens den alten Herrn in Krakenorm besuchen — er hatte immer ausgezeichnete Jagdhunde!“



II.

# Sommergäste.



**M**ama! — Die Staare sind da!!“

Wie ein Wirbelwind die Thüre aufreißend, stürzt mit diesem jubelnden Ausruf ein kaum den Kinderschuhen entwachsenes, junges Mädchen in das Wohnzimmer von Keppküll.

„So höre doch, Mama!“

Die nachdrückliche Wiederholung des Anrufs erfolgt, weil die am Schreibtisch sitzende, ältere Dame nicht gleich ihre Beschäftigung unterbricht.

„Ja, Thekla, das ist wunderschön. Nun wird es Frühling.“

Die Feder in der Hand behaltend, hebt die Sprecherin nach diesen Worten den Blick und in dem gütigen Gesicht leuchtet es auf.

Ein Bild blühender Jugend steht ihr Töchterchen vor ihr, und es ist als sei, in seiner herben Frische, der Odem des jungen Frühlings mit ihr hereingekommen.

Sie ist selbst wie ein Märzentag, ihre Thekla. Noch so ganz das unverfälschte Naturkind in prächtiger Urwüchsigkeit. Nichts Geziertes, nichts Gefünsteltes — das echte landsche Fräulein.

Ein von Wind und Wetter arg mitgenommenes Tyrolerhütchen sitzt auf den blonden Haaren. Um die Schultern hängt lose eine alte, braune Lodenjacke. Kurzgeschürzt ist der Rock. Die ziemlich großen, aber wohlgeformten Füße stecken in Wasserstiefeln, denen man den Gang durch Feld und Flur wohl ansieht.

Lachende Lebenslust sprüht aus den Augen, aus den Grübchen der runden, erhitzten Wangen, in ihrem köstlichen Inkarnat der Gesundheit.

„Und nun fahren wir bald nach Therenhof — nicht wahr, Mamachen? Sind erst die Staare da, so folgen bald die Lerchen, und Papa sagte doch zu Weihnachten, wenn die ersten Lerchen schwirren, würde ich, als Mädchen aus der Fremde, die Gaben, die ich mit Müh' und Noth für die Therenhoffschen Knechtzkinder zusammengehäkelt und gestrickt, vertheilen können.“

„Nun ja, hin werden wir zum Sommer jedenfalls, aber wohl kaum vor Palmsonntag. Gestern Abend sprachen wir mit Papa darüber, und er meinte, früher sei es nicht möglich.“

„Pfui! wie schrecklich langweilig.“ Unmuthig zuckt Thekla die Schultern.

„Ostern fällt ja in diesem Jahre so spät — in die Mitte des Aprils. Dann dauert es ja noch eine halbe Ewigkeit. Und wir Geschwister können es Alle garnicht erwarten endlich hinzukommen.“

Sie zieht die Stirn ganz kraus. Plötzlich, sich zur Mutter niederbeugend, schmeichelt sie mit einem Kuß:

„Bitte, Mamachen, bearbeite Du doch etwas Papa. — Er kann Dir so schwer einen Wunsch abschlagen.“

„Aber Kind — — —.“ Einige Tropfen sind auf die Briefmappe gefallen, die vor Frau von Theren liegt, „Du bist ja patzschnaß.“

Lachend schüttelt sich das junge Ding, daß es nur so nach allen Seiten spricht.

„Ja, im Walde ist noch viel Schnee, und da haben wir bei der großen Brücke einen feinen Schneemann als Wächter aufgestellt. Ohne Schneeballschlacht ging es natürlich auch nicht ab. Meine Haare waren zuletzt ganz voll von Eisstückchen, und die sind dann auf dem Nachhausewege in der warmen Sonne aufgethaut. Es ist ja so himmlisches Wetter heute. Ueberall rieseln die Wässerchen, und ich hatte es in meiner Winterjacke schon viel zu heiß.“

„Na, jedenfalls gehe jetzt und kleide Dich ganz um. Du könntest Dich sonst doch erkälten. Du hast ja einen

ganzen See ins Zimmer geschafft. Schicke mir auch Male zum Aufwischen.“

„Ja, Mamachen! — Aber daß wir erst so spät in unsere liebe Therenhofsche Gegend sollen, das ist wirklich einfach gräßlich.“

Nach diesem kleinen Intermezzo setzt Frau von Theren die unterbrochene Beschäftigung fort, und man hört nur das Krizeln der Feder, mit welcher sie, aus dem reichen Wissensschatz ihrer vielfach erprobten mütterlichen Erfahrungen schöpfend, einer jungen Mama ausführlich die Grundsätze rationeller Kinderpflege erläutert, — allerlei Rathschläge für die, eine Anfängerin auf diesem Gebiet so ängstlich machende, kritische Periode des Zahnens hineinlechtend. Dann, einen neuen Bogen ergreifend, fährt sie fort:

„Du schreibst, mein Herzensmariechen, der kleine Ari erhole sich nicht so recht nach dem bösen Groupanfall, und da gipfelt mein Rath dahin, Du möchtest in diesem Jahr so früh als möglich auf's Land ziehn. Riga ist keine ungesunde Stadt, aber Stadtluft bleibt Stadtluft, und wenn es Dir auch schwer fallen wird, Deinen Mann allein zu lassen — sobald das Wohl des Kindes es verlangt, muß man Opfer bringen. Besonders im ersten Lebensjahre. Das ganze spätere Gedeihen hängt gar oft davon ab. Da aber der Umbau und die Neueinrichtung in Krakenorm wohl nicht so bald fertig gestellt sein werden, so könntest Du für den Mai zu uns kommen, das heißt nach Therenhof!

Eben war Thekla ganz verzweifelt, daß die Ueberfiedelung dahin wahrscheinlich erst Mitte April vor sich gehen kann. Die ganze Kinderschaar ist rein wie veressen auf diesen Sommeraufenthalt im liebvertrauten Heim, und im Grunde ihres Herzens freut sich auch Deine alte Mama ganz unvernünftig darauf. Wie werde ich es genießen, Euch, lieben Kinder, und mein erstes Großkind ganz in der Nähe zu haben.“

„Sie hält im Schreiben inne, und ihre Blicke richten sich auf die Photographien, die den Schreibtisch schmücken. Alle ihre Lieben! Ihr Mann, die elf Kinder in verschiedenen Einzelaufnahmen und Gruppen. Und dahinter, auf einer Staffelei, in prachtvollem Rahmen, den dunkler, saftiger Epheu umrankt, steht ein großes Bild, das in Kohle angefertigte Portrait eines jungen Mädchens. Aus dem schmalen Oval des vergeistigten Gesichts blicken seelenvolle Augen, feine Schmerzenslinien zeigt der süße Mund. Mit einem tiefen Seufzer trocknet Frau von Theren die hervorquellenden Thränen.

„Und wie sehne ich mich nach Elisabeth's Grab. Hier habe ich es oft schmerzlich empfunden, daß ich nicht so oft, wie mein Herz gerne gewollt, ein Gebet daran verrichten konnte. Nun sind es schon drei Jahre, drei lange Jahre, daß sie dort schläft unter rauschenden Wipfeln. — —

Unsere Elisabeth! Wie leicht löste sich ihre reine Seele von allem Irdischen. Engelhaft war sie geworden, mit großen Schwingen, die sich entfalten wollten, um emporzusteigen ins ewige Licht! — — Ich höre immer ihre letzten Worte: „Gebhard; ich komme!“ — sehe den überirdischen Ausdruck, der ihr Gesicht verklärte!

Wie selig sie starb! Wenn mich das bittere Vermessen zu quälend überkommt, dann tröstet mich immer wieder der Gedanke, wie ganz sie ihres Heilandes Gnadenhand erfaßt hatte, wie ruhig und gefaßt sie ihrem Ende entgegenging!

Welch ein Beispiel für uns Alle! Wie gereift, trotz ihrer Jugend, war ihr Denken und Empfinden. Und ihr Einfluß wirkt noch jetzt unter den Geschwistern nach. Man braucht in der Kinderstube nur zu mahnen: „was würde Elisabetha sagen?“ und die trotzigen Gemüther sänftigen sich, die eigenwilligen Köpfechen werden ganz gefügig — Mädchen und Buben spielen wieder artig mit einander.

Neulich stand unser Nesthäkchen lange neben mir, ganz nachdenklich Elisabeth's Bild betrachtend.

„War sie immer artig?“

„Ja, Mauschen, und besonders nie eigensinnig.“

Eine Weile stummen Schweigens, dann schmiegte sich klein Bilychen ganz fest an meine Schulter und flüsterte mir leise ins Ohr:

„Mauschen will auch niemals mehr unartig sein.“

Vor ein paar Tagen passirten hier die Derbitenschen, d. h. nur die Landrätthin mit Nora — aus der Fellinschen Gegend kommend, wo sie der Tausche von Martha Trostberg's Söhnchen beigewohnt.

Es war mir eine große Freude, Nora wiederzusehen! Viel sprachen wir mit ihr von unseren lieben Heimgegangenen und von früheren Zeiten. Als wir auf Krakonow kamen, hatte sie Thränen in den Augen. Es ist ihr furchtbar schwer geworden, es zu verkaufen, aber sie ist doch dankbar, es in Axel's Besitz zu wissen, und daß nun Du, Mariechen, ihre beste Freundin, mit ihm dort schalten und walten wirst.

„In Gebhard's Sinne, das hoffe ich bestimmt,“ schloß sie.

Ich finde, daß Nora sich sehr zu ihrem Vortheil verändert hat. Nach all dem Leid, das sie schon in jungen Jahren betroffen, wird sie ja nie ein sorgloses, blühendes Aussehen haben, aber Züge und Formen haben sich gerundet, und der Ausdruck des Gesichts ist viel weicher geworden, hat nicht mehr das herbverschlossene, abweisende, das Jedem zurückstieß, der sie nicht genauer kannte.

Jetzt tritt die Schönheit und Tiefe der großen Augen viel auffälliger hervor. Auch in ihrer Sprechweise, ihren Gesten hat sich das Schrofne gemildert.

„Nora ist meinem Manne und mir eine sehr liebe Hausgenossin geworden,“ sagte mir die Landrätthin, „und wir freuen uns, daß sie sich in Derbiten gut eingelebt

hat, wohl und heimlich fühlt. Wir thun auch Alles, was in unseren Kräften steht, um die dunklen Schatten zu verscheuchen, die ihre Seele verdüstert haben. Im Zeitraum von etwas mehr als drei Jahren den einzigen Bruder, die Mutter und den Vater — alle Ungehörigen zu verlieren, wie meine arme Nichte — das ist ein hartes Loos!"

Einen Tag später.

„Ich konnte den Brief nicht zu Ende bringen, wurde wieder und wieder gestört. Du weißt ja, wie es hier hergeht, und wie vielbeschäftigt wir landschen Hausfrauen sind. Nun kommt aber bald der Postbote — deshalb schließe ich rasch.

Von Papa und allen Geschwistern viele Grüße Euch Beiden. Deinem Manne sage viel Liebes, und lasse Dich und klein Arichen zärtlich abküssen von

Deiner treuen

Mutter.

P. S. Du erinnerst Dich wohl des traurigen Falles mit der Frau des Buschwächters hier. Durch einen plötzlichen Schreck — der Blitz schlug in den Viehstall und tödtete ihre Kuh! — wurde sie an beiden Füßen gelähmt. Alles, was unser Kirchspielsarzt bis jetzt an Mitteln versuchte, hat keinen nennenswerthen Erfolg gehabt. Da möchte ich Dich bitten, Erich Rehbürg, der jetzt, wie Du schreibst, Euer Hausarzt ist, um Rath zu fragen. Er ist ja Specialist für Nervenleiden!"

\* \* \*

Heller Aprilsonnenschein umstrahlt Riga's Mauern, aber scharf und schneidend weht ein eisiger Nordost um die Gärten und segt den Staub der Esplanade den Passanten, recht unangenehm fühlbar, in Augen und Kehlen.

Dem jungen Herrn — brünett und hochgewachsen — der gerade aus einem der am Nicolaiboulevard gelegenen Häuser tritt, entführt ein jäher Windstoß die Kopfbedeckung, sodaß er dem Flüchtling ein paar Schritte nachhaken muß.

„Sieh da, Erich!“ tönt ihm in diesem Augenblick eine muntere Stimme entgegen:

„Läufst Dir der Doctorhut davon?“

„Ah, Axel! Guten Tag. Ich erkannte Dich kaum. Dieser aufgewirbelte Staub macht einen factisch ganz blind.“

Die Bettern schütteln sich freundschaftlich die Hand.

„Ja, das ist so unser Rigasches schönes, lenzliches Klima. Der reine Betrug! Die Sonne lacht so verlockend vom tiefblauen Himmel, daß man in leichtsinnigem Optimismus geneigt ist, seinen Paletot zu Hause zu lassen, und darauf warten die türkischen Bazillen und Koffen nur — Du siehst, ich verstehe auch etwas von Deiner hochweisen Wissenschaft! — um sich unsere edelsten Organe als warme Wohnung auszusuchen. Hast jetzt wohl viele Patienten?“

„Ja, an denen fehlt es nicht in dieser Uebergangszeit vom Winter zum Frühling und bei dem wechselnden Wetter. Es herrschen Katarrhe aller Art, besonders der Luftwege. Ich war vorhin bei Reckenstein's. Der Zustand des alten Grafen macht mir Sorge. Er laborirt an einer Grippe.“

Sich über allerlei Tagesereignisse unterhaltend, verfolgen die jungen Herrn ihren Weg.

Als sie in die Nähe der, auf die Esplanade mündenden, Kirchenstraße gelangt sind, meint Axel Rehbürg:

„Jetzt biegst Du wohl hier ein, während ich noch geradeaus weitergehe. Ich muß in die Snworowstraße. Bitte empfehl mich zu Hause. Wie geht es Tante Ina in den letzten Tagen?“

„Gottlob, entschieden besser, und Mama würde sich

sehr freuen, Dich zu sehen. Willst Du nicht mit mir kommen? — eine Tasse Thee trinken? Du weißt, bei uns summt um diese Zeit stets der Samowar.“

„Danke, Erich. Bei diesem Nordpolblasius gewiß ein sehr verlockender Vorschlag, aber für heute muß ich schon auf eine Plauderei in Curer angenehmen Gesellschaft, und auf das herzerwärmende Getränk verzichten. Der Architect wartet auf mich. In Krakenorm ist doch vieles so haufällig, daß wir uns zu den dringendsten Umbauten entschlossen haben, um in der Zeit meiner Ferien hinziehen zu können. Du mußt uns dort besuchen. Ihr macht wohl auch schon Pläne für die Sommerzeit? Geht Ihr wieder ins Ausland?“

„Nein, wir denken an den Rigaschen Strand.“

„Hat auch sein Gutes, aber zuviel Menschen. Ich ziehe doch livländisches Landleben vor. Marie kann auch den Augenblick kaum erwarten in ihr geliebtes Therenhoffsches Kirchspiel zu gelangen, um Allen, besonders natürlich den Geschwistern, ihr Wunderbaby zu zeigen. Dieses Herzensspielzeug tröstet im Augenblick über alles Frühlingsheimweh. Ist aber schon ein ganzer Racker, dieser Spuhz, der vorgestern erst zehn Monate alt geworden ist.“

„Nun, bekanntermaßen fällt ein Apfel nicht weit vom Stamm!“ neckt Erich lächelnd.

„Ein tüchtiger Racker warst Du in der Jugend auch. Und wie steht es mit der Gesundheit des Erbprinzen auf Krakenorm, nach seinem Schnupfenfieber?“

„Nicht ganz nach Wunsch. Der Husten ist noch nicht vollständig geschwunden. Marie wollte Dich bitten lassen in den nächsten Tagen mal anzukommen.“

„Ja, man thut gut daran eine Erkältung bei kleinen Kindern nie leicht zu nehmen. Ich werde mir gleich morgen Vormittag Axel von Rehburg junior genau ansehen.“

„Danke sehr, Herr Doctor.“

„Also auf Wiedersehen, Herr Kirchspielsrichter.“

Die Kirchenstraße hinaufschreitend, steht Erich bald vor einem niedrigen Holzhaufe. Große Blattpflanzen und in bunten Farben blühende Frühlingsblumen füllen die Fenster, verwehren den Vorübergehenden den Einblick in die Zimmer der Parterrewohnung, an deren Eingangsthüre er die Klingel zieht.

Eine junge Dame öffnet ihm.

„Danke, Thilde, aber warum Du selbst? Wo ist denn Marri?“

„Sie mußte in die Apotheke?“

„Doch nicht für Mama?“

„Nein! aber die Köchin hat sich arg in die Hand geschnitten. Da fehlte mir Einiges zum Verbinden. Tante Ina fühlt sich heute viel kräftiger, hat sogar im Speisezimmer gefrühstückt.“

„Das ist ja sehr erfreulich.“

Mit diesen Worten öffnet Erich Rehburg die Thüre zu einem anstoßenden Raum und betritt einen kleinen, anspruchlos möblirten, aber von der Sonne freundlich durchleuchteten Salon. Im Hintergrund desselben, auf einem Ruhebett, um welches einige Sessel und niedrige Tischchen zu einem gemüthlichen Plauderedächchen geschickt gruppiert sind, liegt eine ältere Dame, zu der sich der Eintretende mit Handfuß und Gruß niederbeugt.

„Heute komme ich aber spät dazu Dir einen guten Tag zu wünschen, Frau Mama! Du Langschläferin lagst ja noch in Morpheus Armen, als ich frühmorgens das Haus verließ. Wie war denn die Nacht?“

„Danke! recht gut. Die Einreibung scheint die Schmerzen zu lindern.“

Aus dem feinen, blassen Gesicht der Kranken blicken die großen Augen voll inniger Zärtlichkeit auf den Sohn, der sich in ihrer Nähe niederläßt.

„Du siehst ja ganz erfroren aus, mein lieber Junge.“

„Es ist auch wirklich grimmig kalt heute, Mama. Der Wind durchschauert einen bis ins Mark. Nur am Strande, im Schutze der Dünen, war es im Sonnenschein herrlich, fast warm.“

„Also Du warst heute am Strande? In Majorenhof?“

„Ja, und nicht nur dort. Ich habe mir in Edinburg und Bilderlingshof auch schon eine Menge freistehender Villen angesehen.“

„Und etwas für uns Passendes gefunden?“

„Ich glaube wohl. Ein sehr nettes Häuschen in Bilderlingshof schien mir am geeignetsten.“

„So hast Du schon definitiv abgemacht?“

„Noch nicht, Mamachen, aber bis Sonnabend haben wir die Vorhand. Ich denke, Thilde wird so freundlich sein in den nächsten Tagen hinüberfahren, und ihre Meinung soll ausschlaggebend sein. Ist es Dir vielleicht am Donnerstag recht, Cousine?“

Die Angeredete hat sich unterdessen mit dem Theegeräth zu schaffen gemacht.

„Gewiß, Erich! Wenn Ihr es wünscht, kann ich mir das in Aussicht genommene Sommerheim noch ansehen, aber Du hast sicher practisch gewählt.“

Näher tretend fügt sie hinzu:

„Kann ich Dir Thee anbieten?“

„Bitte ja, Thilde.“

„Mit oder ohne Rum?“

„Für heute mit. Ich bin ja sonst nicht sehr für Alcoholica, aber in Anbetracht der gründlichen Durchkühlung kann man sich diese Art Glühwein ausnahmsweise wohl genehmigen. Aber nur, wenn Du die Rumflasche schon da hast. Mache Dir, bitte, nicht die Mühe sie zu holen.“

„Das ist doch wirklich keine Mühe, Erich.“

Freundliches Lächeln begleitet diese Worte, die tiefe Stimme hat gewinnenden Klang. Erich's Augen folgen der Cousine, als sie in das Nebenzimmer geht.

Hilde von Rehburg ist eine anziehende Erscheinung. Vornehme Ruhe und Sicherheit kennzeichnen ihr Wesen. Ihre hohe Gestalt ist voll Ebenmaß. Wunder schön ist auch der Kopf, mit den edlen, feingemeißelten Zügen, dem blendenden Teint. Unter dunkelblondem, üppigem Haar wölbt sich gedankenreich die klare Stirn. Wenn sie die langen Wimpern hebt, blicken die graublauen Augen gerade und offen.

„Und wann können wir, nach maßgebender Meinung unseres gestrengen Herrn Doctors, an den Strand ziehen? Deine alte Mama muß gestehen, daß sie sich recht danach sehnt.“

„Nun, ich denke, das hängt mehr von der Witterung ab, als von mir. Wenn Luft und Erde gut durchwärmt sind, dann am ersten besten Tage, wo Du Dich wohl genug fühlst, Mütterchen — — oh, pardon!“

Er ist aufgesprungen, um Hilde das Theeglas aus der Hand zu nehmen, und bei der Bewegung streift sein Arm eine Handarbeit vom Tischchen, das ihm am nächsten steht. Dabei flattern ein paar darauf liegende Briefe auf den Teppich hinab. Er bückt sich, um sie aufzuheben, während seine Mutter äußert:

„Sie kamen vorhin. Willst Du sie nicht gleich lesen? Besonders Nora's Schreiben wird Dich sehr interessiren. Onkel Eberhard's Zustand hat sich in Wiesbaden schon so gebessert, daß sie hoffen, Anfang Mai ins Land, nach Derbiten, zurückkehren zu können.“

Ohne etwas zu erwidern greift Erich nach den engbeschriebenen Bogen, und in die Lektüre vertieft bemerkt er nicht den Ausdruck von Spannung, mit dem Hilde ihn beobachtet.

„Arme Nora!“ murmelt er halblaut, als er die Blätter langsam zusammenfaltet und in das Couvert zurückschiebt.

„Ja, arme Nora,“ wiederholt seine Mutter. „Eberhard's jähes, schreckliches Ende und seine Folgen —

das Siechthum der Mutter und der Gram des verbitterten Vaters, haben unauslöschliche Eindrücke in ihr hinterlassen, und ganz anders wohl hätte sich ihr Leben und ihre innere Entwicklung gestaltet, ohne den schweren Druck, der auf ihr gelegen, jahrelang. Aber bei ihrer Characteranlage waren vielleicht gerade das Leid und die Prüfungen berufen, sie zu fördern — die Kräfte ihrer Seele wachzurufen. Und auf die kommt es doch einzig und allein an. Gott weiß, wie Er eigenwillige Herzen meistern kann, und hat nach dem Kampf die Krone! Und jetzt ist Nora geborgen, wohl geborgen. Sie wird von zwei lieben Menschen wie eine eigene Tochter gehalten, hat im Derbitenschen Hause die beste Zuflucht gefunden. „Beschäftigung versteht zu siegen, auch über unerhörtes Loos.“ — — Nora fehlte es an einem Wirkungskreise. Nun kann sie sich ausleben in reger Fürsorge für Andere, wie es allein rechte Frauenart ist und seinen Lohn schon in sich selber trägt. Auch an geistiger Anregung, geselligem Verkehr, Reisen fehlt es ihr dort nicht, und sie lebt in einer Atmosphäre wahrer Religiosität! — Und diese Drei — Arbeit, geistiges Streben und Frömmigkeit — das sind starke Nothhelfer! Jetzt ist mir nicht mehr bang um sie!“

\* \* \*

Hilde von Rehburg's Tagebuch.

Riga, \* April 1886.

Ob Tante Ina sich nicht täuscht, wenn sie glaubt, in Nora sei jetzt Frieden, der Frieden innerer Ruhe? — Nora hat einen abgrundtiefen Character, im Guten und im Schlechten, und bis solche Naturen fertig werden mit sich selbst und mit ihrer Glücksforderung an Gott und das Leben, müssen noch ganz andere Stürme kommen, die brechen und knicken, und Lawinen, die alles ver-

schütten, was nach Licht und Sonne strebt! — — —  
Nein, so rasch stirbt Herzenshunger nicht, und nicht  
sobald verstummt das wilde Betteln: „Gieb, gieb auch  
mir, was ich ersehne, fordere, als mein Theil und  
Recht an Erdenglück.“

Und es schwillt stärker und stärker an, dies zehrende  
Sehnen, wird zur Klage und Anklage: „Warum soll  
gerade ich entbehren und entsagen?“ Die Himmel aber  
bleiben stumm. Nur wie ein Echo kommt's zurück:  
„Entbehre!“ „Entsage!“ Welch kurze Worte, und welch  
eine Welt von Leid bergen sie! — —

Da ringt man sich wohl erst die Seele wund in  
verzweifelt ohnmächtiger Qual und rüttelt mit der  
ewig gleichen Frage an den Pforten der Zukunft:  
„Warum mir dieser dunkle Pfad? der trübverschleierte  
Ausblick in eine nebelgraue, hoffnungsleere Ferne? —  
— Warum?! — — — Und weshalb den Anderen  
lichtes Glückessonnengold auf ihren Schicksalswegen?  
Laß auch mich es betreten, mein exträumtes Paradies.“

Wer aber hört des Herzens Schrei, zurückgehalten  
hinter fest verschlossenen Lippen, durch Stolz und Scham  
und Sitte. — Ich kämpfe ihn ja auch diesen Kampf!  
— Schon jahrelang!! — Nein, so rasch stirbt Herzens-  
hunger nicht!“

\* \* \*

Uthilde von Rehburg's Tagebuch.

\*\* April.

Wie düster seine Augen wieder blicken! — Woran  
denkt er, wenn er so ernst, fast finster, wie abwesend  
vor sich hinstarrt — eine Pappros zwischen den Lippen,  
mit der Linken seinen Schnurrbart streichend, oder un-  
beweglich verharret in tiefem Sinnen! —

Ist es an Nora? Hat er ihre Abweisung seiner

Werbung noch nicht überwunden? Oder sorgt er sich um seine Mutter, deren Zustand sich langsam, aber stetig verschlimmert. Bisweilen, wenn er sich unbeachtet glaubt, ruhen seine Augen mit so schmerzlichem Abschiednehmen auf den vergeistigten Zügen, denen das unerbittliche Leiden sein Siegel immer schärfer aufdrückt. Vor Tante Ina aber nimmt er sich immer besonders zusammen, sucht sie zu erheitern und zu zerstreuen, erzählt, was er in der Stadt gehört, gesehen, erlebt. Abends jedoch, wenn Tante zu Ruhe gegangen, und wir noch eine Zeitlang, lesend im Salon verweilen, da läßt er die Maske fallen, und oft liegt es wie tiefe Müdigkeit auf seinen charactervollen Zügen.

Wie ich sie liebe, diese schwermüthigen grauen Augen, die mich immer an Nora's, selten schöne, erinnern — und die festausgeprägten Linien seines dunklen Kopfes, besonders des geraden Kinns, des energischen Mundes, der breiten, klugen Stirn. Oft überkommt es mich in wildem Wunsch einen Kuß auf diese Stirne zu hauchen, meine Hand streichelnd auf die Seine zu legen und leise zu flüstern: „Ich bin ja da. Vertraue mir an, was Dich so quält! Laß mich Dich trösten!“

Ihn trösten?! — — Könnte ich ihm überhaupt Trost bringen? Ich bin ja nur eine Cousine, die seine Mutter pflegt! — Nichts mehr! — Und selbst wenn uns ein anderes Band umschlänge, als das der Verwandtschaft — keine Liebeskraft reicht aus, um einem Menschen — auch dem Heißgeliebtesten — die ihn bedrückende Last von Herz und Seele zu nehmen.

Das ist eine harte Unmöglichkeit, die ein echtes Gefühl als Hinderniß schwer empfindet.

Da stehen wir auch vor verschlossenen Pforten und kennen kein „Sesam, öffne Dich!“ dafür. Ich las es einmal und es hat mich schon damals tief getroffen.

„Es mögen noch zwei Herzen  
So eng verbunden sein —  
Des Lebens tiefste Schmerzen  
Trägt jedes doch allein!“

Trägt jedes doch allein! Des Lebens Schmerzen —  
aber auch das Glück! — — — —

Daß alle Einheit doch so oberflächlich ist!

Nie können wir eines Anderen ganzes inneres Leben mitleben. Können immer nur zweifelnd fragen: „Was denkt, fühlt, empfindet er? Nur vermuthen, nur ahnen — nie wissen! — Und wie oft irren?!

So rasch wechselt Stimmung. Wir glauben, ein Herz vergehe vor Weh, und während wir es im Dunkel tastend wähen, hat es vielleicht die kummervollen Gedanken überwunden, läßt sich von Hoffnungsflügeln tragen, dahin, wo Phantasie, die Gauklerin, mit rosigem Finger Bilder neuen Glückes hinaubert. Oder Lächeln spielt betrügerisch um die Lippen, aber tief im Innern bricht Schmerzenswooge über Schmerzenswooge, und die Seele weint Thränen, herbere, brennendere, weil sie unsichtbar fließen müssen.

Und wie wir nicht hineinblicken können in die Gedankenwerkstatt, in die Empfindungswelt eines Anderen, alle die feinen, vibrirenden, wechselnden Regungen erspähend, nachfühlend — so können wir uns auch selbst nicht bis auf den Grund der Seele offenbaren.

Berriegelt ist so Vieles in uns selber, und muß es bleiben, weil wir nicht hinweg können über die Schranken, die ewige Naturgesetze aufgerichtet zwischen Mensch und Mensch — weil kein anderer Geist unsere eigenste Sprache spricht und versteht. Und doch ist Zusammenklang, Harmonie unserer Seele mit einer anderen Seele, unsere allertiefste, mächtigste Sehnsucht!

Ob das nicht die tragischsten Konflikte birgt für jede Gemeinschaft, besonders für die Ehe, die doch gegründet sein muß auf diesen Wunsch, alles zu theilen,

alles zu geben und zu empfangen, und dadurch reicher zu werden, weiter und größer?!

\* \* \*

Thekla von Theren's Tagebuch.

Reppküll, \*\* März 1886.

Wahnsinnig interessant habe ich es mir gedacht, ein Tagebuch zu führen, um, wenn man alt und grau und runzelig geworden ist, lesen zu können, was man als Sechzehnjährige gedacht und gefühlt hat. Aber ich komme wenig zum Schreiben, besonders jetzt, wo man in den Zwischenstunden sich draußen herumtummelt, und Abends von der Frühlingsluft so blödsinnig schläfrig ist, daß einem, kaum daß man sein Gebet gesprochen, auch schon die Augen endgültig zufallen.

Morgen aber feiern wir den Geburtstag unseres lieben, lieben Vaters, und am Vorabend solcher großen Festtage in unserem Kinderleben kommen mir immer besondere Gedanken, die ich festhalten möchte. Da lasse ich alle meine Schandthaten Revue passiren, schäme mich gründlich und fasse viele gute Vorsätze, beschliesse, mich furchtbar zusammenzunehmen, um den Eltern — besonders Mama — nur Freude zu machen. Es ist mir so gräßlich, wenn ich Mama nicht zufrieden stellen kann, aber — weiß der Himmel! — es ist schrecklich schwer, es den Erwachsenen recht zu machen, und wenn man ganz traurig und verzweifelt ist über seine eigene Mangelhaftigkeit, dann glauben sie, man sei gekränkt. „Sei nicht pugig,“ heißt es da — und man möchte sich am liebsten gleich in irgend einen Winkel verkriechen und sich ordentlich ausheulen.

In Therenhof — in der alten Remise — hatte ich so einen famosen Versteckplatz, wo mich Niemand fand, und wenn sie auch suchten und suchten. Ich kletterte

in eine der alten Karetten aus Olim's Zeiten, wo noch hundert Pferde im herrschaftlichen Stall standen — (hundert Pferde, das muß doch himmlisch gewesen sein! Wie sie bloß alle gehießen haben mögen! —) und keiner war so schlau, mal da nachzugucken. Ob damals — zu Urgroßvaters Zeiten überhaupt auch so viel an den Kindern herumgezogen wurde? — Es heißt ja wohl, man sei früher noch viel strenger gewesen, habe viel mehr auf gute Manieren gesehen, aber ich finde, man ist auch jetzt noch ganz genügend vielfordernd darin. Mama und Mademoisellen und Miß ermahnen in einem fort. Immer haben sie etwas auszusetzen. Bald lacht man zu laut, fuchelt mit den Armen, schlenkert mit den Beinen, schaukelt sich auf seinem Stuhl, oder die Haare sind verruschelt, nicht glatt genug &c. &c.

„Etwas eitler könnte mein Töchterchen schon sein,“ predigt Mama, „und könnte überhaupt ihre Gedanken mehr zusammennehmen.“

Ich möchte ja auch ein wahrer Ausbund von Ordnung sein, aber weiß der Kuckuck, weshalb die guten Vorsätze immer gerade dann, wenn man die Probe auf das Exempel machen müßte, machen möchte — aus dem Gedächtniß futsch sind! — Und nun gar, wenn es sich um die dummen Kleideraschen handelt, alles was — wie Kragen, Schürzen, Hüte — sich so leicht verschiebt, schief sitzt, weil man sich nicht prüfend vor den Spiegel stellt. Wenn man mir doch bloß einen Sack überstülpen wollte — mit drei Oeffnungen für Kopf und Arme — dann wäre uns allen geholfen, und zum Laufen und Klettern hätte ich's so riesig bequem. Es ist doch zu famos, auf Bäumen zu sitzen, besonders um die Zeit, wo die Aepfel anfangen reif zu werden. Ich liebe Therenhof ja viel, viel mehr als Reppküll — wo die Gegend ohne Berge mir so reizlos erscheint — aber prachtvolle Aepfel giebt es hier, das muß ich sagen — Suizleper und Birnäpfel, die ganz durchsichtig klar

werden. Todtessen kann man sich daran, und sie schmecken frisch vom Baum am schönsten.

Einen Tag später.

Die Geburtstagsfeier verlief sehr hübsch. Wir weckten Pappi mit einem Ständchen. Die Kleinen hatten Verschen ausgelernt. Von den erwachsenen Geschwistern kamen Briefe, und unser Sibone war auf drei Tage von Dorpat herüber gefahren, um zugleich die Schnepfenjagd zu genießen.

Zu Mittag erschienen einige Nachbarn, der Pastor und Doctor's. Nachdem man sich ordentlich satt gegessen, ging man im Hof und in Ställen herum, denn was soll man sonst mit seinen Gästen anfangen, die doch wenigstens vier bis fünf Stunden bleiben, um ihre Pferde abzufüttern.

Endlos von Landes- und anderer Politik — von Kirchspielsangelegenheiten und Wetteraussichten können die Herren doch nicht sprechen, und für Papas Anglervieh interessirt sich alles, wenn er hier auch noch lange nicht so schöne Thiere stehen hat, wie im Therenhofschen Stall. In Therenhof war es überhaupt viel leichter, die Gäste zu amüsiren. Da giebt es Treibhäuser, einen Park, großen Garten, den Faselstall, die berühmte Schweinezucht. So trimmelte man sich bis zum Abendessen durch, und danach setzten sich die alten Herren an ihre Karten, und wir musicirten mit der Doctorin und unserem jungen Nachbar Ecken, der sehr hübsch Cornet à piston bläst und überhaupt ein famos kluger Junge ist, mit dem man sich fein unterhalten kann. Er kann auch mordsmächtig gut Reiten, Tennisspielen, Schießen — und das gefällt mir an einem Herrn.

Zum Schluß setzten wir uns — Mama hatte mir erlaubt bis Mitternacht aufzubleiben! — im Balconzimmer um den großen, runden Tisch und spielten Betrug-Schweinchen, schwarzen Peter, und es war furchtbar lustig! Mama kam auch dazu, und als Miß einen Schnurrbart bekam, lachten wir uns zum Kringel.

Es gab auch Naschwerk, Kuchen und Limonade — für die Großen Punsch, den ich nicht ausstehen kann — und so war es ein wunderschöner Tag und ein amüsanter Abend. Und als ich im Bett lag kam Mama zu mir und sagte, sie habe sich tagsüber recht an ihrer Thekla gefreut, die sich manierlich betragen und ihr ganz nett bei dem Unterhalten der Gäste geholfen habe. Dann gab sie mir einen zärtlichen Kuß und mir wurde zum Uberschnappen wohl und leicht ums Herz, und ich bat den lieben Gott mir zu helfen, alle meine guten Vorsätze auch wirklich auszuführen! — Es ist zu schön, wenn Mama zufrieden ist!!

\* \* \*

„Wai! wie schrecklich lang sind vier Wochen!“ jammert es im Keppküllschen Kinderzimmer.

„Ist ein Monat immer so lang?“ echoet ein anderes Stimmchen. „Kommt denn Palmsonntag niemals?“ klagt ein drittes, und Mademoisellen muß trösten und beruhigen: „Bald, bald ist es so weit.“

Endlich ist die Frist abgelaufen, welche die Geduld des Therenschen Nachwuchses auf solche harte Probe gestellt — der Tag der Abfahrt naht heran. Ueberall stehen schon die Koffer und Reisekörbe halbgepackt. Die Kinder wissen sich nicht zu lassen vor Aufregung, und die Erwachsenen haben alle Mühe, die unermüdblichen Fragen der Plappermäulchen in Zaum zu halten.

Dazu schleppen die kleinen Herrschaften von allen Seiten Dinge und Spielsachen heran, die ihrer Meinung nach „unbedingt mitkommen müssen!“

„Aber, Dickchen,“ — diesen Liebesnamen trägt mit voller Berechtigung der jüngste Sohn des Hauses, der siebenjährige Fritz, „ein Schaukelpferd kann ich doch nicht in einen Sack packen. Das arme Thier sieht überhaupt schon so ramponnirt aus — das kann sich hier so gut bis zum Herbst ausruhen.“

„Dann nehme ich wenigstens den Schwanz mit — Felix braucht immer soviel Krollhaar für seine Scalps.“

Gesagt, gethan! — Ehe die Bonne es hindern kann, steckt er den traurigen Rest dessen, was noch zu Weihnachten ein stolzer Pferdeschweif war, in seine Tasche.

„Alle meine Puppenkinder müssen aber ganz bestimmt mitkommen,“ behauptet höchst kategorisch Mia, ein Blondkopf von elf Jahren.

„Sie wollen auch Sommergäste in Therenhof sein! — Und hier im großen Tchemodan ist noch so viel Platz.“

Die größte Anziehungskraft jedoch übt der Stall aus, wo die Equipagen geschmiert und in Stand gesetzt werden, ein Coupé, eine Kalesche und ein großer sechsfiziger Reisewagen, von den Kindern die „Arche Noah“ benannt.

„Kutscher zu sein das muß doch das Herrlichste sein!“ vertraut, im Brustton der Ueberzeugung, das Dickchen seinem, um einen Kopf größeren, aber eben so stämmig und gesund aussehenden Bruder Felix an, der seinerseits mit einem empörten: „Pfui nein! Ich möchte Indianerhäuptling werden! Das wäre viel schöner!“ seinen Standpunkt dem Leben und der Zukunft gegenüber feststellt.

Am Vorabend der Reise wird über die Platzfrage debattirt.

„Zu transportiren sind das Elternpaar, Miß und Mademoiselle, sechs Kinder und Bonne — summa summarum elf!“ zählt Herr von Theren auf.

„Und als Aequivalent an Plätzen haben wir auch elf, plus drei neben den Kutschern für den Diener und die Kammerjungfern. Also das stimmt.“

„Aber die Hunde, Papa. Du vergißt die Hunde,“ ruft Mia mit wichtiger Miene.

„Richtig! Einige von den Lieblingsquadrupeden

werdet Ihr natürlich mitschleppen wollen, aber die können ja so gut mit der Fuhre gehen.“

„Ach, Papachen, nein.“ Bitte, nicht mit der Fuhre!“

„Besser mit uns,“ fleht es im Chor.

„Welche von den kleinen und großen Kötern sollen es denn sein?“

„Brofi — Fix — Piccolo — Heros — Muff!“

„Warum nicht gar noch der Viehhund Sahz, damit wäre die respectable Zahl eines halben Duzends erreicht. -- Nein, Kinder, das gäbe ja eine Heidenwirthschaft. Wir müssen doch unterwegs in Sessen nächtigen. Da kriegen Frostberg's notorisch den kalten Schlag über solch eine Invasion. Wenn Ihr Euch nicht entschließen könnt, Eure Herzen auf ein paar Monate von der Hundewelt zu trennen“ —

„Aber Papa!“ kommt es ganz vorwurfsvoll von den rofigen Lippen.

„So muß ein Theil mit der Fuhre gehen.“

„Fix kann gehen,“ schreit Mia, „aber nicht Brofi.“

„Natürlich, weil das Dein Hund ist, aber Fix ist mein Hund, den lasse ich nicht mit der Fuhre gehen,“ fährt Felix empört auf.

„A—a—ber — a—a—a—b—b—e—r,“ Mia sitzen die Thränen immer sehr locker und sie schluchzt fast.

„M—a—a—r — ha—t — m—i—r doch Bro—oo—si—si an—ver—traut, un—un—d wenn . . .“

„Ruhe, Kinder, keine Plingerei. Mama wird über das Mitnehmen bestimmen und entscheiden und damit Punktum.“

Da klammert sich auch schon klein Lillhchen an den Schooß der Mutter.

„Ich Kaninchen mitnehmen, und Kazchen — und — und Schafchen —“

„Ach, Himmelchen, nun noch ein Schaf!“ sagt mit so komischer Intonation das Dickchen, das alles in lautes Gelächter ausbricht.

Herr von Theren wischt sich die Achthränen aus den Augen.

„Das wird ja die richtige Menagerie. Willst Du, Berthachen, nicht ein paar Ferkelchen auswählen? — und ich steuere ein paar Angler Kälber zu — das entspräche ja dann ganz der Arche Noah. Komm her, Mauschen, kleines Dummchen, und laß Dir einen Kuß geben für Deine Vertrauensseligkeit. Katzen und ein hübsches, weißes Lammchen sollst Du in Therenhof bekommen. Vergesst nicht, daß wir dieses Jahr dort nur Sommergäste sind. Im nächsten April könnt Ihr alles mitnehmen, was da kreucht und fleucht, und woran Euer Herz hängt. Da zieht Max hier ein, als Besitzer, und wir kommen nur zu Besuch zu ihm! — Aber jetzt weiter im Text. Ich denke, Du, Frauchen, fährst mit Miß Mabel im Coupé mit den vier Kappen, und die Kanarienvögel müßt Ihr auch mitnehmen, oder statt dessen Miachen, wenn Dir das besser paßt. In den Therenhoffschen Reisewagen packen wir all das Kropfzeug, unter Aufsicht von Mademoiselle und der Wärterin, und vorgespannt werden die braunen Esthenklepper. . . .“

„Bitte, Papa, laß mich die kutschten,“ unterbricht Ulrich.

„Warum nicht gar die jungen, fünfjährigen Schimmel, die an die Kalesche kommen?“

Ostentativ setzt Herr von Theren sein Pincenez auf und mustert mit kritischem Blick seinen Sohn, der über seine eigene Kühnheit ganz roth geworden ist. Dann fragt er gutmüthig ironisch:

„Sage mal, bist Du eigentlich noch Ulrich von Theren, Quartaner in Birkenruh, oder bist Du über Nacht ein Dachs geworden, weißt Du von der Sorte, die man Frechdachs nennt?“

Das offenfreimüthige Knabengesicht färbt sich noch dunkler.

„Aber — Thekla hat doch auch schon mit vierzehn einen Biererzug. . . .“

„Ja, und sogar mit fünfzehn Jahren dabei ihren Eltern das Leben gerettet. Aber erstens bist Du, mein Lieber, noch nicht vierzehn, und zweitens ist Deine Schwester eine Ausnahme. Sie hat die beste Kutschhand, die ich je bei einer Dame gesehen.“

Jetzt ist an Thekla die Reihe zu erröthen, aber vor Freude und Stolz. Das Erlebnis, auf welches der Vater angespielt, hat sich auf einer Fahrt nach Riga zugetragen.

Auf dem Bock des Coupés sitzend, hatte sie, als bei einem steilen Berge der Kutscher die Macht über seine feurige Tschetwerka verlor, ganz kaltblütig in die Zügel gegriffen, und was die harten, schwieligen Männerhände nicht vermocht, war dem Druck der weichen Mädchenfinger und dem Zuruf der freundlichen Stimme gelungen — die reißausnehmenden jungen Pferde hatten sich gleich beruhigt, und als man die scharfe Biegung unten bei der Brücke erreicht, war die Gefahr vorüber.

„Thekla's Heldenthat,“ hatte Ulrich selbst damals die vielbesprochene Episode betitelt.

„Nein, mein Jung, für dieses Mal kriech Du nur auch in die Arche Noah.“

„Ach, mir wird von dem Ledergeruch in dem alten Kasten immer so gräßlich übel.“

„Na, dann sitze zu unseren Füßen in der Kalesche, oder tausche den Platz mit Thekla's Jungfer. Sie kann im großen Reisewagen sitzen, Du neben dem Stallmeister. Doch jetzt marsch in's Bett, ihr Krabaten — morgen muß man früh aus den Federn.“ — —

„Die Equipagen sind vor!“ meldet ein Diener.

„Hurrah! wir fahren sechsspännig!“ jubelt Frikchen, und tanzt auf einem Bein auf der Vortreppe umher.

„Wai, ich bin zu froh — ich muß schreien!“

„Das sind aber nur Klepper — wir aber, im Coupé,

fahren mit den Stallpferden!“ trumpft Mia dagegen auf, wie um ſich ſelbſt zu tröſten.

„Ach was Stallpferde! die gehen nur bis zur Station und da bekommt Ihr alte Poſtgäule. Wir aber fahren vierzig Werſt durch, hat Papa geſagt, und morgen auch mit den Sechſen bis Smiltekrug, wo ſchon Therenhoffſche Arbeitspferde entgegen ſein werden.“

„Na, Kinder, vorwärts, ſchachtelt Euch mal erſt ein,“ kommandirt mit ſeiner Stentorſtimme Herr von Theren.

In der Mitte der Fünfziger ſtehend, mit gutmüthig blickenden Augen, in einem von graublondem Vollbart umrahmten Geſicht, iſt er ein Bild ſtattlicher Männlichkeit. Von hohem Wuchs, breitſchultrig, lehnt er an der Hauſthüre und giebt dem Verwalter noch allerlei letzte Weiſungen.

„Wegen des Umbaus der Deſen und der Reparatur in der Küche wiſſen Sie ja jezt Beſcheid, Semmel, und das neue Dach über dem Viehſtall haben wir ja auch genau beſprochen. Wenn Ihnen etwaige Zweifel und Bedenken aufſteigen, ſo ſchreiben Sie nur ausführlich. Im Uebrigen komme ich Ende Juli jedenfalls ſelbſt auf ein paar Tage her. Und nun auf Wiederſehen und Gott befohlen!“

Er nimmt ſeinen Platz, neben Thekla, im letzten Wagen ein.

„Fertig?“ fragt er zu den vorderen Equipagen hin, wo die Wirthin und die zurückbleibenden Hausleute ſich von der wegfahrenden Herrſchaft mit Handküſſen verabschieden.

„Fertig!“ erwidert Frau von Theren, und „Fertig!“ „Fertig!“ echnen ein paar Stimmchen aus dem Innern der Arche Noah!

„Lassa laia\*!“ Das gilt den Koffelentern, und die Geſpanne ſetzen ſich in Bewegung.

\* \* \*

---

\*) Fahr zu.

Vorfrühlingsstimmung überall. So blau lacht der Himmel. Gelöst des Winters harte Fesseln.

Der See glitzert im Glanz der Morgensonne. Noch ragen schwarz und unbelaubt die Bäume und Sträucher in Garten und Park, aber die Vögel zwitschern und jubiliren in den Zweigen, die warmer Aprilwind leise schaukelnd wiegt. Und herber Duft von Erde, von keimendem, sprossendem Leben erfüllt die Luft! — — —

Arm in Arm stehen Herr und Frau von Theren auf der Veranda des Therenhoffschen Hauses, grüßen mit frohen Augen die vertrauten Stätten. Und ihre Seelen sind voll Preis und Dank. Hierher, auf die ererbte Scholle hat, vor mehr als fünfundzwanzig Jahren, Hans von Theren, Bertha von Dohmen, sein junges Weib als Hausfrau geführt. Hier haben sie empfangen und getragen, was ihr Eheleben ihnen an Lust und Leid bescheert. Alle ihre Kinder haben in Therenhof das Licht der Welt erblickt — ein reiches Schaffensfeld, ein großer Wirkungskreis hat sich ihnen erschlossen. An trüben Erfahrungen, bitteren Enttäuschungen, Prüfungen und Herzeleid hat es auch auf ihren Wegen nicht gefehlt, aber in Demuth sich Gottes Rathschlüssen unterwerfend, haben sie sich den Gang durch die dunklen Thäler der Trübsal, der keinem Erdenpilger erspart bleibt, nicht durch Niedergeschlagenheit und Hoffnungslosigkeit noch schwerer gemacht — Hand in Hand, immer wieder die sonnigen Höhen zufriedener Weltanschauung zu erreichen und zu behaupten gewußt, als lebensfrohe, zukunftsgläubige Christen. „Festes Gottvertrauen und unentwegter Muth, das sind des Landwirths Stab und Stütze.“ Nach dieser Maxime hat Hans von Theren unermüdblich thätig gelebt und gestrebt — eine treue, hingebende Gattin, aufopfernde und liebevolle Mutter hat an seiner Seite Bertha von Theren ihre Pflichten erfüllt, und Gott hat Segen und Gedeihen gegeben. Von fünf Töchtern und sechs Söhnen, die ihnen der

Himmel geschenkt, ist nur eine, die zweitälteste Tochter Elisabeth, den Thronen entrissen, an einem zehrenden Fieber langsam dahingewekkt, in Trauer um den im Duell gefallenen Jugendfreund, Gebhard Rehburg.

Da wo jenseits des Sees, unweit der Kirche, die dunklen Tannen ragen, schläft sie den ewigen Schlaf. Zehn blühende, gutgeartete Kinder sind ihnen geblieben, wachsen auf in einer Atmosphäre gesunder Behaglichkeit und heiterer Gemüthlichkeit, in der aber auch den Pflichten nie Abbruch geschieht. „Entbehre nicht — vergeude nicht,“ citirt Frau von Theren oft, und nach diesem Mahnwort lebt man in Therenhof. Weder unnützer Luxus, noch falsche Sparsamkeit! Lust, Bewegung, kräftige Nahrung für den Körper. Tüchtige Lehrer, gute Schulen, Anregung für den Geist. Interesse an allem wurde geweckt, Talente entwickelt, Liebhabereien mit Verständniß getheilt. Keine übertriebene Strenge, aber feste Hausregeln. Ungehemmt durften die Anlagen sich entfalten, aber immer hinter der Freiheit, die ihnen gelassen wurde, fühlten die Kinder den Zügel, der erinnerte, daß, für Groß und Klein, Selbstbeherrschung Zweck und Ziel jeder Erziehung bildet — Selbstzucht, zu der man in der Kindheit ermahnt wird, und die man aus eigener Erkenntniß zu üben hat, wenn das Gewissen genügend geschärft.

Und die Elternherzen dürfen hoffen, daß aus ihren, nach solchen Principien geleiteten Sprößlingen, zielbewußte, leistungsfähige Persönlichkeiten hervorgehen werden, sich selbst und der Menschheit zu Nutz und Frommen.

Schon ist mancher von den jungen Vögeln flügge geworden, kehrt nur noch als Gast in das Vaterhaus zurück. Adele, die älteste Tochter, ist an Arnold von Astenau verheirathet, einem tüchtigen, ehrenwerthen Mann, der in Petersburg seinen ärztlichen Beruf nachgeht. Marie hat vor zwei Jahren Axel von Rehburg

das Jawort gegeben, lebt als glückliche, junge Mutter mit ihm in Riga. Die ältesten Söhne haben ihre Studien beendet, weilen — Max in Ostpreußen, um sich landwirthschaftliche Kenntnisse anzueignen, Lionel in Paris, um sich für die diplomatische Carrière in den Sprachen zu vervollkommen, und Adalbert treibt Jura in Dorpat. Ulrich ist Gymnasiast, über die Jüngerer aber breitet Vater- und Mutterliebe noch sorgend die Fittiche. Doch bald, mit Sommeranfang, naht die Zeit, wo sie auch die Uebrigen um sich versammeln werden, und in froher Erwartung schlagen die alten und jungen Herzen der Wiedersehensstunde entgegen.

Fester legt sich Herrn von Theren's Arm um die noch jugendlich schlankte Gestalt seiner Frau. Sie verstehen sich so gut — fühlen mit einander, auch ohne viele Worte.

Frau von Theren's Hand sucht die ihres Mannes, und sie lehnt den Kopf an seine Schulter.

„Bist Du sehr glücklich wieder hier zu sein, Berthachen?“

„Unausprechlich, mein Hans.“

Da kommt es um die Ecke des Hauses gelaufen, mit hellem Jauchzen und jubelndem Lachen. Belltöne mischen sich darein.

Von einer Spitzhündin umsprungen, eilt Thekla flink die Balcontreppe hinauf, und sich auf der obersten Stufe niederlassend, entleert sie den Inhalt ihrer Schürze zu den Füßen der Eltern. Da kribbelt und krabbelt es gleich nach allen Seiten. Schneeweiße Welpen, noch läppisch und unbeholfen, aber reizend mit ihren molligen Körperchen, den klugen, schwarzen Auglein und den kurzen Pürzelchen, die, unter der Frauenden Hand, doch schon freundlich zu wedeln verstehen.

Bald den einen, bald den anderen hätschelnd, läßt Thekla ihrem Entzücken in zärtlichen Ausrufen freien Lauf.

„Na, seht bloß die Wonnekätzchen! Kann man sich was Zuckrigeres vorstellen? Und so kräftig und gesund. Mama, fühl doch ihre Nordpolnasen! — Und zu brummen versteht Ihr auch schon, Eisbärchen Ihr. Todtknutschen könnte man Euch, wenn es nicht schade wäre.“

Es ist ein hübsches Bild, dies strahlend lächelnde Mädchen, welches die rosige Wange in das lockige Fell eines der netten Thierchen drückt, während die anderen sich überkugeln in den Falten ihres Rockes verstecken spielen, oder an ihr emporklettern.

Die Elternaugen erfreuen sich eine Zeitlang daran, dann meint Herr von Theren lächelnd:

„Nu, Frauchen, ich denke, jetzt wandern wir ab. Ich möchte auf's Hafersfeld, wo die neuen Eggen arbeiten, deren Leistungsfähigkeit mir der Seffensche neulich noch sehr rühmte, und dann noch bis Neu-Therenhof, um zu sehen, wie der Roggen überwintert hat. Thella aber wird sich wohl bis zum Schlafengehen nicht von den Kuzchen trennen, wenn sie sie nicht schließlich sogar in ihr Bett nimmt.“

„Das könnte man auch. Sie sind schrecklich appetitlich und rein, viel zu schade für den Stall. Seht doch nur, wie eifrig die Spizmama sie bearbeitet. Komm her, bist auch ein gutes, liebes Thier — alte Bella!“

Die so Benannte hat sich sachgemäß daran gemacht, immer wieder die Häupter ihrer Lieben zu zählen, und sie unermüdlich wieder glatt zu lecken. Sie braucht keinen Schwamm, um ihren Hundebabies die sorgfältigste Pflege angebeihen zu lassen. Energisch fährt ihre rothe, nasse Zunge über ihre, dazwischen aufmuckenden, Sprößlinge. Mit einer Pfote wird dann der Widerspännstige festgehalten und mit verdoppeltem Eifer geht es über Kopf und Rücken hin und her. Die weiße, runde Wurst wird auch wohl umgedreht und ihre Unterseite ebenso kräftig und gewissenhaft behandelt.

Als die schwarzen Schnauzchen aber noch etwas anderes verlangen als Toilettenkünste, ist sie auch dazu bereit. Von Abhärtung hält sie nichts, weil sie weiß, daß solchen kleinen Erdenkratzlern vor allem Wärme noththut — also legt sie sich in die Sonne, und für ihre stets wohlgefüllten Sorlehts braucht es keine Temperaturmessung — das besorgt in ihrer Küche schon Großmutter Natur.

Sich ungestüm drängend und stoßend sucht sich jedes Hundekind einen Platz — und die Mahlzeit beginnt.

„Ach, ihr armen Süßlinge, nun werdet ihr gestört, aber jetzt müßt ihr wieder zurück in eure Heukiste.“

Und Thekla kramt rasch den, ob dieser Unterbrechung in einer so angenehmen Beschäftigung unzufriedenen und mit Brummtönen opponirenden, Hundewachwuchs in ihre Schürze, und läuft mit den an ihre Eltern gerichteten Worten davon:

„Bitte, geht in den Viehstall voraus. Zu den Kälbern und Ferkelchen müssen wir doch auch. Ich rufe nur die Geschwister — und wir kommen gleich nach. Natürlich wollen wir doch mit Euch alles, alles wiedersehen in dem lieben, lieben Therenhof!“

\* \* \*

Thekla Theren's Tagebuch.

Therenhof, \*\* April.

Einfach himmlisch ist es, wieder hier zu sein, und wenn man von Miß und Mademoisellen nicht immer vorgehalten bekäme, daß man mit sechzehn Jahren nachgerade anfangen könnte, ein gefittetes Benehmen zur Schau zu tragen — wie es sich für ein junges Fräulein aus adligem Hause geziemt — so

könnte man vor lauter Glückseligkeit am liebsten den ganzen Tag Kuderball schlagen und pfeifen — das ist aber auch nicht ladylike! — wie so ein Staar, von denen wieder eine ganze Menge in den Bäumen der Terrasse nisten.

Im Fellsinschen Kreise konnte ich mich garnicht so recht einleben, wohl auch, weil ich das Estnische nicht verstehe, und man kommt sich verrathen und verkauft vor in einer Gegend, wo man sich mit dem Landvolk nicht verständigen kann. Hier kennt man doch fast alle Menschen von klein auf, interessiert sich für Groß und Klein, Alt und Jung und alle — Menschen und Thiere — haben uns auch mit solch rührender Freude begrüßt. Die alte Putuemahte küßte in einem fort meinen Armel und wiederholte immer wieder: „Newareja sagaidit.“ \*) — Die treue Spizhündin jaulte und winselte vor Freude, sprang wie besessen an mir empor, um mir das Gesicht zu lecken, und ihre zuckersüßen Kusos durfte ich gleich auf den Arm nehmen und knutschchen nach Herzenslust, während sie Mademoisellchen, die mit mir in die Stadolle trat, anknurrte und sogar ganz zart, aber doch am Kleiderfaum packte.

Das ist sicher, wenn ich mal verheiratet bin, muß ich wenigstens ein Duzend Hunde haben, und darunter zum mindesten sechs Spize. Sie sind zu reizend — klug und anhänglich.

Auch Pegasus hat mich erkannt, mein lieber Pegasus! Als ich mit einer großen Schnitte Schwarzbrod in den Pferdestall kam, da wieherte er schon in dem Augenblick, wo ich die Hand auf die Thürklinke legte. Er ist wohl alt geworden, aber noch so ein schönes Thier, und ich bin froh — so froh — der einzig gute Papa hat ihn mir heute geschenkt.

Wir haben alle etwas Schönes bekommen. Mama eine reizende kleine Kalesche. Ulrich seine erste Doppel-

\*) Konnte nicht erwarten.

laufflinte und die Krabaten einen Pony mit Anspann und einem Wägelchen, wo alle vier Platz haben. Der Jubel ist groß. Ich möchte überhaupt immer die Arme breiten — und alles umfassen. Nur Marie vermissen ich sehr. Sie konnte sich auch so furchtbar über alles freuen, und wir liefen zusammen zu all den lieben Plätzchen, die voll Erinnerungen sind an unsere Kinderzeit. Ob sie jetzt — mit ihrem Axel — wirklich so voll glücklich ist, daß sie sich in Riga ganz wohl und zu Hause fühlt — sich garnicht entseztlich zurücksehnt nach Therenhof? Kann einem ein Mann wirklich so ganz das Vaterhaus und alles andere ersetzen? Merkwürdig genug, aber es scheint wirklich, daß es so sein kann! Als Schwager finde ich Axel Rehburg ganz nett, aber ich denke es mir gräßlich, einen Mann zu haben, der ewig, und fast über alles, Wize macht. Man kann doch nicht immer lachen. Mein Mann müßte gehaltvoller sein, mehr ernst und furchtbar klug und tüchtig. So wie unser Papa ist! Das ist überhaupt mein Ideal — mein lieber, guter Papa. Mit Klugen weiß man doch immer was zu reden, mit Dummen aber fühlt man sich gleich selbst um eine ganze Portion blödsinniger — glockt sich bald bloß an, weil einem beim besten Willen nichts mehr zu sagen einfällt. Wir haben so einen Nachbarn, Herrn von Treuenberg. Man möchte am liebsten immer davonlaufen, wenn sein Biererzug vor's Haus fährt. Er soll aber fabelhaft reich sein — sagen die Brüder. Schade, daß er sich für sein vieles Geld nicht irgendwo ein bißchen Gehirnfüllsel kaufen kann. — Wai, da schlägt es schon neun! — und ich habe Mama versprochen Punkt neun Uhr schlafen zu gehen, ohne daß mich noch Jemand erinnert. Ich soll es jetzt aus eigener Verantwortung thun! Ich fürchte, das wird eine knifflische Sache werden — das mit der „eigenen Verantwortung.“ —

\*

\*

\*

Hilde Rehbürg's Tagebuch.

Der 28. April — Tante Rüdchen's Todestag!

Wie gerne wäre ich heute auf dem Kirchhof in Ruhensee, um Blumen auf ihr Grab zu streuen, aber die Umstände gestatteten mir nicht hinzufahren. So kann ich daran nur in Gedanken verweilen und in Treue und Anhänglichkeit einen unverwelklichen Kranz liebender Erinnerungen dort niederlegen, wo sie sanft ausruht, nach segensreichem Leben. Ihr, zum großen Theil ihr, haben wir es zu danken, daß unsere Kindheitsjahre in Ellernbach so schön, so wunder- schön waren!

In aufopferndster Weise, sich voll und ganz der übernommenen Pflicht widmend, suchte sie uns Schwestern, Martha und mir, die Mutter zu ersetzen, die wir so früh verloren, daß ich nur eine letzte Erinnerung an sie habe, wie sie so bleich und still in ihrem Sarge lag, umgeben von hohen Blattpflanzen und überstrahlt von vieler Kerzen Licht. Bisweilen zog es wohl wie leises Sehnen durch unsere Herzen, wenn wir andere Kinder sich an ihre Mütter schmiegen sahen, aber ein eigentliches, bewußtes Vermiffen haben wir nicht gekannt. Auch mein Vater umsorgte uns mit verdoppelter Güte, that alles, was er uns an den Augen absehen konnte, als wolle er uns entschädigen für die uns von Gott versagte Mutterzärtlichkeit.

Mit heißer, bewundernder Liebe hingen wir an ihm, und seine ritterliche Art und Weise, die sich auch seinen Töchtern gegenüber nie verleugnete, — sie ist mir Maßstab und Vorbild geblieben für den Inbegriff echter Männlichkeit und adligen Wesens, im besten Sinne des Wortes.

Es war in ihm der volle, große Charme des wahren Aristokraten, dies undefinirbare Etwas, dessen Wirkung

und Einfluß sich wohl kaum Jemand entzieht, dem es je in reinsten Form entgegentrat.

„Noblesse oblige.“ In jeder Beziehung entsprach Papas Wesen dieser Forderung. Onkel Eberhard-Verbiten's Art und Weise erinnert mich immer wieder daran — er und Papa waren ja Zwillingbrüder! — und auch Vetter Gebhard hatte es an sich, wie keiner von den anderen Rehburg's in der alten und jungen Generation. Auch in ihm war ein Abglanz von dieser inneren Bornehmheit im Denken und Handeln, in der Gesinnung, diese instinktive Abneigung gegen alles Kleinliche, Engherzige, Niedrige und Gemeine, die allein den seiner Standesvorrechte würdigen Edelmann kennzeichnet, ihn zu einem berechtigten Vertreter einer privilegierten Klasse macht.

Gebhard's frühen Tod, in dem unseligen Duell mit einem skrupellosen Gegner, wird man auch nie verwunden. Mit ihm ist einer dahingegangen, der geschaffen schien leuchtendes Beispiel zu sein für unsere ganze libländische Jugend, die auch an dem Zeitübel zu kranken beginnt — Mangel an Idealismus, an Begeisterungsfähigkeit für hohe, große Ziele. Ich habe es oft von Gebhard sagen hören — „Zu ideal!“ „Zu gut für diese Welt!“ und doch war er eigentlich nur so, wie man in seinen Jahren sein mußte, ein liebevoller Sohn, ein guter Bruder, ein treuer Freund und der Jugend starkes Wollen und Streben verkörpernd. Der hoffnungsvolle Trieb am Stammbaum eines edlen Geschlechts, nach allen Seiten hin werth des Namens, den er trug, der Stellung, die er in seiner Heimath einzunehmen bestimmt war. Reiche Gaben aller Art hatte die Natur ihm verliehen, und er war gewiß berufen, durch die Macht seiner Charaktereigenschaften großen Einfluß zu gewinnen und auszuüben auf seine Umgebung — aber zu ideal!? — Nein, das gebe ich nicht zu. Traurig wäre es um die Zukunft der Menschheit bestellt, wenn

sich in ihr solche Persönlichkeiten nicht mehr finden sollten — Elitenaturen, die etwas anderes kennen, als nur sich selbst, und für die der Kodex des Edelmenschen gilt, der Kodex, in dem einer der schönsten Paragraphen lautet: „Nicht die Rechte, die Jemand ausübt, sondern die Pflichten, die er sich auferlegt, geben ihm den Werth.“

Ein großer Dövländer hat das Wort geprägt, und es war der Wahlspruch meines Vaters.

Er lebte ihn uns vor in Wort und That, in Beispiel und Ermahnung.

Martha zählte vierzehn, ich dreizehn Jahre, als wir ihn verloren! Bei einem Ritt geschah das furchtbare Unglück. Sein Pferd brach durch eine morsche Brücke, und unser lieber Vater wurde aus dem Sattel — gegen einen Grenzstein geschleudert! — — Es war zur Zeit der Parforcejagden, die Anfang September in unserer Gegend stattfanden.

Noch durften wir sie nicht mitreiten, aber es war immer solch spannungsvolle Zeit für uns, wenn die Jagdsaison begann und auf den weiten Stoppelfeldern die rothbefrackten Herren dahinsflogen, hinter den flüchtenden Hasen her.

Besonders zu Pferde war Papa eine bildschöne Erscheinung, und so habe ich ihn lebend ja auch zum letzten Mal gesehen!

Goldige, sonnig-klare Septembertage, buntgefärbtes Herbstlaub, sie sind für mich unzertrennlich verbunden mit dem Erinnerungsbilde, da man ihn uns in's Haus brachte, schwerathmend — ein Sterbender. Das Bewußtsein kehrte nicht wieder zurück, und in der Nacht hatte er ausgelitten. Schluchzend knieten wir an seinem Lager, immer wieder die kalte Hand mit Küßen bedeckend, die niemals mehr lieblosend über unsere Scheitel gleiten würde. Jetzt waren wir ganz verwaist! — —

Zu diesem schweren Leid gesellte sich bald ein anderer, herber Kummer. Unser liebes Ellernbach wurde verkauft. Im April des folgenden Jahres mußten wir es für immer verlassen! Jahrelang habe ich Heimweh danach gehabt, brennendes Heimweh! — — Und auch jetzt noch packt mich bisweilen die Sehnsucht, das Verlangen, dahin zurückzukehren, so übermächtig an, daß ich tagelang die Erinnerung daran nicht los werde!

Ich sehe alle die lieben Wege und Plätzchen, wandere durch die vertrauten Räume, höre die Uhren schlagen und die Thüren gehen. — Und jetzt dürfen Andere da schalten und walten, und alles, was Papa gehegt und gepflegt, die Bäume, die Mama gepflanzt, und die er so liebte, sie geben Fremden ihren Duft und ihren Schatten! Darum verstehe ich Tante Ina so gut in ihrer unstillbaren Sehnsucht nach ihrem verlorenen Besitzthum, dem Erbgut, wo sie geboren, — die glücklichsten Jahre ihres schwergeprüften Lebens verbracht hat, und an dem sie hing mit allen Fasern ihres Herzens. Und das Erbe ihrer Söhne sollte es sein! Nur einmal haben wir davon gesprochen, aber nie werde ich den Ausdruck ihres Gesichts, den Klang ihrer Stimme vergessen, als sie es fast feierlich sagte: „Heilig, dreimal heilig die Heimatherde, die heimathliche Scholle. Fest müssen wir in ihr wurzeln, immer mehr und mehr verwachsend mit ihr, und glücklich der, welcher auf ihr wirken und schaffen kann!

Gewiß, jeder Beruf ist gut und edel, der mit voller Anspannung des ganzen Menschen geübt und erfüllt wird, aber von jeher habe ich den am höchsten gestellt, der uns in lebendigen Zusammenhang bringt mit dem, was der Born ist alles Seins — der freien Gottesnatur in ihrer Ursprünglichkeit und Ewigkeitskraft. Aber da gilt es nicht nur seine Furche ziehen, seine Saat säen — sich sein Recht nehmen an den Kräften der Erde, um für des Lebens Nothdurft zu sorgen — es gilt

noch viel mehr! Auch hier seine Arbeit vergeistigen, wie man es bei jedem Tagewerk müßte — inneres Leben fördern, andere Schätze sammeln, immaterielle!! —

Heimathliebe soll erwachsen, so starke, daß man sich nicht mehr lösen mag von dem Fleckchen Erde, das man sich zu Besitz genommen, um eigenen Grund und Boden unter den Füßen zu fühlen — einen festen Ruhepunkt in der Flucht der Zeiten und der Geschehnisse.

Gottesfurcht muß im Herzen wohnen, Gottvertrauen — sich gründend auf felsenfester Zuversicht, daß eine himmlische Macht, deren Gesetzen die ganze Schöpfung unterworfen, wie sie Regen und Sonnenschein spendet irdischen Fluren, auch unser Menschen-schicksal mit liebenden Vaterhänden regiert, und Zukunftsglauben — hoffnungsfreudiger, soll immer neue Kraft und Arbeitslust geben zu stetem Schaffen und Streben für Kind und Kindeskind.“

Und hinter ihren Worten fühlte ich den nie schlummernden Schmerz, das immer nagende Weh um den Verlorenen, der nicht solch ein Sohn seiner Heimath sein würde, sondern, gepackt vom Sturm, in die brausenden Strudel des Lebens gerathen — herausgewirbelt worden an einen fernen, fremden Strand, wie ein entwurzelter Baum!

Wo er jetzt wohl weilen mag, wenn er noch lebt, Vetter Ewald. Ich sah ihn nur einmal, gerade an dem Jagdtage, wo Papa den Todessturz machte, und ich habe die Erinnerung an eine hohe, schlanke Gestalt, größer als Erich's, an einen tiefbrünetten Kopf, mit so eigenthümlichen Augen, vor denen wir dumme Mädels Angst hatten, obgleich wir selbst nicht wußten, was uns darin mißfiel.

Nie spricht Tante Ina seinen Namen aus, aber der Gedanke an ihn verläßt sie nicht. Einmal fragte ich Erich, ob man, da sein Tod nicht gemeldet, auf keine Weise etwas von seinem Aufenthaltsorte erfahren könne.

Seine Augen flammten auf in lodernder Empörung.

„Ich hoffe, daß ich keinen Bruder mehr habe, denn wenn er am Leben, seit Jahren seine Mutter sich verzehren ließe in Sehnsucht nach Nachrichten von ihm, und keine Bitte um Verzeihung zu finden gewußt, so wäre das, von all dem Schlimmen, das er begangen, die unverzeihlichste That.

Alles was von unserer Seite an Nachforschungen angestellt werden konnte, ist längst versucht worden, seine Spuren aber haben sich immer wieder verloren, vielleicht — weil er sich nicht finden lassen wollte und wohl auch seinen Namen geändert hat.“

„Warum mußte er fort?“

Strenger wurde der Ausdruck in Erich's Gesicht, und voll Bitterkeit klang es aus seiner Stimme, als er antwortete.

„Er mußte nicht gerade — er ging, weil er ein Egoist und Eigenwilliger, sich lieber seinen Verpflichtungen entzog, als in Arbeit zu sühnen, was er in sträflichem Leichtsinne verbrochen. Sineinetwegen haben wir alles opfern müssen — Besitzthum, Vermögen, Stellung, Ruhe und Glück! — Meinen Vater hat der Schlag vor der Zeit zum Greise gemacht, — er hat den Zusammenbruch aller seiner Hoffnungen nur um paar Jahre überlebt. Und seiner Mutter hat Ewald, so lange ich denken kann, eine stete Sorge zu tragen gegeben — denn schon als Knabe fügte er sich in keine Disciplin! — später einen Gram, der ihr fast das Herz brach, und der ihre Gesundheit für immer untergraben hat. Ich selbst — — aber bitte, Thilde, laß uns nicht viel an dieses trübe Thema rühren. Von Jugend auf habe ich so schwer unter all den unseligen Verhältnissen gelitten, die er heraufbeschworen, und auch jetzt, als gereifter Mann, der die Versuchungen des Lebens kennt, finde ich keine mildernden Umstände für seine Handlungsweise! — — Möge der Himmel ihm verzeihen, ich vermag es nicht!“

Armer Erich! Wie viel Schweres hat er schon durchlebt. Wie wund ist seine Seele! — Aus tiefstem Herzensgrunde bete ich oft für ihn — der liebe Gott möge ihm Frieden und Glück schenken! —

\* \* \*

Thekla's Tagebuch.

\*\* Mai.

Hurrah! Ferien! — — Drei Monate Ferien. Es war auch höchste Zeit. Bei dem schönen Maimetter hinter Lernbüchern zu sitzen und sich mit Kalligraphie und Arithmetik und wie all das Gräuel noch heißt, abzuquälen zu müssen, machte einen ganz kribbelig.

Am Vormittag muß ich freilich noch meine Tonleitern üben und abwechselnd je eine Stunde englische, französische und deutsche Litteratur treiben, aber das ist noch auszuhalten, da ich für schöne Gedichte schwärme. Und dafür darf ich Abends eine Stunde später schlafen gehen, und das ist herrlich. Ich stehe schon vor sieben auf, aber natürlich ist der Tag — so lange er auch im Sommer bei uns ist — noch immer zu kurz für alles, was man in ihn hineinpressen und genießen möchte. Alles ist so himmlisch amüsant, daß man eigentlich nicht recht weiß, was am schönsten ist — Reiten, Rutschen, Tennisspielen, Croquet, Pas de Géant-Laufen, Segeln, Spazierengehen.

Lesen will man doch auch ein Bißchen und ich habe eben ein so furchtbar spannendes Buch vor, daß man sich gar nicht davon trennen kann. Da habe ich mir unten im Park, am See, auf einer alten Weide, einen patenten Leseplatz eingerichtet. Es ist nicht ganz leicht hinaufzugelangen, aber hat man sich erst um einen Ast herumgeschwungen, dann ist da eine Gabelung, in der man sogar liegen kann. Mama hat mir erlaubt ein altes Sophasissen zu nehmen — damit polstere ich

mir die Sache aus — dann habe ich mir ein Brettchen so angenagelt, daß ich mein Buch und meine Arbeit hinlegen kann.

Neulich wollte Ulrich auch hinauf, aber da habe ich mich in halber Höhe mit ihm gebalgt, denn das soll mein Kletterbaum bleiben — da lasse ich Niemand heran. Sonst ist Ulrich ein ganz brauchbarer Junge. Wir schießen zusammen in's Ziel und üben uns im Tennis, um doch auch einmal gegen Marie und Lionel, die so unverschämt gut spielen — einen Set zu gewinnen.

Papa hat mir auch erlaubt allein mit ihm zu segeln, aber natürlich nur mit Plaiids. Die binden wir mit den Frangen an eine Stange und es geht großartig, selbst bei kleinem Winde. Neulich wurde er aber zum Sturm, als wir ganz weit weg waren, und die Wellen schlugen paar Mal in's Boot, sodaß wir das Wasser ausschöpfen mußten. Da nahmen wir das Segel herunter und ließen uns an's Ufer treiben — spielten Gestrandete! Es war so flach, daß wir durch's Wasser waten mußten, um an's Land zu gelangen. Ich band meinen Strumpf an ein Ruder, und das bedeutete ein Nothsignal — aber natürlich kam Niemand. Und da die Wellen immer höher wurden, und Ulrich das schwere Boot nicht allein hätte zurückrudern können, so schlug ich vor, es längst dem Ufer nach Hause zu ziehen. Wir beluden es noch mit Steinen für den Damm, den wir uns an der Bade- stelle bauen — und es ging ganz fein. So vergehen die Tage, und man freut sich von einem auf den anderen. Das Sommerleben ist doch zu schön! — —

\* \* \*

„Kinderchen, heute könntet Ihr bis in den großen Wald spazieren gehen, und viele Blumen und allerlei Grün nach Hause bringen, um zum Empfange der An- kommenden die Zimmer recht festlich zu schmücken,“ sagt am Besperntisch Frau von Theren.

„Dürfen wir auch ein Feuerchen anmachen, damit uns die Mücken nicht auffressen?“

„Ja, aber hübsch vorsichtig sein, auf daß nicht ein Waldbrand entstehe.“ — — —

O selig im Lenz durch heimatliche Fluren zu wandern, wenn alles in Maienwonne lacht. Es dehnt sich die Brust, jeder Athemzug ist froher Daseinslust voll!

Im frühlingssrischem Kleide prangt die Welt! Wieder erstanden die Wunder der Natur. Das Blatt am Baum, die Blüthe am Strauch, das Gras in Feld und Wiese — zum Leben neu erweckt, strahlen sie und glänzen im Sonnenlicht, und Aug' und Ohr, Herz und Gemüth berauscht sich an Farbe und Schimmer, horcht auf die Stimmen mannigfalt. Wo am Fluß der Faulbaum, blüthenüberstrent, die duftenden Nester über murmelnde Wasser neigt, singt Nachtigall ihr süßestes Lied.

Trillernd — aus junger Saat — schwirrt die Lerche empor in's goldige Blau. Kuckucksruf erschallt und lockt in Waldestiefen, wo ein Blumentepich über weichen Waldesboden sich breitet.

Zubelnd ergehen die Therenhoffchen Kinder sich darin. Und als hinter zarten Birkenlaubflechern die Sonne tiefer sinkt, gluthroth — einen schönen Tag verheißend — zieht die ganze vergnügte Schaar heimwärts, mit müden Gliedern, aber rothen Backen und lachenden Augen, die Arme voll Blumen, selig und froh!

Ihren großen Anemonenstrauß als Tactstock schwenkend, kommandirt Thekla:

„Krabaten stimmt an:

„Der Mai ist gekommen,  
Die Bäume schlagen an,  
Da bleibe, wer Lust hat,  
Mit Sorgen zu Haus.“

Lied folgt auf Lied, und so geht es singend durch die Allee in den Hof und vor das Haus, wo, auf der Treppe, sich gerade Frau von Theren in einem bequemen

Korbstuhl ein Weilchen von all dem Kramen und Ordnen erholt.

„Zu schade, Mamachen, daß Du nicht mitkamst! Es war himmlisch schön im Maiglöckchenwalde. Alles wuchert so üppig in diesem Jahre, und wie die Erdbeeren blühen, das ist eine wahre Pracht.“

„Da, Mammi, nimm, dies Immergrün ist für Elisabeth's Bild.“ „Diese Sternblümchen und Weilchen sind für Adelen's Schreibtisch bestimmt.“ „Tante Professor liebt so Rakenzpötchen — da habe ich daraus einen Kranz für ihren Spiegel gewunden.“ Stolz zeigt Miachen ihr Werk.

„Marie bekommt mein großes Bouquet — sie schwärmt ja für Anemonen,“ ruft Thekla. „Wir hatten es heute so abgemacht, jeder von uns müsse für einen der Erwarteten sorgen.“

„Das habt Ihr ja sehr nett ausgedacht! Nun wollen wir gleich die Blumen in Vasen und an ihren Platz stellen. Felix, hole mal recht frisches Wasser von der Quelle.“

Prüfend durchwandert Frau von Theren noch einmal die, für die Anreisenden in Stand gesetzten, Gastzimmer.

Das Gutshaus von Therenhof ist ein großer Bau, im Styl einer Zeit, die unter der Signatur der Gastfreiheit stand, und wo es weniger auf ein prunkvolles Aeußere, als auf bequeme Anordnung vieler hoher, großer Räume ankam, einer Zeit, wo — von ihren heranwachsenden Töchtern unterstützt, die es noch nicht nach Studiren, nach Freiheit und Ausleben auf moderne Weise gelüftete — tüchtige Hausfrauen und practische Gutsherrinnen Truhen und Schränke zu füllen verstanden, mit allem, was man zur Aufnahme der, oft unerwartet und in Schaaren, eintreffenden Verwandten und Bekannten benöthigte. Und aus diesem Reichthum an Kissen, Decken, Leinenzeug schöpft Bertha von Theren,

um die begonnene Arbeit noch vor dem Abendessen zu vollenden.

„Mammi! — Mama! — Man hört schon Postglocken — sie kommen — sie kommen!“

Athemlos meldet es das Dickerchen.

Mit hochklopfendem Herzen steht Frau von Theren auf der Vortreppe.

Ihre Arme sind weit offen, um sie zu empfangen, die Lieben, — die ersten Sommergäste! — —

Ein Coupé und Postkaleschen rollen vor's Haus, und auf die Trittbretter springend, begrüßen Thekla und ihre Brüder jubelnd die Insassen.

„Willkommen in Therenhof! — Willkommen, Mariechen!“ — „Guten Abend, Atele.“

„Hurrah, Professors!“ — — „Hurrah, Prinz Ari!“

„Mamachen, liebes Mamachen!“

Die jungen Frauen umhalsen die geliebte Mutter, küssen ihr die Hände.

„Wie schön, wieder bei Dir zu sein!“

Es folgt allgemeines Umarmen zwischen Groß und Klein.

„Wo ist denn Papa?“

„Auf dem Kartoffelfelde, wo neue Sorten gesteckt werden, — — aber da eilt er schon heran.“

„Guten Abend, Herzenskinder! Küß die Hand, Schwester Aline! Wie geht es, Schwager?! — Wir erwarteten Euch garnicht so früh. Ihr müßt ja prachtvoll gefahren sein?“

„Ja, besonders zwischen Segewold und Kamotky.“

Wieder folgt Umarmen, Hände- und Wangenküssen, und es ist ein Hin und Her von Fragen, bis die erste Wiedersehensfreude sich gelegt.

„Vorsicht! — Ihr erdrückt mir noch meinen Erbprinzen,“ lacht Marie Rehburg, sich ihren Geschwistern zuwendend. Voller Interesse umstehen und betrachten die jüngeren Theren's den hohen Kinderstuhl, in den

man den kleinen Ari placirt hat — und ganz ernsthaft tippt Fritz auf die Fingerchen, die sich um ein Gummispielzeug gekrallt haben.

„Nun, ist er nicht süß, Guer Nefse?“ fragt die glückstrahlende, junge Mutter.

„Ach, er ist ja ganz dumm,“ erwidert voller Verachtung das Dickchen. „Ich habe ihm schon gesagt: „Guten Tag — ich bin Dein Onkel! — Aber er antwortet nicht einmal.“

Alles lacht! — — —

„Der Respect wird schon kommen, wenn er Dich erst näher kennen lernen wird! Aber jetzt muß der reisemüde Spuhz in's Bett.“

Noch lange plaudert man am Theetisch von diesem und jenem.

„Azel läßt Dir die Hände küssen, Mamachen, und Alle grüßen.“

„Wann kommt er denn?“

„Zu den Pfingstfeiertagen, und dann, sobald seine Ferien beginnen, Ende Juni.“

„Und Dein Arnold, Adélchen?“

„Ach, mein armer, geplagter Gatte hat wenig Aussicht auf längeren Urlaub, seitdem er, zu allem Uebrigen, die Oberaufsicht in dem Hospital einer großen Fabrik übernommen hat — doch wird er versuchen, sich für den halben Juli frei zu machen.“

„Und was hört man von den Brüdern, Papa?“ fragt Marie.

„Wann werden die sich einfinden? Max ist ein rechtes Faulthier auf Briefeschreiben, und Lionel zeichnet sich auch nicht gerade durch Federberedsamkeit aus. Nur der brave Adalbert findet, trotz seiner Examensarbeiten, Zeit, mich hin und wieder mit einem „Dorpater Bericht“, wie er es nennt, zu erfreuen. Der hat, in richtiger Erkenntniß seiner Geistesgaben, den Juristenberuf gewählt, denn als Richter wird er mehr

als genug zu schreiben bekommen — das sehe ich an Axel.“

„Hier ist ja auch eine Epistel von diesem Assessor in spe an Dich, Schwägerin Bertha,“ sagt, seine Brieftasche öffnend, Professor Dohrenberg.

„Bald hätte ich es richtig verpaßt mich meines Auftrages zu entledigen. Die Grüße sollte meine Axtsche übernehmen — die vergesse ich regelmäßig. Ja, ja! man wird schon ganz abgängig. Die trüben Zeiten liegen uns Alten schwer auf den Knochen. — Habe Dir so manches zu erzählen, Schwager Hans. Der politische Landeshorizont verfinstert sich immer mehr und immer bedenklicher! Ich fürchte, wir erleben bald Manches, was auch Deine rosa Brillen etwas umfärben wird.“

Der sich so äußert, ist ein hochgewachsener Greis, mit einem klugen, bartlosen Gesicht. Fast ein halbes Jahrhundert eine Leuchte der medicinischen Facultät an der Dorpater Universität, ist Professor Max von Dohrenberg seit ein paar Jahren emeritirt, lebt aber im Winter noch an der Stätte seines früheren Wirkens mit seiner „Eheliebsten“, die, eine geborene von Theren, Schwester des Therenhofchen ist.

Tante Linchen, eine rundliche Matrone, mit einem jugendlich rofigen Gesicht, das viel Aehnlichkeit mit dem des Hausherrn zeigt — und Onkel Professor sind Jahr um Jahr stehende Sommergäste in Therenhof, und Groß und Klein hängt mit Liebe und Verehrung an dem ehrwürdigen Paar.

Als Alles zur Ruhe gegangen, sitzen Frau von Theren und Marie noch lange, Hand in Hand, an klein Axi's Bettchen, und Frau Bertha fühlt sich zurückversetzt in die selige Zeit erster Mutterschaft.

„Und nun gute, gute Nacht, mein Herzenskind,“ sagt sie aufstehend. „Gott behüte Dich und Deinen Liebling! Schlafe wohl und träume süß unter dem

Dach des Vaterhauses. Es ist so schön für Deine alte Mama, daß es Euch beherbergen kann!“

\* \* \*

Faulbaum hat abgeblüht, Flieder öffnet die Dolden, und der köstliche Duft durchzieht Garten und Haus. In großen Sträußen schmückt er die Zimmer, den lang ausgezogenen Eßtisch im Therenhofchen Speisezimmer, wo Stuhl an Stuhl sich reiht, und plaudernd die Hausgenossen Platz genommen haben. Mit tiefer Befriedigung überschaut Bertha von Theren die Tafelrunde, an der, in diesem Sommer zum ersten Male, ihre ganze Kinderschaar vollzählig versammelt ist — Brüder und Schwester, in bunter Reihe, nach guter, alter Therenhofcher Sitte.

Nun braucht ihre Sehnsucht nicht in die Weite zu schweifen, um ihnen nachzuspüren auf ihren Wegen, ihr Herz sich nicht zu grämen und zu quälen, daß eines krank, oder auf falsche Spur gerathen sein könnte, — nun spiegeln ihre Blicke sich in ihrer Kinder strahlendhellen Augen wieder, und sie freut sich an den geliebten Gesichtern voll Lebenslust und Frohsinn. Heiteres Stimmengewirr mischt sich in das Klappern von Messer und Gabeln. Das scherzt und lacht, fragt und erzählt — tauscht Eindrücke aus, schwätzt über Vergangenes und Zukünftiges.

Ein behaglich glücklicher Familienkreis! — Schwägerin und Schwager sitzen ihr zur Seite. Neben der Professorin der Hausherr. Max, ganz der Vater, mit seinem runden, jovialen Gesicht, hat sich Udele zugesellt, die sich von Arel Rehbürg, einer dunkelschönen Männererscheinung, zu Tisch hat führen lassen. Gegenüber, zur Linken des Onkels, Marie, mit ihrem alten Schelmengesicht, neben Adalbert, dem Livonen, der etwas müde dreinschaut nach dem arbeitsreichen Semester. Dann der elegante Lionel, im modernsten englischen Anzug — eifrig bemüht, im Ge-

späch mit Miß Mabel die neuerworbenen Kenntnisse glänzen zu lassen. Weiter unten die gewohnte Corona von blonden und braunen Köpfen, die sich um das, jenen Theil des Tisches präsidirende Mademoisellchen gruppiert haben — alle gesund und lebensfroh!

Und Phantasie zaubert ihr Zukunftsbilder vor die Seele. Immer mehr Sommergäste beherbergen Therenhof's Mauern, und in ihrem Herzen ist immer und immer noch Platz für hinzukommende Glieder der Familie.

Neben den Söhnen die jungen Frauen — neben den Töchtern ihre Gatten, und an den Kastischen eine neue Generation von Theren's und Sprößlingen anderer altlivländischer Geschlechter.

Und sie — Großmutter! — Weiß geworden die Haare, aber das Herz warm und jung geblieben, in diesem sich stets erneuernden Kontakt mit Kindern, mit Jugend! — Die Therenhof'sche Großmama!

Da, über ihr lacht ja schon ein blauäugiges, goldgelocktes Bübchen dem Leben entgegen — ihr erstes Enkelkind! —

Ein stummes Gebet sendet sie zum Himmel, Dank für den reichen Segen, Bitte um Schutz für alle ihre Lieben, und für kommende Zeiten! — —

Warum aber durchschauert es sie, — mit einem kühleren Lufthauch, der durch die geöffneten Fenster weht, als sage leise eine Geisterstimme:

„Dunkel ist die Zukunft, und wandelbar das Glück.“

\* \* \*

Viele Werft weit erstrecken sich längs dem Ufer des Rigaschen Meerbusens — nur durch mehr oder weniger unbebaute Waldpartien von einander getrennt — die Strandorte Silberlingshof, Edinburg, Majorenhof, Dubbeln und andere. Sie bilden während der schönen Jahreszeit den beliebten Aufenthaltsort nicht nur für die Bewohner Rigas, der nahegelegenen Haupt-

Stadt Livlands, sondern locken Jahr um Jahr Schaaren von Sommerfrischlern aus Nah und Fern an, hauptsächlich aus den beiden Residenzen und dem Innern des Reichs. Eigenen Reiz hat dieser karge, sandige Boden für Tausende und Tausende, und der primitive Zuschnitt der Verhältnisse erhöht den Genuß an dem ungebundenen Leben, erweist sich als Palladium für winter- und stadtmüde Nerven.

Inmitten eines hochragenden Tannenwaldes, von einer Dünenwand gegen kalte Winde und Meeresstürme geschützt, erheben sich große und kleine Ansiedelungen in fast ununterbrochener Reihenfolge. Elegante Villen wechseln ab mit einfachen Fischerhütten, und Reich und Arm kann hier in stärkender Luft Erholung und Kräftigung finden.

Allen rauschen die rothstämmigen Kiefern, rauschen die Wogen der Ostsee das Zauberlied der Sommerwonne und der Sommerluft.

Dampfschiffe und die Riga-Tuckumer Bahn vermitteln den Verkehr nach allen Seiten.

Rehburg's haben sich für die erstere Beförderungsart entschieden, weil sie für die Kranke in jeder Beziehung bequemer ist, als die Benutzung der meist überfüllten Waggon's der Eisenbahn, und an dem fast sommerlich warmen Maitage, den sie zur Ueberfiedelung an den Strand gewählt haben, ist der Aufenthalt auf dem Wasser ein wahrer Genuß. In rascher Fahrt geht es stromabwärts die Düna hinunter, und nach der staubigen Hitze der städtischen Straßen athmen alle Drei mit tiefem Behagen die frische Brise ein, welche, vom Meere kommend, ihnen entgegenweht.

Bei der Weißen Kirche lenkt der Dampfer in die Mündung der Kurischen Na ein, und nachdem Bullen passirt, erreichen sie nach kurzer Zeit den Landungsplatz von Bilderlingshof.

Die Maschine der „Undine“ stampft, stoppt, steht.

Die Laue werden ausgeworfen, der Steg gelegt. Alles drängt zum Ausgang, macht aber rücksichtsvoll dem Rollstuhl Platz, den Erich vorsichtig an's Land führt.

„Marri, jetzt schieben Sie — nein, bitte, Thilde, nicht Du, für Dich könnte es im tiefen Sande zu schwer werden! — den Stuhl voraus, bis in den Dünenprospect, während ich für die Beförderung des Gepäcks Sorge trage.“

„So, nun sind wir gleich am Ziel, liebes Tantchen, und Du wirst Dich ausruhen können,“ sagt Thilde, ein Gartenpförtchen öffnend, und hilft der Jungfer den Rollstuhl, vom Bretterstege ab, auf den Kiesweg lenken, der zu der anspruchlosen, aber freundlichen Villa führt.

Außer mit natürlich gewachsenen Nadelbäumen ist das umgebende, ziemlich große Grundstück mit verschiedenen gepflanzten Sträuchern bestanden, die in frischem Grün prangen.

Das Haus ist noch neu und sieht in seiner Naturholzfarbe, mit seinen offenen Fenstern, in denen schon weiße Gardinen im Luftzuge flattern, seinen, die Balcons und die Verandah's zierenden Blattpflanzen, äußerst anheimelnd aus.

„Da wären wir angelangt! — Bist Du sehr müde?“

Mit zärtlichem Kusse beugt sich Thilde zur Tante hinab.

„Willst Du Dich vielleicht gleich hinlegen? Dein Zimmer muß schon ganz eingerichtet sein. Ich trug der Köchin auf, alles bereit zu halten.“

„Ach, nein, Herzchen. Noch gelüftet es mich gar nicht nach meinem Bett. Laßt mich hier auf dieser hübschen Verandah. Dann sehe ich, was Ihr treibt und freue mich an Eurem Thätigsein, denn jetzt geht es ja wohl gleich an's Auspacken und Behaglichmachen. Aber erst fahrt mich bißchen herum, damit ich die innere Einrichtung unserer Sommerwohnung kennen lerne.“

Es ist ein kleines, aber sehr gemüthliches zweistöckiges, Häuschen, mit mehreren geräumigen, von Säulen getragenen Verandah's.

Unten, neben dem im Mittelpunkt liegenden Salon, hat die Kranke ein nach Süden gelegenes, großes Schlafzimmer, an welches sich Erich's schließt. Sein Empfangs- und das Speisezimmer nehmen die anderen Ecken ein. Thilde und die Dienftboten bewohnen die obere Etage. Küche und Vorrathsräume befinden sich in einem anstoßenden Nebengebäude. — Der Rest des Tages vergeht mit häuslichen Arbeiten aller Art.

„So, nun noch das Schild an die Gartenpforte angebracht — E. von Rehburg, Dr. med. Recht groß und deutlich gedruckt, damit arme Sterbliche, die sich in Leibesnöthen befinden, gleich wissen, wo sie sich einen Askulap für ihre Gebrechen und „malum's“ holen können,“ meint Erich gut gelaunt.

„Und dann ist es für heute wahrhaftig genug geschuftet. Seit der Doppelhochzeit in Derbiten, mit all den Vorbereitungen zum Polterabend, habe ich nicht soviel mit Hammer und Nägel und dergleichen hantirt. Und nicht wahr, Mamachen, wir wollen doch noch zur Düne hinauf, um den Sonnenuntergang zu sehen? Die Luft ist herrlich mild für einen Maiabend. Oder hat Dich die Fahrt hierher doch allzusehr angegriffen?“

Frau Ina fühlt, daß sie mit einem: „Ja, es wäre wohl vernünftiger, diesen Genuß auf einen anderen Abend zu verschieben,“ antworten müßte, aber sie sehnt sich so sehr nach dem Anblick, den sie von Jugend auf über alles liebt, und so meint sie lächelnd, einmal würde ihr gestrenger Arzt und lieber Sohn wohl erlauben, daß sie bißchen über die Stränge schlage. Sie sei den ganzen Winter über doch schon so artig und geduldig gewesen.

Und nachdem man es ihr mit Kissen und Plaids nach Möglichkeit bequem gemacht, schiebt Erich mit be-

sonderer Vorsicht den Rollstuhl dem Hinterpförtchen des Gartens zu.

„Daß, hier vom Grundstück aus, ein Brettersteg direct auf die Düne führt, war schließlich für die Wahl dieses Hauses ausschlaggebend, Mamachen. Nicht nur sein Rauschen und Branden hören, den Blick auf Dein liebes Meer solltest Du doch so häufig als möglich genießen, und Dank dem Steg kommt man ganz rasch und leicht zu dem Aussichtsplätzchen, wo für uns übrigen sogar eine der Villa gehörige Bank steht. Nach Regenschauern immerhin ganz angenehm als Sitzplatz zu benutzen, und hygienischer als im feuchten Sande zu lagern.“

Als sie die kurze Anhöhe erstiegen haben, liegt die See vor ihnen, „die große Blaue“, und athmet Frieden. Nichtblau ist auch der Himmelsdom, der sich darüber wölbt, nur einige weiße, flockige Wolken — wie Engelsfittiche — schweben langsam darüber hin. Spiegelglatt dehnt sich die weite Wasserfläche aus — überstäubt von Sonnengoldgeflimmer.

Kein Boot, kein Segel. Hin und wieder Möwen, in raschem Flug die Flügel nehend in der klaren Fluth, und fern am Horizont, wo in leichtem Dunst Himmel und Wasser zu verschwimmen scheinen, kündigt ein feiner Rauchstreif eines unsichtbaren Dampfers Fahrt.

Mit sehnsuchtsvollem Ausdruck sind Frau von Rehburg's Augen darauf gerichtet, und der Sohn, zu ihren Füßen in's Niedgras gelagert, lieft die Gedanken von ihrer bleichen Stirn.

Da, über diese Fläche ist er davon gefahren, ihr ältester Sohn, ihr Liebling, und in quälender Sorge zehrt seitdem die bange Frage an ihrem Mutterherzen: „Hat sie ihn verschlungen die See, die große Mörderin, oder kehrt er doch noch wieder, so wie er gegangen, plötzlich, unerwartet? Ruht er in der Tiefe des Meeres? Deckt ihn kühle Erde? — — Weilt er noch

unter den Lebenden? Und wo grüßt ihn das Licht der Sonne?"

In wunderbarem Farbenspiel erglühen Himmel und Wasser. — Strahlenlos, feurigroth, immer größer werdend, sinkt der Sonnenball tiefer und tiefer! — Jetzt ist er verschwunden, und wie ein Schleier breitet Dämmerung sich über die Welt. — —

Die goldenen Ränder der Wolkenflügel verblaffen, die helle Mainacht zieht langsam herauf! — — — Vom Meere weht ein kühlerer Hauch.

„Mütterchen, sollten wir jetzt nicht nach Hause?"

„Wahrscheinlich wohl, mein Sohn, aber es ist hier so einzig schön, daß man sich nicht davon trennen kann! Diese Stille, dieser Frieden! — Und die herrliche Luft, der köstliche Harzgeruch.“

Frau Ina athmet ein paar Mal tief.

„Man lebt auf.“

Erich ist aufgestanden, tritt zu seiner Mutter. Liebkosend legt er die Hand auf ihren Scheitel.

„Nun, wir wollen nicht hartherzig sein, nicht wahr, Thilde? Das bekannte Gnadenviertelstündchen soll ihr gewährt sein. Anfang des Sommerlebens, das ist ja auch was Besonderes — kommt in 365 Tagen nur einmal vor.“

Erich hat sich auf die Bank, neben Thilde, niedergelassen.

„Was liebst Du eigentlich mehr, Cousine, das Meer oder den Wald? — Ich meine aber natürlich einen anderen, als diesen hier, so unseren richtigen livländischen Hochwald mit seinem Gemisch von Laub- und Nadelholz, seinem üppigen Farrenteppich oder weichem Moosboden — aber immer schattig und weltentrückt!“

„Ich, Erich? — — Ich glaube doch den Wald.“

„Und bist Du Dir klar bewußt, woher Dir diese Vorliebe kommt?"

„Ich denke wohl. Nicht zum Wenigsten hängt sie

mit all den köstlichen Kindheits-erinnerungen zusammen, die sich an Ellernbach knüpfen. Zu jeder Jahreszeit war der große Wald, der so nah vom Gut seinen Anfang nahm, das Ziel unserer täglichen Spaziergänge. Und immer bot er uns soviel, was eine unerforschliche Fundgrube für unsere Augen, Ohren, Hände. Blumen, Vogelgesang, Kiezechen — in seinem wechselnden Kleide immer neu und voller Reiz.“

„So wie ich Dich kenne, Thildchen, beruht diese Deine Vorliebe für den Wald doch noch auf etwas anderem, als auf Eindrücken aus der Kindheit, und seien sie auch noch so schön — sie entspricht Deinem Character und seinen tiefsten Eigenthümlichkeiten,“ bemerkt Frau von Rehburg in liebevollem Ton.

„Der Wald predigt, rauscht uns das Lied des Beharrens, und das findet seinen Widerklang in Dir, denn Du bist die Treue selbst. — Die Meereswellen aber in ihrem wechselvollen Hin und Her, sie singen das ewige Lied der Sehnsucht. Sehnsucht aber macht immer schwach, und Du suchst überall Kraft, festgewurzelte Kraft. Du sträubst Dich instinctiv gegen alles Leichtbewegliche, Anstete, sich in die Ferne Verlierende, gegen Haltlosigkeit in jeder Form.“

„Bravo, Mamachen! Mir scheint diese Deine Characteristik unserer lieben Hausgenossin einfach großartig richtig. Aber nun sage mal auch, in welches Naturreich gehört mein werthtes Ich.“

Frau von Rehburg lächelt.

„Du bist doch mehr die unruhvolle Welle, mein Erich, und bisweilen erstarrst auch Du, wie sie, zu hartem Eis.“

„Also so eine Art Eisberg, der alles um sich herum kalt anweht. Nein, wirklich, Mama, ich finde, Du bist ungerecht gegen Deinen Sohn. Konntest Du mich nicht wenigstens zum unerfchütterlichen Fels im Meere machen? — weißt Du, einen solchen, von dem man sagt, daß

an ihm gestrandete Schiffe landen und anstürmende scheitern. Darin wäre doch Character!"

"So ungerecht doch nicht, mein lieber Junge. Das Meer kann den Himmel widerspiegeln, nur muß es in Ruhe daliegen, nicht von Stürmen getrübt und aufgewühlt sein. Und ich bete täglich zu Gott, daß mein Sohn zu diesem inneren Frieden gelangen möge, der, wie ein klarer Herzenshimmel, sich über der Seele wölbt."

Stumm küßt Erich seiner Mutter Hand, dann verharren sie alle schweigend.

Der Nachtwind hat sich erhoben und raunt in den Wipfeln. Kleine Wellen laufen murmelnd an den Strand! Blasse Sterne blinken! — — —

"Jetzt aber zurück zu den häuslichen Penaten. Morgen ist auch ein Tag, und hoffentlich haben wir im Laufe des Sommers noch viele so schöne und warme, damit unsere Gnädigste sich recht erholen könne!"

Als Thilde die Tante gebettet hat und die Bibel herbeiträgt, um die gewohnte Abendandacht zu halten, fragt sie:

"Soll ich da weiterlesen, wo wir gestern stehen blieben?"

"Nein, Herzenskind. Schlage, bitte, Ev. Lucä auf — Capitel 15."

"Das Gleichniß vom verlorenen Sohn!" geht es Thilde durch den Sinn, und Thränen tiefen Mitleids feuchten ihre Augen, als sie dem Wunsche willfahrt.

"Armes Mutterherz, das nicht müde wird, zu hoffen und zu harren!" — — —

\* \* \*

Der Strand füllt sich mehr und mehr. Bunter und bunter wird das Leben und Treiben, wengleich man in dem stilleren, ländlicheren Bilderlingshof weniger davon verspürt.

Rehburg's haben es überhaupt sehr angenehm empfunden, in der ersten Zeit ihres Aufenthaltes hier von jeder Nachbarschaft, mit ihrer bisweilen recht lästigen Neugierde, verschont geblieben zu sein.

Jetzt aber öffnen sich Thüren und Fenster auch in den umliegenden Landhäusern.

Ueberall tummeln sich fröhlich spielende Kinder, schimmern helle Kleider.

Traulich brennen Abends die Lampen auf Balcons und Verandah's. Klavierspiel und Gesang erschallt. Mit der absoluten Ruhe und Stille ist es vorbei. — —

„Rathe mal, Erich, wer unsere Nachbarn zur Rechten sind, die lebhaften jungen Mädchen und die soviel herumtollenden, lustigen Kinder.“ Mit diesen Worten empfängt an einem Nachmittage, zu Ende Mai, Frau von Rehburg ihren Sohn, der zu gewohnter Abendstunde aus Riga zurückgekehrt ist.

„Das ist etwas viel verlangt, Mamachen. Ich habe die ganze, muntere Schaar bis jetzt nur ganz flüchtig gesehen, und ihre Stimmen vernommen, die man freilich schon in einiger Entfernung hört, wenn sie gerade ihrer frohen Laune die Zügel schießen lassen.“

„Sieh Dir mal jetzt die Beiden an, die eben mit dem Croquetgeräth aus der Hausthüre treten,“ wirft Thilde ein. „Kommt Dir an der Größeren nicht etwas bekannt vor? Denk etwas nach!“

„Ja, Du hast recht, Cousine. Da ist eine ausgesprochene Aehnlichkeit, aber mit wem? — — Halt, ich hab's! Das ist ja ganz Moritz Sandern's etwas langes, kluges Gesicht.“

„Und es sind auch wirklich Sandern's Schwestern. Die ältere Dame im Schaukelstuhl ist seine Mutter. Die kleinen Mädchen und die zwei Knaben sind seine Nichten und Nessen, Kinder seiner ältesten Schwester.“

„Woher wißt Ihr mit einem Male das alles so genau?“

„Sehr einfach. — Unsere Köchinnen haben Bekanntschaft gemacht, und daher stammt unsere Weisheit über die Glieder der Familie von Sandern. Sie sind zum ersten Male am Rigaschen Strande und haben ihre Beute aus Petersburg mit. Ihre Köchin nun hat sich bei der unseren Rath geholt, wegen der Quellen für die Nothdurft des Lebens, und da sind natürlich auch alle Personalien „unsere Herrschaften“ hier — „unsere Herrschaften“ dort — mit allen ihren Ansprüchen, Forderungen, Gewohnheiten, „woher des Wegs und wie die Art?“ durchgesprochen worden. Und als die Sandernsche Küchenfee schließlich erzählt hat, nächstens käme auch der zweite Sohn her, „unser junger Herr Moritz,“ hat unsere Sanne, die doch früher in Therenhof Küchenmädchen war, gefragt, ob das nicht am Ende der junge Herr von Sandern sei, welcher in Dorpat stndirt habe, und mit junge Therensche Herrn häufig bei Therenhofsche gnädige Herrschaft zu Besuch gekommen sei? „Au is wohl selbe, lustige Herr Moritz,“ damit hat Sanne ihr Referat geschlossen.“

„Das wäre aber wirklich famos, wenn Moritz herkäme, um seine Ferien hier zu verbringen. Ich würde mich baß freuen, ihn wiederzusehen. Seit ein paar Jahren haben wir uns fast ganz aus den Augen verloren. Sein Studium in Dorpat beendigte er viel später als ich, machte dann die für Söhne aus wohlhabendem Hause quasi traditionelle Europareise, und hat jetzt eine Anstellung in Petersburg — ich glaube im Senat. Soviel weiß ich von Axel, der noch hin und wieder einen Brief mit ihm tauscht. Er war wohl ein sehr netter, intelligenter Junge, und wenn man von ihm auf seine nächsten AVerwandten schließen darf, so müßte sich aus unserer Willennachbarschaft ein angenehmer Verkehr ergeben können.“

„Jedenfalls machen unsere Nachbarinnen alle einen sehr sympathischen Eindruck,“ meint Frau von Rehbürg.

„Thilde und ich haben sie in den letzten Tagen mit Vergnügen und Interesse beobachtet. Garnicht das Genre russischer Damen, wie man sie hier am Strande für gewöhnlich in reichlichem Maaße zu sehen bekommt. Diese sind so ausgesprochen *comme il faut*. Bei aller natürlichen Heiterkeit haben sie etwas so Wohlerzogenes, Feines. Ich hätte nichts dagegen, Beziehungen anzuknüpfen, und es wäre eine hübsche Ressource für Thilde, die schließlich doch allzusehr auf mich lahme, kranke Frau angewiesen ist.“

„Aber Tantchen, sowas darfst Du garnicht sagen,“ entrüstet sich Thilde, und sich niederbeugend flüstert sie leise:

„Das tägliche Beisammensein mit Dir, geliebte Tante, giebt mir so unendlich viel, das weißt Du — mehr, viel mehr, als es der Umgang mit fremden Menschen vermöchte.“

Frau Ina zieht Thilde's Kopf herab, drückt einen zärtlichen Kuß auf die klare Stirn des jungen Mädchens.

„Und was Du mir bist, mein Herzenskind, das kann ich nicht in Worte fassen. Gott möge es Dir in reichstem Maaße lohnen, was Du Deiner alten Tante thust. Doch ich bleibe dabei — Jugend gehört zu Jugend. Ihr zwei werdet mir auch schon viel zu ernst, und es taugt nicht, vor der Zeit menschenscheu zu werden. Anregende, neue Beziehungen zu knüpfen, gehört zu dem Fördernsten für unsere innere Entwicklung — es zieht uns von uns selber ab! — Also wollen wir einem Verkehr mit unseren Nachbarn nicht aus dem Wege gehen, wenn er sich in ungezwungener Weise anbahnen sollte, was ja garnicht ausgeschlossen ist, sobald Moriz von Sandern eintrifft.“

Noch viel früher jedoch, als die Betheiligten gedacht, sollte sich, durch ein unerwartet eintretendes Ereigniß, die gewünschte Annäherung ergeben.

Eines Tages gab es besonders viel Hin und Her

im nachbarlichem Garten. Augenscheinlich sollte ein Fest gefeiert werden, und die Vorbereitungen dazu wurden voll regen Eifers betrieben. Mehrere der jungen Mädchen saßen stundenlang, Kränze windend, in der Laube auf dem Hügelchen, und schienen dabei unter Lachen und Richern eifrig Rollen einzustudiren. Mit zahlreichen Päckchen beladen, kamen andere von der Dubbelnschen Seite angefahren.

Am nächsten Morgen ganz früh wurde die ganze Nachbarschaft durch ein Ständchen von frischen Mädchenstimmen geweckt, und von allen Seiten sammelten sich Zuhörer und Zuschauer.

Hübsche Guirlanden prangten an der Hausthür, rankten sich um die Säulen der Verandah's und hingen in grünen Festons von den Fenstern und Balcons. Dann traf man offensichtlich Vorbereitungen zu einer Illumination. Der größere von den beiden Knaben und ein etwas älteres, kleines Fräulein waren mit dieser Aufgabe betraut und hatten sich voller Geschäftigkeit daran gemacht, Drähte von Baum zu Baum zu ziehen. Als dann die Dämmerung angebrochen — der Jahreszeit entsprechend recht spät! — waren die jugendlichen Arrangeure noch einmal eifertig hin- und hergelaufen, — zischend waren einige Leuchtkugeln emporgeflogen, Feuerflammen hatten sich prasselnd gedreht, bengalische Flammen Haus und Garten bald in rothes, bald in grünes Licht getaucht, und, wie ein buntes Band das ganze Grundstück umziehend, die farbigen Lampions ihm einen festlichen Anstrich verliehen! Die ganze Veranstaltung hatte viele Neugierige an die umliegenden Zäune gelockt.

Auch Frau von Rehburg hatte noch einen Blick auf die Herrlichkeit werfen können, und sich dann zur gewohnten Stunde zur Ruhe begeben — auf der dunklen Verandah aber hatten Thilde und Erich noch im Gespräch verweilt. Er hatte angefangen, ihr von einem schwierigen

Krankheitsfall aus seiner Praxis zu erzählen, und von den möglicherweise sich ergebenden ernstesten und traurigsten Consequenzen einer vorzunehmenden Operation, die wahrscheinlich eine, aus einer schwächlichen Frau mit sechs unmündigen Kindern bestehende Arbeiterfamilie des Ernährers berauben würde. Und eifrig hatten sie berathen, in welcher Weise, wenigstens für's Erste, am besten der drohenden Noth zu steuern wäre.

Unterdeffen waren im Nachbargarten die Campions fast ganz heruntergebrannt, doch die hellerleuchteten Fenster, und aus dem Hause schallende, lustige Tanzweisen hatten verrathen, daß der festliche Tag noch nicht seinen Abschluß gefunden.

Da — ein plötzlicher Ausschrei! — Die Musik war jäh verstummt. Die Plaudernden hatten sich erschreckt angesehen, und Erich sich instinctiv erhoben, um der Ursache dieses Schmerzenslautes nachzuforschen. Noch war er nicht bis zur Eingangspforte gelangt, da hatte es schon an derselben geschellt, und flehend hatte eine junge Stimme dem Herantretenden zugerufen:

„Bitte, bitte, Herr Doctor, kommen Sie schnell zu uns herüber! Meine jüngste Schwester ist, beim Tanzen ausgleitend, so unglücklich gefallen, daß wir fürchten, sie könne sich den Arm gebrochen haben.“

„Ich stehe sofort zu Ihrer Verfügung, gnädiges Fräulein. Erlauben Sie mir nur Einiges zu holen, daß ich möglicherweise gleich benöthigen könnte.“

Thilde, die auf die Treppe hinausgetreten war, hatte Bitte und Antwort gehört, und als Erich, nach einigen rasch gestellten Fragen, in's Haus geeilt war, hatte er sie, mit einem entzündeten Lichte, bei seinem Arzneischrank gefunden. Demselben mit raschen Griffen allerlei entnehmend, war er mit einem flüchtigen „Gute Nacht, Thilde!“ davongeeilt.

„Hast Du den Hausschlüssel?“ hatte sie ihm nachgerufen.

„Gewiß!“ Und das Pfortchen war hinter ihm zugefallen.

Auf der Veranda stehend, hatte sie ihm nachgeschaut, mit verdunkeltem Blick, einen eigenthümlich schmerzlichen Zug um den Mund.

Es war so süß traulich gewesen, so zusammen Zwiesprache zu halten, wenn auch nichts Persönliches sich in die Unterredung gemischt hatte! — „Nur wie ein Gespräch zwischen zwei guten Kameraden, die einem Ziele zustreben!“ hatte sie dankbar gedacht! — — —

\* \* \*

Als Erich mit einer Verbeugung die, im Salon der Sandernschen Villa, Versammelten begrüßt, tritt ihm eine hochgewachsene, ältere Dame entgegen und reicht ihm mit einem: „Gott sei Dank, Herr Doctor, daß Sie so rasch zur Stelle sind!“ freundlich die Hand.

„Mein armes Kind leidet arge Schmerzen. Bitte, folgen Sie mir hier hinein.“

Ein Nebenzimmer betretend, erblickt Erich, auf einer Couchette liegend, eine weißgekleidete, zarte Mädchen-gestalt, deren blonder Kopf sich im Uebermaas des Schmerzes langsam hin und her bewegt. Neben ihr kniet eine junge Dame, und drückt mit zitternden Händen einen großen, nassen Schwamm auf die entblößte Schulter der Liegenden.

„Hier ist der Arzt, Diachen. Nun wirst Du gleich Erleichterung haben, mein Herzchen,“ sagt aufmunternd Frau von Sandern.

Der nach vorn gesunkene Kopf hebt sich. Aus einem blassen, feinen Gesichtchen sehen große Augen, die voll Thränen stehen, ängstlich fragend dem sich Nähernden entgegen, und Erich ist, als läse er darin: „Wirst Du mir wirklich nicht noch mehr wehe thun?“

Behutsam entfernt er die Kompresse und tastet mit leichten, vorsichtigen Griffen von der Hand aufwärts

bis zum Ellenbogen. Die Patientin läßt es ruhig geschehen. Als er in die Nähe der Schulter gelangend — einer runden, schneeigweißen Schulter von wundervoller Form — den Oberarm etwas stärker faßt, geht ein Zucken durch den schlanken, jungen Körper, und ein leises Stöhnen durchzittert den Raum.

„Aha! da haben wir die böse Stelle. — Nun, der Schade wird bald reparirt sein. — Es ist, Gottlob, nichts gebrochen! — — Darf ich um ein Glas starken Weines bitten, gnädige Frau?“

Nach kurzer Zeit ist das Gewünschte herbeigeschafft.

„So, mein Fräulein, schlucken Sie das gefälligst herunter.“

Er selbst hebt das Glas bis an ihre blassen Lippen, und gehorsam folgt sie seiner Weisung. Ein leichtes Roth färbt das liebreizende Antlitz und sie sieht ihn etwas scheu, aber doch offenvertrauend an, während er die Uhr zieht und den Puls prüft.

„Nun, mein gnädiges Fräulein, jetzt tapfer die Zähne zusammengebissen, oder tüchtig geschrien, wie es Ihnen besser paßt! — Wir sind gleich über den Berg — es ist ja nur eine leichte Berrentung!“ —

Ein festes Zugreifen, ein paar rasche Bewegungen und nachdem er den Verband leicht und gewandt angelegt, läßt er den Arm vorsichtig niedergleiten.

„Mein Compliment! — Das war brav ausgehalten! Nun wollen wir uns noch ein Gläschen von diesem schönen Madeira genehmigen, zur Feier des Tages —“ ein leises Lächeln spielt um Lia Sandern's feingeschnittenen Mund — „und dann wird wohl das Bett die beste Ruhestatt sein. Ich hoffe, Sie werden bald einschlafen, mein Fräulein, und von Morpheus lasse ich mir immer gern Konkurrenz machen — der bringt mit seinem Mohn oft mehr fertig, als wir mit unserem Opium! Morgen komme ich gegen sieben Uhr, sollte aber meine Gegenwart schon früher erwünscht sein, so

bitte ich mich nur zu benachrichtigen. Selbstverständlich stehe ich jeden Augenblick zur Verfügung."

Als seine schlanke Gestalt sich zur Thüre wendet, folgen ihm viele Blicke — auch die dunklen, fast schwarzen der jungen Patientin, aber nur ihre Mutter giebt dem Ausdruck, was alle Anwesenden empfinden.

"Welch sympathische Persönlichkeit, dieser Doctor von Rehburg. Seine Art und Weise ist ausnehmend vertrauenerweckend. So ruhig, fest und bestimmt und dabei äußerst gentlemanlike."

"Und fraglos ist er Moriz's Universitätskamerad," bemerkt Elise Sandern, das junge Mädchen, welches Erich herbeigeht.

"So in der Nähe gesehen, habe ich ihn gleich erkannt! Auf den verschiedenen Gruppenbildern aus der Zeit, wo Moriz studirte, ist er ja mehrfach abgebildet — natürlich jünger aussehend, aber doch unverkennbar derselbe Erich Rehburg, über den sich Moriz immer mit großer Wärme aussprach, wenn er uns soviel von Dorpat und der Livonia erzählte."

"Dann ist es ja sehr hübsch, daß wir gerade auf ihn als Arzt gefallen sind," bemerkt Frau von Sandern, "aber jetzt wollen wir Lia zu Bett bringen, das arme liebe Herzchen! Dem Himmel sei Dank, daß die Sache nicht so schlimm war, wie es den Anschein hatte. Hoffentlich verläuft sie auch ganz ohne weitere Folgen!"

\* \* \*

### Thilde Rehburg's Tagebuch.

\*\* Juni.

Ob es häufig nicht sehr schwer ist, die Frau eines vielbeschäftigten Arztes zu sein? — —

Immer mit den eigenen Wünschen zurückstehen zu müssen, sobald es sich um das Wohl und Wehe Anderer, Fremder handelt! Stets bereit sein — weil die Rechte

der Mitwelt solches verlangen — den eigenen Rechten an eine Persönlichkeit zu entsagen, sie ohne Murren hinzugeben an die Allgemeinheit, eine Persönlichkeit, die man sich zum Lebensgefährten gewählt hat, um mit ihm alles zu theilen! — —

Es ist ja wohl sehr egoistisch so zu fragen, aber ist es — im Grunde — nicht natürlich und selbstverständlich? Wie kann es mit der Einheit einer Ehe bestellt sein, so wie ich sie mir denke, in der es der Frau doch nie und nimmer genügen kann, nur eine Hausfrau zu sein, die es dem Manne, wenn er müde und abgespantet heimkehrt, wohlthig, bequem und gemüthlich macht, sondern die ihm Weggenossin in tieferem Sinne sein wollte, und die eben deshalb einem Berufe, sei es auch der edelste, nützlichste, nicht alles so leichten Herzens opfern kann, vor allem nicht die geistige Kameradschaft, mit ihrer Harmonie der Anschauungen, die man nur erreicht durch stetes Fortschreiten in gleicher Richtung, nach gleichen Zielen, — und die beglückende Vertiefung der gegenseitigen Beziehungen durch die Pflege gemeinsamer Interessen. Arbeit, Thätigkeit nimmt einen Mann ganz in Anspruch, und so soll es auch sein, denn gerade in der vollen Hingabe an eine Pflicht liegt des Manneslebens Größe, aber wie verträgt sich die Forderung eines Ausbaues seiner innere Welt, der Entwicklung seines seelischen Ichs, mit dem absorbirenden Muß seiner Tagesaufgaben, dem eisernen Druck des Berufs! Wenn Tag und Nacht jeden Winks gewärtig, in gewisserhafter Erfüllung einer Pflicht gegen seine Mitmenschen — einer beschworenen Pflicht! — ein Arzt kaum mehr Muße und Spannkraft findet für etwas anderes als seinen Beruf — droht ihm da, neben körperlichen Gefahren aller Art, nicht eine andere, größere — die in Einseitigkeit zu verfallen, den Zusammenhang zu verlieren mit dem, was außerhalb seiner Alltagsgedankenatmosphäre liegt! — —

Verkümmern da nicht geistige Bestrebungen, so manche Triebe, die in der Jugend reiche Blüthe trugen, volle Frucht verhießen, und nun langsam verdorren, weil ihnen keine Nahrung wird? —

Stillstand ist Rückschritt, auch in der Welt des Geistes. Und wie erträgt es eine tiefempfindende Frau — sie, die allein kein Paradies betreten, genießen will! — wenn sie machtlos zusehen muß, wie ihr Liebstes feelig zu Grunde geht!

Stirbt da nicht zugleich auch etwas in ihr selbst? Ist das nicht überhaupt die heilig ernste, aber schwerste Aufgabe in einer Ehe, die Verantwortung für eines Anderen Seele?! — — —

Wie wunderschön sagt Felix Dahn:

„Ich will Dich nicht auf Händen tragen —

Das kann ein jeder Philister sagen! —

Nein, hoch auf meiner Seele Schwingen,

In immer höh'ren Geistesringen,

Sollst stolz Du über Welt und Leben,

Mit mir bis an die Sterne schweben.“

Ja, das müßte das eigentliche Wesen jeder wahren Ehe sein, dies Hand in Hand, Herz an Herz, Geist mit Geist — sich gegenseitig fördernd, antreibend, entwickelnd — hochgesteckten Zielen zuzustreben.

So möchte auch ich, eins in Allem, was das Dasein vertieft, bereichert, veredelt — mit dem Geliebten Vollkommenheit suchen! — — —

Doch das sind müßige Gedanken. Der, dem meine Liebe gehört, denkt nicht an mich — und ich werde niemals eines Arztes Frau!

\* \* \*

„Hollah, Gric!“

„Moriz! Seh' ich recht?“

In dem Abschiedspiff der Locomotive eines, vom Lufumer Bahnhof in Riga, abgehenden Zuges tönen

Anruf und Frage, und die sich ihm hülfreich bietende Hand ergreifend, schwingt sich ein junger Herr, der mit seinen langen Beinen schon eine Weile neben dem rollenden Waggon hingeschritten, auf die Plattform desselben.

„Das ist aber wirklich ein famoscs Zusammen treffen, Rehburg. Ich wollte eigentlich schon mit dem vorigen Zuge an den Strand, wurde jedoch bei Schwarz aufgehalten, wo ich eben so unerwartet wie Dich, Riesen, Axel und Dohmen traf. Ersterer ließ gleich Champagner auffahren, und man kam nicht los vom Erzählen jekiger Erlebnisse und Feiern von Reminiscenzen an die Studentenzeit! Himmel! war es damals doch schön, unser ungebundenes Burschenleben! und man möchte manchmal wieder singen können: „So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage!“

In Bilderlingshof hätte ich Dich natürlich gleich aufgesucht! Daß wir da, netterweise, Nachbarn sind, hörte ich schon brieflich von meinen Schwestern, die in allen Tonarten das Lob der reizenden Menschen singen, welche Zaun an Zaun mit ihnen leben. Deine Cousine Thilde sehen und ihr Herz an sie verlieren, war für meine schönheitsdurstige Schwester Anna eins. Ich freue mich auch sehr, Fräulein von Rehburg wiederzusehen! — Aber die Bekanntschaft mit den Meinigen hat sich noch nicht gemacht?“

„Doch, Sandern. Vor ein paar Tagen. Deine Frau Mutter war so liebenswürdig Mama aufzusuchen, nachdem ich eines Abends als Arzt in Curer Villa fungiren mußte. Deine jüngste Schwester hatte einen Unfall.“

„Aber davon weiß ich ja nichts. Freilich war ich eben ein paar Tage in Finnland und kam per Schiff über Helsingfors—Reval nach Riga. Da haben mich die letzten Briefe aus Bilderlingshof wohl nicht mehr in Petersburg getroffen. Was ist Sia denn passiert? Doch nichts Ernstes?“

„Nein, Gottlob nicht, obgleich ich Anfangs recht besorgt war, weil Dein Fräulein Schwester den Einbruck so großer Zartheit macht. Sie war beim Tanzen ausgeglichen und hatte sich eine leichte Verrenkung der rechten Schulter zugezogen. Sie trägt den Arm noch in der Binde, doch dauert es, hoffe ich, nicht mehr lange, bis ich sie aus meiner Behandlung entlassen kann. Sie ist schon sehr ungeduldig — will absolut anfangen Seebäder zu nehmen!“

„Kann ich mir vorstellen, Ist ein eigenwilliges, vom Leben verwöhntes Persönchen, mein blondes Schwesterchen.“

„Aber auch ein außergewöhnlich liebliches. Und entzückend in ihrer geistigen Originalität. Ganz anders als unsere livländischen jungen Mädchen.“

Erich's Stimme hat sehr warmen Klang. Sandern wirft einen forschenden Blick auf den Stundengenossen, der eben in die Tasche greift, um sich eine Paphros anzuzünden, dann fragt er:

„Sollen wir in den Waggon?“

„Ich denke, wir haben es hier auf der Plattform besser, trotz des Rauches der Locomotive. Drinnen aber ist es fürchterlich. Wieder einmal kein Platz zum Sitzen. Der Zug der ihren Penaten zueilenden Familienväter.“

„Und wohl auch solcher, die es werden wollen! Wann bekommt man denn Deine Verlobungsanzeige, Doctorchen? Nachgerade wäre es doch Zeit dazu.“

Ueber Erich's Gesicht fliegt dunkle Röthe.

„Ich bitte Dich, Sandern, wie kommst Du darauf?“

„Arel und Dohmen deuteten es an.“

Die Falte zwischen Erich's Brauen vertieft sich, schärft den Ausdruck des Unmuths in seinen verdunkelten Zügen.

„Daß die Menschen das leidige Klatschen nicht lassen können.“

„Na, höre, mon eher — in diesem Falle doch allzu

natürlich. Es erscheint eben unbegreiflich, selbst für eine Professorseele, wie die Deine, daß sie ungerührt und ungestraft in der Nähe eines so schönen und mit allen Tugenden geschmückten Mädchens, wie Deine Cousine Thilde es ist, verweilt ohne Feuer zu fangen und den Versuch zu machen sie zu gewinnen. Schon aus purem Neid entstehen solche Muthmaßungen."

Da Erich auf diese Bemerkung nichts erwidert, verharren sie eine Weile schweigend — auf die rasch vorbeizfliegende Landschaft blickend.

Nachdem er die Station Thorensberg hinter sich gelassen, ist jetzt der Zug in voller Fahrt.

Aus den Wiesen steigt der Duft frischgemähten Heu's. Hinter den Tannen des Puhpeschen Waldes steht blutroth die Sonne. Ein wundervoller Sommertag geht wärmeverschleiert zu Ende! — —

"Welch herrliches Wetter," beginnt Erich auf's Neue das Gespräch. „War es in Petersburg auch schon heiß?"

"Unerträglich. Bis über 20 Grad im Zimmer. Kaum möglich dabei geistig zu arbeiten, wenigstens etwas Vernünftiges zu leisten."

"Du bist jetzt wohlbestallter Tschinownik? Findest Du Befriedigung in Deinem Beruf?"

"O, ja! Es ist doch sehr interessant, Frau Justitia nach Möglichkeit den Staat zu stechen. Nach Neujahr bin ich in das vierte Departement des Senates eingetreten. Und eine Annehmlichkeit hat die Stellung dort jedenfalls, lange Ferien — einige Monate, wenigstens pour les gros bonnets. Wir jungen Beamten kommen nicht so gut weg, aber man kann sich immerhin einrichten, mit den Chefs und den Kollegen."

"Das lasse ich mir gefallen. Sich so gründlich von des Dienstes gleichgestellter Uhr freimachen zu können, ist gewiß eine große Annehmlichkeit. Das ist ja fast eine Fortsetzung von feligen Dorpatertagen,

wo man meist schon im Mai die Kollegia schwänzte und sich als Sommergast nach Hause oder zu Verwandten begab."

"Im Flur und auf der Haide, da sucht man seine Freude, Juchhei."

"Jetzt gedenkst Du aber Deine Erholungszeit am Strande zu verbringen?"

"Ja, und freue mich ganz ungemein darauf. Du weißt, ich habe ein ausgesprochenes *faible* für alles Livländische. Und Dir, als alten Kameraden, kann ich es verrathen — ich heirathe nur eine Livländerin. Wir haben ja auch sehr nette junge Damen in den baltischen Kreisen Petersburgs, aber es ist doch ein anderes Genre, schon angehaucht vom Großstadtleben, und für mich haben die urchten Töchter Livlands von jeher etwas besonders Anziehendes gehabt!"

Jetzt ist es an Erich, den Sprecher anzusehen, als wolle er ihm auf den Grund der Seele schauen. War das vorhin so etwas wie ein Terrain sondiren? Schon in Dorpat und Fellin hat Sandern Thilde offensichtlich gehuldigt. Und Sandern's haben eine angesehene Stellung — sind sehr wohlhabend. Da giebt es kein Hinderniß für Moriz, um ein reiches Mädchen, wie Thilde Rehburg es ist, zu werben. — — Etwas wie ein Gefühl jähers Eifersucht wallt in ihm auf, während er, äußerlich ruhig wie immer, entgegnet:

"Ja, wir haben hier zu Lande seltene Mädchen- und Frauencharacter, die nichts anderes sein wollen, als wirkliche Frauen. Wenn ich an die Bekanntschaften denke, die ich in Paris, und überhaupt im Auslande gemacht habe, ist der Unterschied wohl frappant. Diese überhandnehmende Puz- und Genußsucht, das Flirten, der Drang, es dem Manne nachzuthun — davon spürt man hier noch wenig, und auch, Gottlob, so gut wie nichts von der sogenannten Frauenbewegung."

"Du bist gegen die Emancipation, gegen dies Aus-

leben der eigenen Persönlichkeit, wie es jetzt in allen Tonarten gepredigt wird?“

„Nicht gegen das Ausleben als solches, Moritz, aber gegen die falsche Auffassung desselben. Mir dünkt, man übersieht bei diesem Lockruf zu Freiheit und Selbstbestimmung eine Gefahr für die Frau, vielleicht die größte aller Gefahren — gerade die, nichts zuzugewinnen — und einzig und allein auf die Erhöhung ihres Werthes als Persönlichkeit kommt es doch schließlich an — sondern sich zu verlieren, in dem sie verflacht, das heißt, in dem ihr das abhanden kommt, was ihre tiefste Kraft, ihre höchste Entfaltung bedingte — der Vorzug ihres Geschlechtes war — ihr Empfindungsreichthum, der ihr ermöglichte, sich selbstvergeßend ganz einem Anderen hinzugeben.

Der Inhalt, die Quintessenz ihres inneren Lebens ist doch die Liebe und soll es sein und bleiben, eine schöne, große, starke Liebesfähigkeit. Darauf beruht der vollste Werth der Frauennatur — mag man noch soviel deuteln und streiten über Gleichheit und Gleichberechtigung der Geschlechter. Als Mensch hat der Mann und hat das Weib die gleichen Rechte — als Typus seiner Art nur die, welche ihm erb- und eigenthümlich vom Schöpfer, von der Natur verliehen sind, und ihr Wesensunterschied muß bestehen bleiben, wenn wir nicht zu Zwittergeschöpfen gelangen sollen, die weder das Eine noch das Andere mehr ganz zu sein vermögen. Vom ärztlichen Standpunkte aus habe ich Bedenken, die ich als schwerwiegend erachte, und die bei der Erziehung zur Emancipation vielfach nicht genügend ernst genommen werden. Es handelt sich ja nicht nur um eine oder paar Generationen, sondern um die Zukunft der Menschheit, um die Richtung, die man einschlägt, wenn man vom alten Wege abirrt. Wenn man es ohne die nöthige Beschränkung und Vorsicht so weiter, und zu weit treibt, wird man die Weibeszatur um

das betrügen, was ihr Eigenstes ist — ihre Gemüths-  
tiefe und Gefühlswärme — Gott schütz, daß man mal  
sagen muß — war! — Physisch und psychisch wird  
ihre Wesenseigenart verkümmern, und wehe dem Mensch-  
thum, wenn es keine echten Frauen mehr geben wird,  
wie keine wahren Männer mehr.“

Das lebhaft hin- und hergehende Gespräch  
über Rassenunterschiede, Charaktereigenthümlichkeiten, Er-  
ziehungsprincipien — unterbricht der die Billete ab-  
fordernde Schaffner.

Der Zug verlangsamte seine Fahrgeschwindigkeit.

„Bilderlingshof. 3 Minuten,“ rufen die Conducteure.

„So, da sind ja auch meine Schwestern, und Deine  
Cousine Thilde hat sie begleitet. — Mein Gott, wie  
ist sie noch wunderschön.“

In duftige, helle Sommerstoffe gekleidet, stehen  
auf dem Perron der Station vier elegante, schlanke  
Mädchengestalten, und manch bewundernder Blick aus  
den Fenstern der Waggon's folgt ihnen, als sie lächelnd  
und grüßend näher treten — betrachtet mit Neid und  
Interesse die Herren, von denen der eine drei von den  
jungen Damen ohne Weiteres abküpft, während er der  
Vierten mit ritterlicher Verbeugung die Hand schüttelt.

Zu Paaren gruppirt, verfolgt man plaudernd den  
Weg zum Dünenprospect. Voraus Elise von Sandern  
mit ihrem Bruder, zu dem sie mit frohen Augen auf-  
sieht. Dann Lia und Erich. Anna und Thilde be-  
schließen den Zug. Obgleich die Letzteren sich erst einige  
Male gesehen haben, so finden sie doch schon großes  
Gefallen aneinander, und auf dem weiten Spaziergang, den  
sie, tags vorher, am Meeresufer, fast bis nach Majoren-  
hof unternommen, hat Thilde viel Genuß und Ver-  
gnügen an der Unterhaltung mit dem klugen, sympathi-  
schen Mädchen gefunden. Auch jetzt hat ihre Begleiterin  
den Arm freundschaftlich in den ihren geschoben und  
redet in ihrer lebhaften Art auf sie ein, ihr allerlei von

den Kunstgenüssen der Residenz vorschwärmend. Aber jetzt versucht Thilde umsonst mit voller Aufmerksamkeit zuzuhören. Wohl wirft sie hin und wieder eine fragende oder bejahende Phrase ein, ihr Interesse jedoch ist anderswo gefesselt, ihre Gedanken folgen ihren Augen. Sie sieht nur Erich und an seiner Seite Lia, die mit anmuthigen Bewegungen und leichtem, wiegendem Gang neben ihm hinschreitet. Eine Elfen Gestalt. Alles an ihr ist mädchenhafte Lieblichkeit, blüthenfrischer, holdester Jugendreiz. Luftiger, rosa Stoff umschließt die überzarten Glieder, läßt sie voller und gerundeter erscheinen. Sie trägt keinen Hut, nur einen rosafarbenen Sonnenschirm, und das goldig blonde Haar, sich natürlich um Stirn und Nacken kräuselnd, bildet wie einen Glorienschein um das feine Köpfchen. Und die Augen, die graublauen, fast schwarzen Sterne — Thilde sieht sie nicht, aber sie weiß, wie sie lachen und strahlen können, und mit welchem interessirtem Ausdruck sie an Erich's erzählenden Lippen hängen, wenn er mit ihr spricht.

Auch Erich scheint gefesselt und angeregt, unterhält sich mit einer bei ihm ungewohnten Lebhaftigkeit. Thilde's Augen werden größer, starrer, haften verzehrend auf seinem scharfgeschnittenen Profil. In diesem Augenblick wendet Lia Sandern den Kopf halb über die Schulter zurück, mit einem: „Anna, ich nehme Dich zum Zeugen. Eben hat mir Doctor Rehburg versprochen, im nächsten Winter nach Petersburg zu kommen, damit ich ihm die Schönheiten eines Botticelli offenbare. Er spricht eben solche keizerische Ansichten über die Werke alter Meister aus, daß Raphael und noch paar andere große Italiener sich im Grabe umkehren würden, wenn sie ihn hören könnten.“

„Ihr Fräulein Schwester verleumdet mich,“ vertheidigt sich Erich lächelnd, und indem er sich Anna Sandern zuwendet, sieht er gerade in Thilde's Augen. Etwas wie fragendes Staunen tritt in die Seinen.

„Habe ich mich verrathen? — mein Gott!“ durchschauert es sie.

„Frieren Sie, Fräulein von Rehburg?“ Anna Sandern fragt es.

„Ja! — es ist plötzlich kühl geworden. — Die Sonne ist untergegangen!“

\* \* \*

Immer lebhafter gestaltet sich der Verkehr zwischen den benachbarten Villen und man findet immer größeres Gefallen aneinander.

Frau von Sandern, eine geborene von Eken, aus Estland, ist voll freundlichster Zuborkommenheit. Sehr gesprächig, unterhält sie Ina von Rehburg auf das Angenehmste. Auch die vier Töchter sind ausnehmend liebenswürdig und geistig sehr angeregt. Trotz ausgesprochenener Familienähnlichkeit hat doch eine Jede von ihnen ihre stark ausgeprägte Individualität, aber allen gemeinsam ist das lebhafteste Interesse für Kunst, Wissenschaft, Wohlthätigkeitsbestrebungen, Arbeit auf dem Gebiet der socialen Frage, wie Armen- und Krankenpflege, und dergleichen.

Moriz von Sandern repräsentirt ebenfalls in sympathischer Weise den Typus des Peteraburger Balten, der neben einem weiteren Horizont für das Allgemeine, sich doch die specifische Eigenart voll bewahrt hat, die im Contact mit conträren Elementen nur noch in sich gefestigter und bestimmter geworden ist, als bei manchem Vollblut Liv-, Kur- und Estländer.

Alle Sandern's sind viel gereist und sehr belesen, da ergeben sich unzählige und stets neue Anknüpfungspunkte. Bald verbringt man fast den ganzen Tag zusammen. In den Badestunden treffen sich die Damen am Meer. Der Beginn der Ferien, der auch den Familien mit schulpflichtigen Kindern gestattet den dumpfen Stadtwohnungen zu ent-

fliehen, und eine günstige Witterung vereinigen sich, um dem Strande sein belebtestes Aussehen zu geben.

Klein und Groß plätschert im seichten Wasser herum, nur die Kühnsten wagen sich bis hinter die zweite und dritte Sandbank hinaus — darunter Thilde, die eine brillante Schwimmerin ist.

Gerne liegt man auch stundenlang im warmen Sande, beobachtet mögliche und unmögliche Badekostüme, urkomische Angstsituationen, elegante Toiletten — amüsiert sich stets auf's Neue über das wechselnde, buntbewegte Bild, welches sich am Meeresufer entfaltet. Blendender Sand, blaue glitzernde Wellen, kräftiger Meeresodem, würziger Harzduft gehören dazu, und darüber — schimmernde Strahlen goldener Sonnenpracht, als ob es keine Nacht und keine Wolken gäbe, keine Stürme und keine Gewitter! — — Köstliche unvergeßliche Junimorgen! —

Am Nachmittag sitzt man plaudernd und arbeitend — auch wohl zu gemeinsamer Lectüre vereint — in der einen oder der anderen Villa, vergnügt sich mit Croquet-spiel, wenn man es nicht vorzieht, den Kaffee im Horn-schen Garten in Majorenhof, oder gar im Dubbelnschen Kurhause einzunehmen, wo Musikkapellen ihre Weisen erschallen lassen.

Sehr beliebt ist auch das Bootfahren auf der Aa. Der Fluß fließt breit und ruhig zwischen den waldigen Ufern dahin, und es bedarf keiner großen Anstrengung, um die leichten Fahrzeuge auch stromaufwärts zu bewegen. Ist es Zeit, die Rückfahrt anzutreten, dann überläßt man die Böte der Strömung, lauscht dem leisen Plätschern des vom Kiel durchfurchten Wassers, oder stimmt mehrstimmigen Gesang an. All die alten Lieder und lieben, bekannten Melodien erklingen und lauer Sommerwind trägt sie, auf seinen Schwingen, empor zum goldig klaren Himmel.

Den größten Genuß aber gewähren der jungen Welt die weit ausgedehnten Spaziergänge am Meeres-

ufer, und Ausflüge, die sie, oft in Gesellschaft noch anderer Bekannten unter den Strandgästen, unternimmt. Daß abwechselnd Frau von Sandern und ihre älteste Tochter, Baronin Hellen, sich freundlich anbieten der Kranken Gesellschaft zu leisten, erlaubt es auch Thilde sich anzuschließen, ebenso Erich, wenn er rechtzeitig aus Riga hat zurückkehren können.

Bald zu Fuß, bald im Wagen, zuweilen die Bahn zu kurzer Fahrt benutzend, besuchen sie die Nachbarorte und nach allen Richtungen hin erstrecken sich ihre Promenaden und „Entdeckungstreisen“, wie sie im Scherz genannt werden. Ist aber mal der Himmel allen diesen Unternehmungen nicht günstig, weil Gott Pluvius seine Schleusen zu weit geöffnet, oder sich mit Boreas, oder sonst einem Winde aus der Wetterecke verbunden hat, um Sturm und Regen über Meer und Land zu peitschen, dann sitzt man wohlgeborgen in einer der heizbaren Willen — Gesellschaftsspiele werden vorgenommen, Schach- und Kartenspiel vertreiben die Zeit, Musik gewährt Zerstreuung und Genuß. Richtige kleine Concerte werden arrangirt. Fast alle Sanderns sind mehr oder weniger musikalisch. Moriz spielt Cello, seine älteren Schwestern Klavier. Lia hat einen klaren, hellen Sopran, der in Duetten gut zur Geltung kommt. Besonders aber Thilde's Gesang wird immer stürmisch erbeten. Sie hat eine trefflich geschulte Stimme von dunklem Altklang, und einen Vortrag, der, bei aller Einfachheit doch tief zu Herzen geht. So herrscht auch bei ungünstiger Witterung Gemüthlichkeit, Behagen, Heiterkeit und Frohsinn, in dem kleinen Kreise, der sich später noch um einige angenehme Persönlichkeiten bereichert — Herr von Sandern, Senator und Geheimrath, sein ältester Sohn Alex, und Baron Hellen, beide Offiziere im Semenowschen Leibgarderegiment, die sich für die Urlaubszeit bei den Ihrigen einfinden.

\* \* \*

Es muß ein Wunderbares sein,  
Um's Lieben zweier Seelen,  
Sich schließen ganz einander ein,  
Sich nie ein Wort verhehlen.“

Thilde's Stimme schwillt zu immer volleren Tönen an.

„Und Freud' und Leid, und Glück und Noth  
So mit einander tragen — so mit einander tragen,  
Vom ersten Kuß bis in den Tod  
Sich nur von Liebe sagen —“

Ergreifend, in träumerischem Gefühl, wiederholt sie in zartestem Piano:

„Sich nur von Liebe sagen!“

Die Begleitung verflingt — — — — einen Augenblick ist alles still.

„Bravo, bravo!“

Die lebhaftesten, rasch begeisterten Petersbürger geben ihrer Bewunderung lauten Ausdruck.

„Bravissimo!“ „Da capo!“ „Da capo!“

„Heute lieber nicht,“ lächelt Thilde, „zweimal hintereinander singe ich ungern dasselbe Lied.“

„Dann etwas Anderes. Bitte, bitte.“

Thilde blättert in ihren Noten, beginnt wieder.

„Läßt Liebesgluth Dich still nicht werden,  
In kühler Erden, da ruhst Du gut.“

Von dem herrlichem Alt getragen, füllen die klangvollen Strophen den Raum.

„Dort ohne Lieben und ohne Pein,  
Wirst ruhig sein, wirst ruhig sein!“

Dann kommt es leiser und leiser, wie in schmerzlicher Resignation, über ihre Lippen:

„Was Du allhier nicht hast gefunden,  
Wenn es entschunden, dann wird es Dir!  
Dann, ohne Wunden und ohne Pein —  
Wirst ruhig sein, wirst ruhig sein!“

Als Thilde das Klavier schließen will, tönt es von allen Seiten:

„Nein, bitte, noch nicht aufhören, Fräulein von Rehburg.“

„Jetzt hat man sich gerade erst eingeschmeckt, und Sie sind heute so bei Stimme.“

„Sie haben in Ihrer Sammlung ungedruckter baltischer Compositionen ja noch viele Lieder, die wir nicht kennen.“

Thilde nickt gewährend, schlägt ein, in schwarzes Leder gebundenes Notenheft auf, und beginnt ein kurzes Vorspiel, dessen klagende Akkorde sogleich das Ohr der Zuhörer fesseln.

Und dann setzt die Stimme ein, dunkel und tief, auf schwermüthiger Melodie.

„Du stehst vor mir, der einst mein Herz

In Leid und Lust erbehte.

Wie liegt das alles hinter mir,

Als ob ich's nie erlebte!

Und doch ist dies der süße Mund

Des Lächeln mich entzückte.

Es ist der holde Blick, der mich

Zum Paradies entrückte.

Kann, was das Herz so tief empfand,

Gleich einem Traum verschweben?

Bersfliegt das heiligste Gefühl?

O eitles, eitles Leben!“ — —

Tiefste Empfindung vibriert in Thilde's Stimme, und es sind wirklich Thränen darin, als sie den Schlußvers beginnt.

„O sag'? hab' ich Dich je geliebt?

Kaum kann ich mich besinnen — —

Ich fühle, wie vom Auge mir

Die heißen Thränen rinnen!“

Eine kurze Weile bleibt alles stumm. Dann sagt Frau von Sandern.

„Die Melodie ist ergreifend schön. Von wem ist dieses Lied?“

„Die Worte sind von Friedrich Ruperti, und mein jung verstorbener Vetter Gebhard Rehburg hat sie in Musik gesetzt — kurz vor seinem Tode!“

„Und Ihrer Schwester Martha zugeeignet, wie ich sehe!“ sagt Elise Sandern, sich über das Notenheft beugend.

Erich lehnt im Rahmen der Balconthüre und seine Blicke haften mit eigenthümlich gespanntem Ausdruck auf seiner Cousine, die noch am Klavier steht.

„Verfliegt das heiligste Gefühl?!“ murmelt er vor sich hin. — — „O eitles, eitles Leben!“

Ob Thilde die Blicke gefühlt hat? Es geht wie ein Erschauern durch die hohe Gestalt und sie wendet sich zu Frau von Sandern.

„Nun wird es wohl genug sein von diesem Genre. Jetzt wird Fräulein Lia etwas singen, und ich werde mir erlauben, um eins meiner Lieblingslieder zu bitten — „die Mondnacht“ von Schumann, das liegt ihrer Stimme so gut.“

Elise von Sandern übernimmt die Begleitung und Lia's hoher, heller Sopran schwebt klar und rein durch den Raum.

„Es war als hätte der Himmel  
Die Erde still geküßt,  
Daß sie im Mondenschimmer,  
Von ihm nur träumen müßt.“

Mit gefalteten Händen hört Ina Rehburg zu. Ihre Seele hat wieder die Flügel gebreitet, fliegt über die stillen Lande, über das Meer und sucht ihn — den verlorenen Sohn. Wie alles sie aufreißt, die Herzenswunde! Eine schöne Stimme hatte er besessen, und das letzte Lied, das sie ihn singen gehört, es war dies Schumann'sche. Mein Gott, wie lang ist das her! Bald zehn Jahre, und es schläft nie ein, das

nagende Leid, das tausendmal schlimmer ist, als körperliche Qual.

„Mein Herzenssohn! mein Liebling!“

Sie sieht sich als junge, glückliche Frau, der das Leben lachte — in thatenfroher Gemeinschaft mit einem geliebten Manne, umgeben von vier, in Kraft, Gesundheit und Schönheit erblühenden Kindern.

Und dann waren sie gekommen, in rascher Folge, mit zermalmender Wucht, die Schicksalsschläge, ihres Daseins Freuden vernichtend, ihr nur eines lassend, ihren Erich.

Sie, die alles so tief empfand, so aus voller, ganzer Seele liebte, was ihr Eigen war — sie hatte Eines nach dem Anderen fortgeben müssen! Erst den Mann, ihr Halt und bester Freund! — Dann zwei Töchter, süße, kleine Mädchen, dahingerafft — im Zeitraum einer Woche! — durch eine tödtliche Infectionskrankheit, endlich den ältesten Sohn. — — Und das war und blieb der herbste Kummer, der bitterste Schmerz! Schlecht war er geworden, der ihr Abgott gewesen, seitdem sie ihn auf seligen Mutterarmen gewiegt, als ihren Erstgeborenen, außer Landes gegangen, verschollen — vielleicht verkommen! . . .

Er — ihr Ewald, ihr Stolz und ihre Hoffnung! — Schon als kleines Kind ein wildes Bürschchen, war er ein echter Knabe geworden, in all seinem stürmenden, wagehalfigem Lebensmuth und tollkühnem Draufgehen. Alles wuchs in ihm auf in nicht zu bändigender Kraft, und man hatte sich bei der Erziehung leiten zu lassen von verschiedenen Principien, mußte wechseln zwischen zielbewußter Forderung und nachsichtiger Geduld. Und doch ohne Erfolg! Brach man seinen trotzigen Sinn, dann knickte man auch ein edles Reiz, ließ man eine Anlage sich entfalten, wurde im Uebermaaß ein Fehler daraus. Als Kind wollte er mit vollen Hände geben — und wurde ein Verschwender! Mit jedem war er gut Freund und Kamerad, Lob und Anerkennung aber machten ihn hochmüthig und eitel.

Keiner Zucht und Ordnung wollte er sich fügen — eigenwillig und selbstgerecht, verachtete er Autorität. Eine dieser complicirten Naturen war er gewesen, die, allen Gesetzen der Vererbung zum Trotz, aus anderem Holz geschnitzt, aus anderem Thon geknetet sind, als ihre Geschwister — wie durch eine willkürliche Schöpfungs-laune hineingeboren worden in einen Familienkreis, in den sie nicht zu gehören scheinen — undisciplinirbare Naturen. Dieselbe Milch hat sie genährt, dieselbe zärtliche Fürsorge gehütet, in den gleichen Verhältnissen sind sie auferzogen, aber in ihnen erwachen plötzlich andere Instinkte und andere Leidenschaften, die weder Vaters eiserne Strenge noch Mntters liebende Güte auszuroden oder zu ersticken vermögen.

So war auch Ewald von Rehburg herangewachsen, körperlich ein Bild des aristokratischen Herrenmenschen, innerlich ein wüster Gesell, ein Genußmensch, der Rechte über Pflichten setzte. Und alle Ermahnungen seines Vaters, alle Thränen und Gebete seiner Mutter hatten ihn nicht zurückhalten können, — auf eine abschließige Bahn gerathen, war er ein Wüfling geworden — ein Spieler! — — —

Ein Spieler und Verschwender — Schwäche mit Leichtsinne gepaart!

Alles hatten die Seinigen opfern müssen, um seine Schulden zu bezahlen, die Folgen seines schlimmen Lebenswandels zu tilgen. Entbehrung und Einschränkung haben sie auf sich genommen, um die Ehre des Namens zu retten. Ihr, in einem der hübschesten Theile Livlands belegenes Gut wurde unter dem Werth verkauft, und Erich mußte ein Brodsfach wählen, um sobald als möglich auf eigenen Füßen stehen zu können.

Ihre körperliche Widerstandskraft hat der Gram gebrochen, ihr frühzeitiges Siechthum gebracht, aber trotz allem — das Mutterherz hat Gnade und Vergebung für das ungerathene Kind.

Vielleicht hat er schon längst bereut und gefühnt in hartem Kampfe um seine Existenz, in Noth, Elend und Verzweiflung — wenn er nur wiederkäme! — — weit offen sind die Mutterarme! — —

Aber die Jahre vergehen, eins um das andere! — — Alle Nachforschungen haben zu keinem Resultat geführt. Consulate, Gesandtschaften sind in Bewegung gesetzt worden, über den Verbleib eines Ewald von Rehburg, haben sie nichts berichten können. Flüchtig auftauchende Spuren haben sich immer wieder verloren.

Und doch, sie fühlt es, sie weiß es, noch ist er am Leben, und: „Gieb ihn mir wieder, mein Gott!“ fleht sie im stillen Gebet.

„Laß mich ihn noch einmal sehen, umfassen, bevor meine Augen sich zu letztem Schlummer schließen.“ — —

\* \* \*

### Hilde Rehburg's Tagebuch.

\*\* Juni.

In schweren Schauern strömt der Regen. Die Bäume rauschen wie ein aufgeregtes Meer. Schäumend, sich überstürzend brechen sich die Wogen donnernd auf dem weiten Strand, fluthen fast bis an die Dünen heran. Grau ist der Himmel, an dem in wilder Hast die Wolken fliehen, gejagt vom stürmischen West.

So möchte ich meinen Gedanken entfliehen, aber sie ballen sich immer wieder zusammen, legen sich in bleierner Schwere auf meinen Lebensmuth und verdunkeln mir die Welt ringsumher. —

Noch ist er nicht ausgekämpft, der Kampf um mein Herzensglück! Jetzt weiß ich es! — An dem scharfen Gefühl der Angst und eifersüchtigen Qual, die ich empfinde, wenn ich Erich und Lia Sandern zusammen sehe, ward es mir klar — habe ich es ermessen, daß ich noch nicht verzichtet habe, noch nicht verzichten kann. Wenn ich

ihn nicht mein nennen darf, soll doch keine andere ihn besitzen — so fordert das selbstjüchtige Herz, und weist es weit von sich, daß, wer wahrhaft liebt, das Glück des Anderen über sein eigenes zu stellen vermag. — —

Was er für Lia Sandern empfindet, ich weiß es nicht, aber wenn er nach der schmalen, weißen Mädchenhand faßt, sich theilnahmsvoll erkundigt, ob sie noch Schmerzen verspüre — dann krallt es sich mir in's Herz in wildem Weh und ich meine, es nicht ertragen zu können, daß vielleicht ein wärmeres Gefühl in ihm erwacht für seine junge Patientin, von der ich selbst es eingestehen muß — so bitterweh auch der Gedanke thut — sie ist das liebreizendste Geschöpf, das ich bis jetzt kennen gelernt, hat unnennbaren Charme, der körperlich und geistig wirkt. Märchenhaft schön und tief glänzen die dunklen Augen aus dem blüthenweißen Gesichtchen. Ihre biegsame, gertenschlanke Gestalt ist voll Anmuth, hat weiche, lässige Grazie. Dabei all die Eleganz, der Schliff der Großstädterin — tadellos in Manieren, Gesten, Redeweise.

So ganz anders, als wir hier sind, mit unserer Ungenirtheit in Haltung und Wesen, die Tanten und Gouvernanten sich, oft ziemlich umsonst, bemühen, in Wohlerzogenheit umzubilden.

Und mit diesem bestechenden Aeußeren einer jungen Dame aus der großen Welt, verbindet sie eine den gewöhnlichen Durchschnitt überragende Begabung — eine geistige Entwicklung, die weit über ihre Jahre hinausgeht.

Stundenlang kann sie sich mit Erich über allgemeine Fragen unterhalten, und es ist erstaunlich, bis wohin ihre Kenntnisse, ihr Wissen reichen.

Eine Menge Sprachen beherrscht sie vollständig, und schon mit 18 Jahren hat sie das große Examen gemacht. Ein Feuergeist in einem elsenzarten Körper.

Und es liegt ein eigenthümlich reizvoller Contrast

zwischen dieser Reife im Urtheil, im Denken — den vorgeschrittenen Anschauungen, und der fast noch kindlichen Erscheinung, auf welche Heine's Verse so recht passen: „Du bist wie eine Blume, so hold, so schön und rein.“ Eine Blume, die man behüten möchte vor jedem kalten Hauch.

Wird Erich diesem Zauber widerstehen? Oder soll ihr zu Theil werden, wonach ich mich verzehre, so lange schon, und was ich mit andächtigen Schauern aus meines Schicksals Händen empfangen hätte, um es zu hegen als ein Kleinod — das höchste Gnadengeschenk, das mir das Leben zu geben vermochte — Erich's Liebe! Ist sie geschaffen, ihm die Gefährtin zu sein, wie er sie braucht, die zu ihm aufsehen würde und ihm doch der Kamerad wäre, in guten und bösen Stunden? —

Mein Gott, dann gib mir die Kraft ganz zu entsagen — nur an sein Glück zu denken! — —

\* \* \*

### Thekla Theren's Tagebuch.

\*\* Juni.

Gestern war wieder ein himmlischer Tag! Frühmorgens nahm ich mein erstes Bad im See. Mama ist zwar der Meinung, daß man nicht vor Johanni baden soll, aber erlaubte es schließlich doch, weil das Wasser wirklich schon ganz mollig warm ist. Und es war prachtvoll! Alle meine Künste versuchte ich wieder aus. Es ging fein. Wie ein Frosch zu schwimmen — unter dem Wasser und auf der Seite. Auch Binsen hatte ich mir zusammengebunden, und wenn man die unter den Armen hat, kann man ganz schön im Wasser stehen. Diese dumme Mia hat noch etwas Angst und schreit, wenn es in's Tiefe geht oder Schlingpflanzen sich ihr um die Füße legen. Ich aber schwimme nächstens bestimmt weit hinaus — bis an die Insel und zurück.

Meinetwegen kann einer der Cerberusse — Mademoisellchen oder Miß — mich im Boot begleiten, aber ausversuchen muß ich es. Der Pust geht mir nicht so leicht aus, und warum soll ich einen Krampf in den Beinen bekommen? Damit wollen sie mich immer abschrecken! — Umsonst! — —

Am Vormittag spielten wir rastlos Tennis und Adalbert und ich gewannen zwei Parthien gegen Max und Lionel! —

Nach Tisch machten wir uns Alle nach Krakenorm auf — theils im Wagen, theils zu Pferde, um Klein Arichen's Geburtstag zu feiern. Er sah süß aus, in einem weißen Kleidchen, das Mama ihm gestickt hat, und bekam allerlei hübsche Spielsachen. Axel hatte Marie die Ueberraschung gemacht am Morgen einzutreffen, und sie war strahlend froh und glücklich. Reizend gemüthlich haben sich die Geschwister in Krakenorm eingerichtet. Alles ist jetzt so frisch und sauber, und Beide sind so liebenswürdige Wirthe. So war es furchtbar nett und gemüthlich.

Wenn die Herren sich nur nicht soviel über Politik ereifern wollten. Man kann ganz confus und ganz traurig werden, wenn man auch nur ein Viertel versteht. Axel hatte allerlei Nachrichten aus Riga gebracht und im Tischgespräch schwirrte es wieder nur so hin und her von solchen Wörtern, unter denen man sich absolut nichts Rechtes vorstellen kann — lauter Gräuel, die auf ismus endigen — wie Liberalismus, Conservativismus, Chauvinismus, Pessimismus, Panflavismus, Optimismus. Ich habe sie mir allmählig im Gedächtniß aufgespeichert, aber wenn man sich bemüht, sie zu verstehen, fühlt man sich wie ein Ochs am Berge.

Ich bat einmal Mama, mir ihren Sinn zu erklären, aber sie meinte, das hätte noch Zeit — sei eine viel zu unverdauliche Kost für einen sechzehnjährigen Kopf.

Schrecklich viel redeten sie heute auch vom Nationalitätsprincip, Manasseiischer Revision, drohenden Reformen, Russificirung der Schulen. Was das Letztere bedeutet, begreife ich schon garnicht. Man hat doch nur einen Vortheil davon, wenn man eine Sprache mehr spricht, und warum sollte die Beherrschung des Russischen unserem Deutschthum Abbruch thun?

Nach könnte man zu den Botokuden schicken oder sonst wohin, und Chinesisch und Malaiisch und Eskimoisch lernen lassen — ich bliebe trotzdem doch nur Livländerin. Auf die Gefinnung kommt es doch an und nicht auf die Sprache! Schwager Astenau und Sandern's leben doch schon so lange in Petersburg, sprechen russisch wie fließendes Wasser und bleiben trotzdem doch Balten — wollen nichts anderes sein.

Als wir nach Hause ritten, sprach ich mit Adalbert von dieser Frage. Er meinte, ich verstände zu wenig von der Sache, um sie beurtheilen zu können. Sie läge doch viel tiefer — und Livland gehe schwerern Zeiten entgegen, aber es habe schon manche Stürme durchgemacht und überdauert, und würde wohl — mit Gottes Hülfe — fest- und bestehen bleiben! Das denke ich auch — es kommt doch nur so, wie Gott will.

\* \* \*

„Nun, Berthachen, hast Du Dir den Fall überlegt? Willst Du den Trubel in Riga mitmachen? Ich lese hier eben von den Vorbereitungen, die man zum Empfang der hohen Gäste plant, welche am 22. Juni eintreffen sollen. Die Ritterschaft veranstaltet, wie Ihr wißt, einen Raout.“

Frau von Theren und ihre älteste Tochter sehen sich an.

„Marie wird sich wohl kaum entschließen, ihr Baby zu verlassen, aber würdest Du mitkommen, Ubele?“

„Gerne, Mamachen, aber ich habe ja gar keine elegante Abendtoilette mit.“

„Wenn es bloß daran hapert, so könnte ich Dir vielleicht aushelfen. Wir Beide haben den gleichen Wuchs. Du bist nur schlanker und desto leichter läßt sich etwas umarbeiten.“

Mit gespanntem Interesse hat Thekla zugehört, abwechselnd auf Mutter und Schwester blickend.

„Und ich?“ steht ganz groß und deutlich in den glänzenden Augensternen.

Und als hätte eine geheime Telegraphie, wie sie liebende Herzen verbindet und Gedanken überträgt, funktioniert, wendet sich Frau von Theren mit einer Gegenfrage an ihren Mann.

„Würdest Du Thekla erlauben mitzufahren?“

„Na, eigentlich ist sie wohl etwas kückenhaft für solche Festivitäten, aber da einem dergleichen vielleicht nicht wieder im Leben geboten wird, so könnte man schon eine Ausnahme gelten lassen, wenn sie große Lust hat.“

„Große Lust?! Natürlich, schreckliche Lust! Ach! Du guter Papa, danke, danke.“

Und den Vater fest umschlingend, küßt sie ihn wieder und wieder in überströmender Glückseligkeit.

„Himmel, so etwas Hochfürstliches in nächster Nähe zu erblicken, muß ja zu interessant sein.“

„Und ich habe es mir immer brennend gewünscht, den großen Wappensaal im Ritterhause in voller Beleuchtung zu sehen,“ wirft Frau von Astenau ein.

„Das Souper zum Raout wird auch nicht ohne sein, denke ich mir,“ meint Max. „In solchen Dingen läßt man sich bei uns nicht lumpen.“

„Und Ihr, Professorchen? — Euch lockt es wohl nicht mitzukommen?“

„Ne, Schwager, laßt uns man hier. Will meinen Riffinger Brunnen in Ruhe zu Ende trinken, und

werden Euch's Haus behüten, auf die Rotte Korah acht geben."

"Sehr gut! Ausgezeichnet. Können dann viel beruhigter loslöschwindeln!" — meint Frau von Theren.

"Also abgemacht! Was die Wohnung anbetrifft für die Therenhoff'sche Karamane, da schreibe ich an Reckenstein's. Sie sind gewiß so liebenswürdig, uns ihr leeres Quartier für die paar Tage zu überlassen."

"Und Du, Adalbert, könntest nach Tisch in das Kalnegefinde reiten und mir die Schneiderin herbestellen. Wir aber, Adele, wollen gleich in die Garderobe und alle Ball- und Seidenkleider zusammensuchen, zur Beprüfung."

"Gut. Thut das," sagt Herr von Theren.

"Sollte sich aber nicht genug Passendes finden, so kann ich Euch immerhin noch einen Credit auf Scheuber spendiren. Dazu wird es noch langen, trotz der schweren Zeiten, die uns Landwirthen nachgerade das Leben, mehr als gut ist, sauer machen."

"Aha, Schwager Hans, Deine rosa Brillen fangen an in's Graue hinüberzuspielen," bemerkt Professor Dohrenberg, von seiner Zeitung aufsehend.

"Mir, Papachen, ist es ganz einerlei, was ich anziehe, und wie es sieht! — Meinetwegen kann es ein Urogroßmutterkleid sein — von Anno Pust oder auch garnichts!" ruft Thekla lebhaft.

"Auf den Raout brauche ich ja nicht zu gehen. Wenn ich nur überhaupt mit bin."

In der nächsten Zeit ist unter dem älteren Theil der Theren'schen Jugend viel von der Fahrt nach Riga die Rede, denn natürlich bleiben weder Max noch Lionel und Adalbert zurück.

"Aber nach Bilderlingshof wollen wir auch — Thilde Rehburg besuchen," decretirt Thekla. "Ich schwärme für sie."

"Dafür wird wohl wenig Zeit übrig bleiben," meint der Livone.

„Ihr Damens müßt ja bei solchen Gelegenheiten immer soviel und lange Toilette machen.“

„Oder etwas essen!“ ergänzt Lionel.

„Na, bitte, spielt Ihr Euch nicht auf ein paar Diogenese heraus,“ giebt Thella empört zurück.

„Ihr habt erst recht immer einen Brenner, zu Kroepsch oder Schwarz zu gehen, und bis Monsieur Lionel eine von den vierundzwanzig pikfeinen Kravatten aus seiner Pariser Sammlung kunstvoll verschlungen, vergeht sicher mehr Zeit, als bis ich meine Zöpfe flechte. Wir Damen sollen partout immer „eitel und nachhaft“ sein. Das stimmt aber nicht! — Ueberhaupt das mit der Ueberlegenheit der Herren der Schöpfung ist ein ziemlicher Mumpitz, finde ich! — sie sind zum Mindesten eben so eitel, als die Damen, und Bowlen und Delicatessen schätzen sie merkwürdig hoch. Mir ist so was ganz schnuppe, und ein elegantes Kleid ist immer gräulich unbequem, stört einen nur bei Allem.“

„Schneiderin bittet Fräulein Thella zur Anprobe,“ meldet ein hereintretender Diener.

„Da haben wir es! — Wai, wie langweilig! Gerade jetzt, wo ich Euch vorschlagen wollte Tennis zu spielen oder nach Krakenorm zu reiten, um Marie zu überreden, sich unserem Podrett nach Riga anzuschließen.“

„Reiten? — Tennis spielen? Bei 20 Grad Hitze. Du bist wohl verrückt,“ entrüstet sich Max. „Ich danke für dieses Vergnügen. Mir ist mein junges Leben zu lieb! Das ist ja zum Schlagkriegen.“

„Ach, dummes Zeug! Zum Tennisspielen ist es nie zu heiß, aber Du, Bruder Max, bist gräßlich faul und thranig geworden. Das, mein Sieber, kommt vom vielen Biertrinken.“

Husch! ist sie zur Thüre hinaus, bevor noch das Sophasissen sie erreicht, welches der in seinen tiefsten Gefühlen Getroffene ihr nachwirft.

Der Hitze wegen beschließt man durch die Nacht

zu fahren, und trifft am Nachmittag des 20. Juni in Riga ein.

Die alten Reckenstein's haben die Bitte des lieben „Nachbarn und Gönners“ bereitwilligst erhört und ihre geräumige Wohnung vollständig zur Verfügung gestellt.

Nachdem man sich vom Reifestaub gesäubert, fahren Frau von Theren und ihre Töchter — Marie von Rehburg ist schließlich doch mitgekommen! — natürlich schnurstracks zur Schneiderin, während die Herren von Theren sich zunächst zu ihren respectiven Coiffeuren begeben, und dann nach allen Seiten auf Rekognoscirung vertheilen, um zu erfahren, was denn eigentlich alles „los sein werde“ — und wer von Landschen schon eingetroffen sei.

Am nächsten Tage referiren sie.

„Also vor allem, am 22-ten Morgens, Ankunft des Großfürstenpaares und Umfahrt durch die Anlagen zur Kathedrale und zum Schloß. Dasselbst am Vormittag Empfang und Vorstellung.“

„Das streichen wir Damen aus unserem Programm,“ bemerkt Frau von Theren. „Dazu braucht man hohe, helle Seidentoiletten und elegante Hüte, erzählte uns die Landrätthin Walldorff, die wir bei der Krukowzky trafen. — Was weiter, Adalbert?“

„Am Krautabend großes Zauberfest auf der Düna. Illumination, Feuerwerk.“

„Ich liebe es schrecklich, Feuerwerk zu sehen,“ jubiliert Thekla.

„Ein paar von unseren Herren haben für ein Dampfschiff gesorgt —“ wirft Herr von Theren ein, und ich habe schon Plätze für Euch Alle. Auch für die Feuerwehrrparade auf dem Jakobsplatz habe ich Aussicht, für Silberlinge und gute Worte, ein Fenster zu kriegen.“

„Am 23-ten Nachmittags Orgelconcert im Dom und — Finale — Raout im Ritterhause mit Souper aus Berlin,“ beschließt Adalbert seinen Bericht.

„Fein!“ sagt Max mit Ueberzeugung. „Das Beste ist das Verlockendste!“

„Siehst Du?“ triumphirt Thekla. „Da kommt der wahre Jacob zum Vorschein. Ich kenne ja meine Pappenheimer.“

„In allen Straßen wimmelt es von Landschen,“ nimmt Lionel das Wort. „Wo man hingehet, trifft man auf Bekannte und Verwandte. Fast alles, was sich Rehburg und Trostberg benamset, ist da, und Ecken's, Walldorff's, Hausen's, Dohmen's — kurz, eine edle Ritter- und Landschaft in ihren präsentabelsten Exemplaren.“

„Das freut mich zu hören. Kann der Landesvertretung nur angenehm sein,“ äußert Herr von Theren.

„Und was hast Du uns zu erzählen, Max? Du sollst ja erst früh morgens nach Hause gekommen sein?“

Max lacht sein gemüthliches, breites Lachen.

„Früh ist gut! Ich habe garnicht zu Hause geschlafen — Du brauchst aber kein mißbilligendes Gesicht zu machen, Frau Mama, denn denkt Euch, wen ich getroffen habe! Moriz von Sandern, meinen Leib- und Seelenfreund aus Dorpater Tagen. Na, das war ein feines Bild. Als ob Spargel und Rettig sich grüßen. Er mager, womöglich noch länger und spidriger geworden. Ich mich einer appetitlichen Rundlichkeit erfreuend, aber die Herzen sind noch immer nahe bei einander. Und sicher gab es seinerzeit kein rührenderes Wiedersehen zwischen Orestes und Pylades, als da wir uns nach dreijähriger Trennung, tief gerührt, in die Arme sanken. Er ist am Strande mit Mutter und Schwestern, und wir sollen nur ja hinkommen zu einer großen Familienverkringung. „Lopp! sagte ich, „aber unter einer Bedingung. Erst machst Du alles mit, was sich unseren staunenden Augen bieten soll, und zweitens kommst Du danach mit uns nach Therenhof.“

„C'est dit! — Hier hebe ich zu feierlichem Schwur

die Rechte, und es ist kein Britisches Ehrenwort dahinter!" war seine lachende Antwort.

Und dann küßten wir uns, angefichts der gaffenden Kaufstraße, noch dreimal, und schoben Arm in Arm zusammen weiter. Castor und Pollux waren reine Waisenknaben gegen uns und unsere Unzertrennlichkeit, die darauf ihren Anfang nahm. Primo — direct in die Schwarzsche Weinstube zu einem Wiedersehensschluck. Einen famosen, alten Rheinwein entkorkt. Bald waren wir in der Stimmung „Lustig zieht der Bursch durch's Leben!“ anzustimmen, aber ein Staatsbeamter und ein angehender Großgrundbesitzer dürfen doch gewisse Schranken nicht überspringen. Also statt dessen ganz ehrbarer Bummel auf dem Vasteiberge und in den Anlagen -- dann „Rome“. Exquisite Diner und ein Rothspohn, von einer Süffigkeit — patent.“

„Gräßlich!“ ruft Thekla in verächtlichem Tone, und rümpft das Näschen, das keck in die Luft strebt.

„Immer dieser „famose“ Alcohol in irgend einer Form. Kann man sich denn nicht ohne ihn des Lebens freuen!“

Ihren vernichtenden Blick mit einem lustigen erwidern, erzählt Max vergnügt weiter:

„Sagensberger Theater. Halb Bivland da. Den Arm aus dem Gelenk geschüttelt, bis man sich durchgegrüßt. Souper mit Rehburg's, Trostberg's, Walldorf's. Dorpater Reminiscenzen gefeiert — natürlich mit Sect, französischem.“ Dies mit einem neckischen Lächeln, speciell zu Thekla gewandt, die empört wegsieht.

„Mit einem der letzten Züge an den Strand. Fanden dort, als echte Peteraburger, die nicht mit den Hühnern schlafen gehen, Sandern's Familie noch wach. Wirklich charmante Menschen, und besonders die jüngste Schwester von Moriz — das reine Bild. -- Einfach zum Verlieben! — — Es wurde musicirt, dann schwatzten wir mit Sandern noch bis zum Morgen-

grauen. Ein köstliches Bad in Meeresfluthen, Retourfahrt nach Livlands Hauptstadt, und bei Kroepfch, zur Hebung der Lebensgeister nach den Strapazen der Nacht und zur Stärkung für die nächsten Tage, einige tüchtige Schnäpſchen — Maſchiſchen Rümml, Stockmannshöfer Pomeranzen — hübsch reih' um! — nein, bitte, ſeht bloß Thekla's Geſicht! — et me voilà. Sandern wird ebenfalls bald erſcheinen, um Euch ſeine Auswartung zu machen und um die Erlaubniß zu bitten, mit uns ſpeiſen zu dürfen. Auf alle Fälle habe ich ſchon einen Tiſch im Wöhrmannſchen Park reſerviren laſſen. Es iſt koloffaler Andrang.“

„Sehr gut! Jrgendwo muß man ſich doch Abzug ſuchen, ab alſo im Schützengarten oder Park, iſt ja ſchließlich einerlei.“ meint Herr von Theren.

„Sagt Sandern, ich ſrente mich ihn um 5 Uhr zu begrüßen, jetzt aber muß ich in's Creditſyſtem.“

Es folgen buntbewegte Tage! —

Dank dem herrlichen Wetter verläuft das Programm harmoniſch und genußreich — hinterläßt bei allen Theilnehmern die angenehmſten Eindrücke. Mit der vollen Begeiſterungsſähigkeit ihrer Jahre geräth Thekla aus einem Entzücken in's Andere, und weiß ſchließlich nicht, was ihr am leuchtendſten in der Erinnerung fortleben wird — das Waſſerfeſt, das wunderſchöne Orgelconcert im Dom, oder der Abend in den ſchönen Räumen des Ritterhauſes, wo Livlands Adel ſich zuſammengefunden, um in Ehrerbietung die erlauchten Gäſte zu empfangen. In prachtvoller Toilette hält die hohe Frau Cercle und zieht in leutfeligſter Weiſe die ihr vorgeſtellten Damen in's Geſpräch, und Thekla's Badfiſchherz ſchlägt laut, als die Reihe an ſie kommt. Getanzt wird wenig, aber doch ein Walzer und eine Françaife, welch Letztere ſich Moriz Sandern ſchon auf dem Diner im Wöhrmannſchen Park geſichert hat.

Am nächſten Tage iſt man wieder unterwegs. Axel

Kehburg und Moriz Sandern haben sich den Theren's für die Rückreise angeschlossen.

Max hat natürlich für einen wohlaffortirten Speisepaudel — wie man sie bei Schwarz zu packen versteht — gesorgt, und es herrscht eine fidele Stimmung in der Arche Noah, wo Adele Astenau, Thekla und vier von den jungen Herren Platz genommen haben. Fröhlich schwätzt man über die eben verlebten Tage, während, von vier kräftigen Postpferden gezogen, der Wagen auf der Petersburger Chaussee dahinrollt.

„Der Raout war schließlich doch das Gelungenste,“ meint Max. „Diese kalten Speisen aus Krebschwänzen — exquisit.“

„Es war alles furchtbar amüsant und riesig interessant, aber in der großen Gesellschaft fühle ich mich doch etwas verloren, und décolleté herum zu laufen finde ich schauderhaft ungemüthlich,“ ruft Thekla aus. „Man hat es ja nicht so heiß, aber man kommt sich so komisch vor mit dem bloßen Hals, und möchte immer an Ärmeln herumzupfen, die garnicht da sind, wo man es sonst gewohnt ist.“

„Du kannst Dich aber schon in Balltoilette produciren, Schwesterlein,“ wirft Lionel ein. „Du hast sehr hübsche Schultern und Arme, und auch Deine....“

Purpurgluth überflammt Thekla's Gesicht.

„Das ist ganz einerlei, wie meine Schultern aussehen!“ braust sie auf. „Ich hasse solche Bemerkungen, und wenn Du nicht aufhörst, springe ich ganz bestimmt aus dem Wagen und Ihr müßt im Schritt weiterfahren.“

„Nun, dann wollen wir von anderen Beautés sprechen — es waren wirklich frappant hübsche, elegante Erscheinungen im Ritterhause versammelt.“

„Ja, die Palme gebührt aber unzweifelhaft den beiden Schwestern, Martha Trostberg und Hilde Kehburg,“ bemerkt Frau von Astenau.

„Besonders Letztere sah wunderschön aus. Da kam alles zusammen — der herrliche Kopf, der prachtvolle Wuchs und die geschmackvolle Toilette, die ihr Martha aus dem Auslande mitgebracht hat. — Daß dieses sympathische Mädchen noch nicht verheirathet ist, wundert mich immer wieder.“

„Was nicht ist, kann werden,“ citirt Max.

„Dieser Stockfisch von Erich hat keine Augen, aber Moritz scheint tüchtig angebrenzelt. . . .“

„Wirklich,“ fährt Thekla lebhaft dazwischen, „Du glaubst, daß Herr von Sandern Thilde den Hof macht?“

„Ja! Interessirt Dich das besonders?“

Thekla sieht den Bruder verwundert an. „Natürlich! — denn ich bin ganz weg von ihr. Wenn ich ein Mann wäre, hätte ich nur Augen für sie.“

„Es haben schon Viele zu werben versucht! — Sie hat eine Unzahl Körbe vertheilt,“ äußert Ugel Rehburg, „aber sie hat doch wohl Jemand im Sinn. . . .“

„Da wünsche ich, daß dieser Jemand sich bald sterblich in sie verliebt, denn es muß doch gräßlich kränkend sein, sich todtzugrämen um einen, der garnicht an uns denkt.“

„Na, das ist eben das berühmte Hangen und Bängen in schwebender Pein zc. zc.“

„Danke für Obst — das muß gar keine angenehme Schaukel sein. Da wippe ich mich schon lieber auf der Pressschaukel, wenn ich auch mal auf die Nase falle.“

„Sich ein wenig plattzudrücken, würde Deiner Nase sehr nützlich sein,“ lacht Adalbert.

„Sie ragt viel zu hoch in die Luft, und das beeinträchtigt entschieden die Schönheit Deines Profils. . . .“

„Was Ihr bloß jetzt immer mit meiner Nase habt — sie ist garnicht so schlimm! Ich habe sie mir neulich mal im Spiegel angesehen.“

„Hört! hört! — nicht zu fassen, nicht zu glauben — Thekla hat sich leibhaftig vor einen Spiegel gestellt.“

„Schwesterchen, das ist gefährlich. Du wirst coquett! Vom in den Spiegel sehen bis zur Coquetterie ist nur ein Schritt! Lasse Dich rechtzeitig warnen!“

„Ich habe mich schon gewundert — Dein Kragen sitzt heute merkwürdig gerade.“

„Ihr seid wirklich sammt und sonders unausstehliche Plagegeister,“ wehrt sich Thelka, hochroth vor Empörung. „Jetzt aber habe ich genug von der Murchelei — Johanna geht, und niemals kommt sie wieder!“

Und die Wagenthüre öffnend, springt sie gewandt hinaus.

„Zur Strafe könnt Ihr in Rodenpois eine Zeitlang auf mich warten. — Nein, fahr nur weiter,“ ruft sie dem Postillon zu, der, um sie einsteigen zu lassen, seine Pferde angehalten hat, „ich gehe zu Fuß — es sind ja bloß paar Werst bis zur Station.“

Und ganz vergnügt über ihren Streich, nickt sie den Geschwistern zu:

„Adieu, adieu! glückliche Reise, meine Herrschaften! — Auf Wiedersehn!“

Lächelnd sehen sich die Insassen der Arche Noah an.

„Sie ist wohl ein prächtiges Geschöpf — Thelka!“ sagt Axel.

„Und wird es hoffentlich bleiben,“ ergänzt Adele Astenau.

„Ich finde, sie hat sich im letzten Halbjahr sehr nett herausgemacht und entwickelt, und ist doch noch ganz das richtige Kind, in köstlicher Unbefangenheit und Frische. Jeden Sonnenstrahl genießt so eine Mädchenknospe — jede Wolke zieht so rasch vorüber, keine Narbe trägt die Seele, keine Enttäuschung hat Hoffungslosigkeit verdunkelt, und man erquickt sich förmlich an diesem Jugendfrohsinn, der drückende Sorge nicht kennt, dem jedes Glück erreichbar dünkt. — Gott erhalte sie noch lange so,“ setzt sie, ernster werdend, hinzu.

\* \* \*

Ein glühend heißer Julitag.

Man sitzt auf der kühlen, nach Nordwesten gelegenen Veranda, und läßt sich das Mittagessen wohlschmecken.

„Was giebt es heute für Speisen, Berthachen? Wünschenswerth rechtzeitig zu wissen, damit man seinen Appetit danach einrichten kann,“ fragt Herr von Theren. „Die rothweißen Waschschalen und die Krebsbandtücher eröffnen uns sehr verlockende Perspectiven auf kulinarische Genüsse.“

„Purée aus frischen Erbsen, Krebse, junge Hühner und Erdbeeren.“

„So was lasse ich mir gefallen,“ schmunzelt der Hausherr. „Das richtige Menu der Jahreszeit. Hast es gut zusammengestellt — Ehre, wem Ehre gebühret. Wen die Götter mit besonderer Huld bedachten, dem gaben sie solche Frau zum Ehegespons, welche auf die Lieblings Speisen ihres Gatten nach Möglichkeit Rücksicht zu nehmen sich bestrebt! -- Und sieh da! — was für Krebse,“ setzt er hinzu, als die Diener hochgethürmte Schüsseln hereintragen, auf denen, verziert mit Peterfiliengrün, die rothen Scheerenträger sich appetitlich präsentiren.

„Das sind doch mal wieder Portionen, wie in meiner Jugendzeit, und auch keine Zwergexemplare, bei denen es sich kaum lohnt, überhaupt anzufangen. Wer hat sie denn gebracht, Frauchen?“

„Die Appes-Wirthin!“

„Ja, das Akmens-Flüßchen bei ihrem Gefinde war immer sehr krebsreich. — Eigentlich sollten wir mal selber wieder einen großen Krebsfang unternehmen. Es ist jetzt gerade der richtige Zeitpunkt dafür. Die Erbsen blühen und die Wiesen sind abgemäht, — da schädigt man nicht das Vieh, das es bei der trockenen Witterung sowieso knapp haben wird mit seinem Winterfutter. — Ihnen, Sandern“ — freundlich nickt der Sprecher seinem jungen Gaste zu, der etwas weiter unten am Tisch, neben

Thekla, seinen Platz hat — „würde es vielleicht auch Spaß machen, so eine Expedition mitzumachen.“

„Aber ganz gewiß, Herr von Theren, den riesigsten Spaß. Ich habe bis jetzt noch nie die Gelegenheit gehabt, solchen nächtlichen Zeitvertreib kennen zu lernen. Ihre Söhne aber haben mir viel davon erzählt. — Es muß ja ein großes Vergnügen sein?“ wendet er sich fragend an Thekla.

Ihre runden Kinderaugen leuchten auf, die Grübchen in Wangen und Rinn vertiefen sich.

„Ein himmlisches Vergnügen, besonders wenn man dabei barfuß im Wasser herumpantschen kann!“ giebt sie lachend zur Antwort.

„Einmal sind wir im See hier, wo sich wenige, aber sehr große Krebse finden lassen, von 10 Uhr Abends bis 2 Uhr Nachts mit Fackeln herumgegangen.“

„Alle Achtung! Da ist Kneipp mit seiner neuen Heilmethode des minutenlangen Wassertretens und Barfußlaufens auf thaufeuchtem Rasen ja nichts dagegen. Und sie bekamen keinen Schnupfen als Nachfreude?“

„Pfui, nein! Im Sommer ist ja das Wasser viel wärmer als die Wiesen.“

„Also abgemacht. Sondern zu Ehren wird eine Krebsparthie in Scene gesetzt — mit allem Brimborium natürlich! — Lagerfeuern...“

„Und riesigen Speisepaudeln mit sehr vielen Speckfuchen und anderen wunderschönen Sachen aus Deiner Schafferei — ja, Mamachen?“ wirft May ein.

„Zu schön! Und im Walde schlafen, ganz wie die Indianer,“ jubelt Felix, der eben nur Lederstrumpfschichten im Kopf hat, Friedenspfeifen mit unqualifizierbaren Füllungen raucht, und ein paar Skalpe die ihm der Hofsfattler in höchst sinnreicher Nachahmung angefertigt hat — am Gürtel trägt, wenn er Abends im Wäldchen als „springender Panther“ auf dem Kriegspfade schleicht,

oder Kriegstänze übt und durch sein Geheul friedlich schlafende Krähen aufstört.

„Weißt Du, Frikchen, dann machen wir uns mit einem Plaid ein feines Wigwam,“ begeistert er sich weiter: „Mia kann eine kranke Squaw sein, und Du Medicinmann, der sie kurirt.“

„Na, nur nicht zu kühn,“ neckt Ulrich den jüngeren Bruder. „Am Ende kommt noch aus irgend einem Busch ein richtiger Wolf und frißt Euch mit Haut und Haaren auf, ganz ohne Federlesens — mitsammt der Squaw.“

„Ich nehme aber meinen Revolveers\*) mit und schieße ihn gleich mausetodt,“ replicirt höchst selbstbewußt der kleine Kerl.

„Mammi, darf ich auch mein kleines Kopfkissen mitnehmen, um im Wigwam krank zu liegen?“ fragt Miachen's feines Stimmchen.

„Warum nicht gar Deine Matratze?“ höhnt Felix ganz empört. „Indianerfrauen haben doch gewiß keine Daunenkissen — Moos ist weich genug.“

„Silentium! Still da!“ ruft Herr von Theren mit gemachtem Zorn. „Seit wann wird bei Tisch soviel geplappert. Man versteht ja sein eigenes Wort nicht mehr. Wer zuviel redet, bleibt überhaupt zu Hause.“

Diese schreckliche Drohung hat zur Folge, daß es am Kakentisch eine Weile mäusehenstill ist, dann aber wispert es hier und wispert dort. Das in Aussicht stehende, langentbehrte Vergnügen rumort in den kleinen Köpfen und es herrscht zuviel innerer Jubel bei dem bloßen Gedanken an eine solche nächtliche Exkursion.

Fängt man auch nicht allzuviel von den beliebten Schalthieren, so ist das Drum und Dran bei diesen Unternehmungen doch das Hauptgaudium.

Herr von Theren ist an den Barometer getreten.

---

\*) Revolver.

„Er steht auf schön. Die Nächte sind warm, fast schwül. Dazu Mondschein im Kalender. Dann ziehen die Krebse gern umher. Ich denke, wenn das Wetter günstig bleibt, machen wir die Sache gleich morgen. Wir essen früher zu Abend und sind gegen 10 Uhr an Ort und Stelle. Adalbert und Ulrich, Ihr könnt für Pergel, Kescher und das Uebrige sorgen. An die Mundvorräthe wurde schon erinnert, vergeßt aber auch nicht einen tüchtigen Sack voll frischer Kartoffeln und ein großes Bibbing mit Tarack. In der Wsche gebackene Kartoffeln mit Butter und dicker Milch — das gehört unbedingt zu solch einem Picnick.“

Am nächsten Abend ist alles bereit.

Schon mit dem Aufbruch beginnt ein lustiger Trubel auf der Anfahrtsseite des Therenhofchen Hauses. Unter Fragen und Rufen, Lachen und Schreien vertheilt man sich auf die verschiedenen Fuhrwerke.

„Kinder, habt Ihr auch Sacken mit?“

„Ja, Mamachen.“

„Und Blaids?“

„Aber Mama, wir rüsten uns doch nicht zu einer Nordpolexpedition.“

„Kein Widerspruch. Mamas Wunsch ist Befehl!“  
kommandirt Herr von Theren.

„Wai, wo ist meine zweite Gallosche? Die hat gewiß Kuzichen weggeschleppt. Richtig, da läuft es triumphirend damit fort.“

„Bitte, Pappi, laß mich die schwarze Mascha kutschchen?“

„Wo soll man die Bierkörbe verstauen?“

„Körbe mit Bier willst Du sagen?“

„Ob das reichen wird? Eine kleine Biertonne wäre am Ende besser gewesen!“

„Du meinst wohl eine Tonne mit Bier?“

„Höre mal, Adalbert, stecke diese Flasche in eine von Deinen vielen Taschen.“

„Danke, damit sie mir beim ersten Studern im Walde herausfällt, oder eine Schmandüberschwemmung in meiner neuesten Jagdjoppe anrichtet.“

„Binki muß auch mit, bitte, Mama. Hundchen liebes, komm auf meinen Schooß.“

„Wer nimmt die Erdbeeren? Man muß sie aber balanciren, sonst werden sie zu Mus. — Da, Ulrich, nimm Du sie. Das entspricht ganz Deinen, durch die Kletterpassion geübten Armmuskeln.“

„Bleibe mir damit vom Leibe. Ich trage schon meine Flinte!“

„In der Nacht wirst Du doch nicht schießen?“

„Man kann nicht wissen....“

„Na, bitte, Verehrtester, dann verwechsle jedenfalls im Schummerlicht nicht die Gliedmaßen Deiner Angehörigen mit etwas, dem eine Ladung Schrot von Rechtswegen zukommt.“

Allmählich ist alles und jeder untergebracht, und nach einstündiger Fahrt auf holperigen Feld- und Bauerwegen erreicht man das bestimmte Ziel.

Es ist eine wunderhübsch gelegene Stelle. Durch einen schmalen Wiesengrund schlängelt sich der, über sein steiniges Bett, murmelnd dahineilende Bach.

Von beiden Seiten erhebt sich ernster, dunkler Hochwald, und am diesseitigen Rande desselben wird ein etwas vortretender Abhang zum Lagerplatz gewählt.

Emsig beteiligt sich Alles am Sammeln von Reifig und Lannenzapfen, und bald flammen die Freudenfeuer hoch auf.

„Das zieht die Krebsse an,“ behauptet Felix, der sich ganz als Sachverständiger aufspielt.

Er hat die stürmisch erbetene Erlaubniß bekommen, Stiefel und Socken auszuziehen, und watet eifrig im Flüßchen herum, trotzdem ihm Max neckend in Aussicht gestellt hat, an jedem Zeh würde ihn bald ein Krebs zwacken.

„Ich hab' einen!“ schreit er plötzlich, und als die Anderen herzueilen, hält er, ganz puterroth vor Vergnügen, einen stattlichen Krebs hoch.

„Er wollte — er wollte — schon unter einen Stein spicken, aber da packte ich ihn noch fix am Schlafittchen,“ erklärt er in strahlendem Eifer seine Heldenthat.

„Ein feiner Krebs, nicht?“

„Werden Sie auch in's Wasser gehen, Fräulein von Theren?“

„Ich möchte schon, aber der Fluß ist ziemlich tief, und der Grund sehr steinig. Werde mich begnügen müssen, wie die Anderen mit den Keschern zu hantiren. Sie können mir helfen. Zu Zweien fängt man die scheuen Thiere besser.“

Die Nacht ist dunkler geworden. Wir Irrlichter huschen die Fackeln am Ufer des Baches hin und her, und der Fang gestaltet sich zu einem so ergiebigen, daß man bis Mitternacht einen recht großen Sack voll hat. Interessirt sehen die Knaben zu, wie die Krebse zwischen Resseln, die man fürsorglich mitgenommen, schichtweise in einen Korb gepackt werden.

„Das giebt morgen ein feines Gericht,“ triumphirt Felix, „und meinen Ersten werde ich gleich erkennen, er ist der Größte! Aber jetzt komm, Fritz, nun machen wir unsern Wigwam.“

Unterdessen hat sich die übrige Gesellschaft um die auf's Neue angefachten, prasselnden Feuer gelagert, und macht sich mit Eifer und Appetit an das Vertilgen der guten Dinge, die aus den zahlreichen Proviantkörben zum Vorschein kommen. Bald knallen die Pfropfen, klingen die Gläser aneinander, und auch in dem zur Zufriedenheit der Pseudo-Prokosen im Dickicht errichteten Wigwam, aus dem verschiedene „hugh,“ „hugh“, herübertönen, nimmt man gnädig mit dem vorlieb, was die Kochkunst der Bleichgesichter zu bieten vermag.

„Schade, daß man Euch bei dieser Beleuchtung

nicht photographiren kann," bedauert Lionel, der sich aus London eine Handkamera mitgebracht hat.

"Ihr präsentirt Euch wirklich als eine sehr pittoreske Gruppe, nur Sandern's Beine würden aus dem Rahmen hinausragen. Keine Plattengröße reicht, um die zu fassen."

Scherz und Lachen herrscht in dem fröhlichen Kreise, Neck- und Witzworte fliegen hin und her, und manch ein Lied klingt zum klaren Sternenhimmel empor.

Aus den verlöschenden Scheiterhaufen steigen kerzengerade die leichten Rauchsäulen auf. Kühlere Lüftchen wehen. Der Morgen graut.

"Unbequemes Sitzen beeinträchtigt zwar nicht die Freuden eines Picknicks, aber mich dünkt, nun wäre es an der Zeit, sich dessen zu erinnern, daß es auch Betten auf der Welt giebt, in die alte Knochen und junge Menschenkinder zu nachtschlafender Zeit doch eigentlich gehören," meint aufstehend und die Glieder dehnend Herr von Theren.

"Also an's Anspannen — vorwärts, marsch!"

"Das verstehen Sie auch?" staunt Sandern, als Thekla sich zu den Brüdern gesellt und mit gewandten Händen hier einen Riemen festzieht, dort eine Schnalle schließt.

"Ja gewiß, was denken Sie? — Nur ein Krummholz richtig festzubinden, das verstehe ich noch nicht. Da muß man mit dem Fuße nachhelfen — sehen Sie, wie es der Kutscher eben macht."

Dann ergreift sie die Zügel der schwarzen Mascha und schwingt sich rittlings auf die Droschke.

"Ne, mein Jungchen, für Dich ist es im Walde zu dunkel!" wehrt sie Felix ab.

"Wer will den besten Stuckerplatz haben?" ruft sie mit heller Stimme den Andern zu. „Kommst Du, Bruder Adalbert?"

"Danke, ich gehe lieber das holperige Stück durch den Wald zu Fuß," erwidert der Gefragte.

„Wenn Sie mir erlauben aufzusteigen, Fräulein Thekla. . . .“

„Aber gewiß, Herr von Sandern. Und setzen Sie, bitte, das Dickerchen zwischen uns. Das schläft notorisch allmählich ein und fällt in die Räder, wenn wir nicht aufpassen.“

Langsam, schrittweise geht es durch den dämmerigen Wald, wo verlorene Mondstrahlen über Bäume und üppig wucherndes Unterholz huschen, und wo es geheimnißvoll still ist, wie in einem Dom.

Eine Zeitlang sind Beide stumm.

Thekla hat auf die wurzelreiche Spur, die tief ausgefahrenen Geleise des Weges zu achten, und über Sandern ist mit der gefundenen Müdigkeit, die stundenlanger Aufenthalt in frischer Luft giebt, sinnendes Nachdenken gekommen.

Lang ist es her, daß er in warmer Sommernacht den stillen Zauber nordischen Hochwaldes so tief empfunden, und ihn, den Städter, den Vielgereisten, packt der Reiz des livländischen Landlebens mit eigenthümlicher Intensivität.

Und aus diesem Gedankengange heraus sagt er warm:

„Nun bin ich um eine hübsche Lebenserinnerung reicher.“

„Ja, das sind so unsere landschen Sommerfreuden,“ giebt Thekla lebhaft zurück.

„Mir geht nichts darüber, und es freut mich, daß Sie Ihnen zu genügen scheinen. Ich dachte, ein Petersburger, wie Sie, würde sich bald auf dem Lande langweilen und die Amusements vermissen, die sich in großen Städten bieten, all das Bunte, Laute — Theater, Concerte, gepuzte Menschenmassen, in electrischer Beleuchtung erstrahlende Straßen. Die Brüder erzählen immer so viel davon, seitdem sie im Auslande gewesen sind. Max schwärmt für Restaurants, feine, lange Menüs, Champagnerkrühstücke. Lionel begeistert sich für elegante

Pariserinnen, chicvolle Toiletten — mir kann das alles gestohlen werden.“

Halb belustigt, halb gerührt, ruht Sandern's Blick auf Thekla.

„Ja, die eleganten Großstädterinnen sehen anders aus,“ denkt er.

Der einfache Matrosenhut sitzt irgendwo. Das dunkelrothe Sommerkleid ist practisch in Farbe und Schnitt, kann aber absolut keinen Anspruch auf die Bezeichnung „modern“ machen. Nicht zu kunstvoller Frisur aufgebauht, sondern zu dickem Zopf geflochten, hängt ihr das blonde, reiche Haar lang über den Rücken. Und doch — Klasse in jeder Linie! — Stolz und edel ist die Form des Kopfes, der Ansatz des Halses. Zierlich sind die rosigen Ohren, lang und schmal die Hände. Kraftvoll und geschmeidig der junge Körper, erfüllt von sprühendem Leben.

Trotz aller Einfachheit, eine Tochter aus adeligem Geschlecht — edles Blut! — —

„Stachelbeeren und Nüsse, Grütze und Kohl schmecken mir hundertmal besser, als alle die Delikatessen, über die Max ganz dicke Augen bekommt, und was man bloß davon haben kann, soviel an seine Kleider und so was zu denken, ist mir erst recht ein Räthsel. Denn, wenn man sich auch aufpuht wie ein Pfingstochse, klüger und besser wird man doch darum nicht um ein Dittchen. Giebt es was Lieberes, Klügeres, Gütigeres, als Tante Professor, und für sie giebt es überhaupt keinen Wechsel der Mode — seit vierzig Jahren, sagt Papa.“

Amüsirt hört Sandern zu. Erst sechzehn Jahre! — Noch so unfertig, und doch so bestimmt in ihres Wesens Art.

Immer besser gefällt ihm Thekla, in ihrer urwüchsigem Natürlichkeit und Offenheit, diesem gesunden Reiz, der noch nichts hat von dem, was er schon so oft mit innerem Widerwillen in den Kreisen moderner junger

Mädchen beobachtet hat, die, verschiedenen Einflüssen ausgejezt, zu früh etwas Wissendes haben, nicht mehr diesen Hauch unberührtester Mädchenreinheit besitzen, der unennbaren Zauber in sich birgt.

Hier ist keine Coquetterie, keine Gefall- und Vergnügungsfucht. Sie ist die Knospe Mädchen, welche entfaltet die Frau sein wird, die wahre Frau, kein Zerrbild, wo auf Kosten größerer geistiger Entwicklung die Schätze des Gemüths verkümmert sind. — Wie würde sie seiner Mutter, seinen Geschwistern gefallen! —

Nun bleibt der Wald hinter ihnen zurück. — Ueber den Wiesen schweben die weißen Nebel. Aus den Roggenfeldern weht der Duft reisenden Kornes, und die Schnarrwachtel läßt ihren stimmungsvollen Ruf ertönen. Im Nordosten lichtet sich der Himmel mehr und mehr!

Auf der glatten Landstraße setzt sich die schwarze Mascha in Trab, um den Vorausfahrenden nachzukommen. Durch das Geräusch der rascher rollenden Droschke geweckt, öffnet Fritzchen die schlaftrunkenen Augen, lehnt seinen Kopf dann gleich wieder vertrauensvoll an Sanders's Schulter und sinkt auf's Neue in Schlummer.

Bei der anschmiegenden Bewegung des kindlichen Körpers beschleicht ihn ein weiches Gefühl! — —

Es muß doch süß sein, solch ein zärtliches Geschöpfchen sein eigen zu nennen!

Fester schlingt Moriz den Arm um den kleinen Kerl und träumt sich mit wachen Augen in die Zukunft hinein.

„Sind Sie auch schon im Einschlafen?“ fragt Thekla, sich halb umwendend.

„Nein, gewiß nicht. Ich genieße viel zu sehr den Stimmungszauber dieser Sommernacht. Meinetwegen könnte diese Fahrt noch Stunden fort dauern.“

So unbefangen Thekla ist, etwas in seiner Stimme frappirt sie. Sie wird ein klein bißchen roth und

knallt mit der Peitsche, als ob es nöthig wäre, die Stute anzutreiben.

„Da aber ist schon Therenhof und gleich sind wir zu Hause.“

„Schade!“ —

Als er ihr von der Droschke geholfen, hält Moritz Sandern Thekla's Hand etwas länger fest und — einen eigenthümlichen Glanz in den Augen — sagt er mit Nachdruck:

„Ich danke meinem Kutscher für diese Fahrt. Ich werde sie nie vergessen!“

\* \* \*

### Thekla Theren's Tagebuch.

\* Juli.

Heute ist das Wetter schauerhaft. Es regnet, regnet! Schon nicht mehr Bindfaden, aber Stricke, Laue. Trotzdem wollte ich einen Spaziergang machen und ging in die untere Etage, um zu sehen, ob sich nicht Jemand zum Mitkommen entschließen würde. Aber sie waren Alle beschäftigt.

Adele und Adalbert amüsiren sich mit dem Billard. Miß und Lionel sitzen ganz vertieft vor dem Schachbrett, Max, der Faulpelz, reckelt sich auf dem großen Sopha und spielt mit Broßi's weichen Ohren. Mama und Tante Linchen nähen an dem riesigen Teppich, der von Gut zu Gut geht, um als Geschenk des ganzen Kirchspiels den Roggenthalschen Reckenstein's zur goldenen Hochzeit überreicht zu werden. (Die Herren müssen auch alle, wenigstens paar Stiche daran machen.) — In der Bibliothek aber streiten Papa und Onkel wieder einmal über Landespolitik, rosa und graue Brillen. Seit ein paar Tagen ist auch Schwager Astenau hier und nimmt lebhaft Antheil an den Gesprächen der alten Herren. Sandern war nirgends zu

erblicken, wahrscheinlich schreibt er wieder Briefe. Er muß ein furchtbar guter Sohn und Bruder sein. An jedem Posttage gehen Briefe an seine Eltern oder Geschwister ab. Moriz Sandern ist wohl sehr nett. Er gefällt mir immer mehr. Er hat so gute Augen und dann ist er so freundlich zu Thieren. Damit gewinnt man gleich meine Sympathie. Mir gegenüber hat er auch so eine liebenswürdig ritterliche Art, neckt mich nicht so viel, wie die Brüder, Bettern und Herren aus der Nachbarschaft, und unterhält sich oft ganz lange mit mir — sogar über Politik. Ich habe ihn gebeten, mich über die fraglichen Worte aufzuklären, und er that es in so klarer, leichtfaßlicher Weise, daß mir jetzt so Manches doch nicht mehr bloß böhmische Dörfer ist wie früher. Ich glaube, er ist sehr klug. Er weiß immer eine treffende Bemerkung zu machen. Dabei hat er soviel Humor, daß man vom Stuhl fallen kann vor Lachen, wenn er und Max sich necken oder Geschichten aus ihrer Studentenzeit erzählen, wo sie, wie Max sagt, „ihre Streiche, über die sich die guten Bürger Dorpat's fast die Köpfe abschüttelten, frei nach Wilhelm Busch ausheckten und in Scene setzten.“ Gestern Abend hatten die Beiden ganz was Feines ausgedacht — Commerc mit Damen. Statt Gläser wurden Viertel- und Halbstofmaße genommen — die Richte in Flaschenhälse gesteckt, paar Lampions, die Adalbert und Ulrich irgendwo aufgegabelt, an die Aeste der Ahornbäume gehängt, und bei dieser romantischen Beleuchtung saßen wir Alle — die Krakenormschen und Sessenschen waren schon zu Mittag gekommen! — im Kiosk, auf dem großen Spielplatz und es war schrecklich lustig. Vorher hatten die Herren unter Baron Trostberg's Leitung eine berühmte Bowle gebraut. Ich wollte partout nicht probiren, aber sie ließen nicht nach mit Zureden — und ich wurde schließlich richtig ganz schwindlich von den paar Schluck. Und als ich dumm genug war, das zu

sagen, da ging's los mit Necken. Max brachte mir einen Häring als probates Mittel gegen Katzenjammer — hat's wahrscheinlich selbst häufig ausprobiert! — Lionel rieth mir, meine Nase einzupudern, denn sie sei schon ganz blauröth, und in diesem Stuhl ging es eine Weile fort, so daß ich zuletzt wirklich wüthend wurde und weglief — schnurstracks in meine alte Karette, wo ich mich ordentlich ausheulte. Dann holte ich mir meinen Lieblingskuz und schlich durch die Büsche, so daß mich keiner sehen konnte, bis zu meinem Kletterbaum.

Kuzichen ließ sich so gerne streicheln und kauen, und ich lag und sah zum Himmel empor. Es war unbeschreiblich schön. Die Sterne blinkten durch das Laub und mir wurde so sehnsüchtig zu Muth, so schrecklich sehnsüchtig — ich wußte nur nicht so recht wonach! Bowle aber trinke ich bestimmt nie wieder! —

\* \* \*

Erich ist sehr beschäftigt. Er hat einige schwere Fälle in Behandlung, und es giebt Tage, wo er Abends garnicht an den Strand kommt. Hat er es möglich machen können, so ist er abgespannt und müde, ruht meist unbeschäftigt auf einem Schaukelstuhl oder in der Hängematte.

Dunkle Schatten liegen um seine trüben Augen und seiner Mutter bereitet dieser Zustand der Erschöpfung ernste Sorgen. Immer wieder beredet sie ihn, sich einen Stellvertreter zu suchen, um sich ein paar Wochen lang ganz ausspannen zu können.

„Nimm Dir doch ein Beispiel an den Tausenden von Feriengästen, die den Rigaschen Strand bevölkern, in der richtigen Erkenntniß, daß man nach den Strapazen des Winters eine Zeitlang ein ganz anderes Leben führen muß. Als Doctor predigst Du es so vielen...“

„Ja, und ich glaube auch daran, aber...“

„Da giebt es kein aber, mein lieber Junge, wenn man so aussieht, wie Du jetzt. — Man muß vernünftig sein, nicht nur in Worten, sondern auch in Thaten. Das Verhältniß zwischen Müssen und Können soll unbedingt erhalten werden, weil sonst schließlich Letzteres für Ersteres nicht mehr ausreicht, plötzlich die nöthige Kraft fehlt, für die übernommene Pflicht.“

Und als er, statt aller Antwort, lächelnd schweigt, fährt sie fort:

„Eigentlich sollte es Jedem vergönnt sein, aus der Treitmühle seiner Berufsarbeit hinauszuschlüchten und irgendwo Sommerlust zu genießen, am besten in einem grünen Erdenwinkel auf daß mit der Natur auch die Seele wieder erwache aus schweren Winterbanden, und in Ruhe, Frieden und Einsamkeit sich auf sich selbst besinne. Es thut gut nicht nur körperlich, sondern auch geistig unterzutauchen, wie in ein kräftigendes Bad, damit nachher das Blut wieder rascher pulsire und alles von uns sich löse, was uns fesselte und griesgrämig machte, weil Leib und Seele zu müde geworden. Man hastet viel zu sehr in unserer Zeit, und Ueberbürdung ist die Folge. Das aber rächt sich meistens schwer.“

„Also gut, Mamachen, wenn Dir soviel daran liegt mich loszuwerden, so will ich mir gleich morgen — ist das rasch genug? — ein Weltrundreisebillet nehmen. Und wenn ich bei den Botokunden, oder sonst einer sympathischen Völkerschaft angekommen bin, kann ich mich gleich für ein Zeitchen da etabliren, und lasse Euch vielleicht folgen, wenn ich dort eine großartige Praxis finde.“

Er sagt es in scherzendem Tone, der Mutter Hand streichelnd, aber mit gespanntem Ausdruck ruht sein Blick auf Thilde's gebeugtem Kopf, dessen schönes Profil sich kameengleich gegen die grüne Blätterwand des wilden Weins abhebt.

„Nun, ich denke, an der fehlt es Dir hier wahrlich nicht, aber nothwendig ist es gerade, daß Du für ein paar Wochen die geliebte Praxis an den Nagel hängst, von welchem Du Dir die Reiseumühe nimmst. Sei vernünftig, mein Erich, und erfülle nebenbei Deiner alten Mama einen großen Wunsch.“

„Soll ich, Thilde? Was meinst Du? Werdet Ihr wirklich hier ganz ohne mich auskommen? In Abwesenheit Eures gestrengen Doctors nicht etwa leichtsinnige Streiche machen?“

Thilde wird der Antwort überhoben, denn die Gartenpforte hat sich geöffnet, und mit heiterem Zuruf nähern sich die Sandern's und Hellen's der Veranda.

„Wie geht es, gnädige Frau?“ „Servus, Fräulein von Rehburg.“ „Bon soir, Doctorchen!“

„Wohin geht denn heute die Reise?“ fragt Frau Ina, mit ihrem freundlichen Lächeln die, sie umringende, junge Schaar grüßend.

„Nur nach Dubbeln, zur Musik — sozusagen, denn im Grunde ihrer Seele haben meine Schwestern wieder einmal einen Brenner auf Champagnerbowle nach berühmtem Trostberg-Sessenschen Recept,“ erwidert Moriz von Sandern in seiner launigen Art.

„Und dabei soll ein großartiger Plan berathen werden, den Lia ausgeheckt hat. So ein richtiger Ländlerpodrett soll unternommen werden.“

„Wohin denn?“

„Pour commencer, Ausflug nach den Vogelbergen bei Luckum, dann Fahrt auf der Na bis Mitau — man muß doch auch das Gottesländchen etwas kennen lernen, wenn man schon so nah ist! Dort Besuch des einstigen Herzogschlosses und sonstiger Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt Kurlands. Hierauf — über Riga, wo man auch noch so einiges mitnimmt, in froher Touristenlaune — kurzer Abstecher nach Rokenhusen, mit Dünaufer und Perfethal. Zum Schluß, Cremon,

Treiden, Segewold, die Gutmannshöhle u. Meine Schwestern wollen partout die livländische Schweiz sehen und mein Nefse Albert schnitzt schon eifrig an den Alpenstöcken aus Kadiak herum, weil ich ihm weisgemacht, es gäbe da schon fast Gletscherberge.“

„Und natürlich müssen Ihre Nichte und Ihr Sohn mit!“ ruft es im Chor der hellen Mädchenstimmen.

Und als Thilde lächelnd den Köpf schüttelt, umfaßt Anna Sandern sie zärtlich.

„Aber Liebste, Sie werden doch nicht „Nein“ sagen?“ —

„Wann soll denn dieser Ausflug unternommen werden?“ Erich fragt es.

„Wir haben an nächsten Montag gedacht,“ erwidert Elise Sandern. „Sonntag läßt man doch lieber vorübergehen, damit man nicht in überfüllte Waggonz geräth.“

„Der Termin ist für mich leider unmöglich. Montag muß ich unbedingt in Riga sein, wegen einer sehr ernstern Operation.“

„Wir können doch unsere Abfahrt verschieben. Auf einige Tage früher oder später kommt es ja nicht an, Herr Doctor,“ wirft Lia Sandern ein, Erich voll anblickend.

„Gnädiges Fräulein sind zu gütig, auf meine Persönlichkeit solche Rücksicht nehmen zu wollen.“

„Aber es wäre doch viel netter, wenn auch Sie dabei wären. Sie sollen doch unseren Cicerone machen.“ Ihre leuchtenden Augen strahlen ihn an.

„Denken Sie doch, Keiner von uns kann Lettisch!“

Unterdeffen suchen die Uebrigen Thilde zu bereden.

„Wir bleiben ja nur fünf oder sechs Tage fort — lassen Sie sich doch erbitten, Thilde!“

„Sie sind Alle sehr lieb und nett, mich mithaben zu wollen, aber es geht nicht, daß ich meine Tante so lange allein lasse.“

„Sie bleibt ja nicht allein. Sie haben doch so

überaus zuverlässige Diensthoten, und tagsüber kann unser Kinderfräulein ganz zu ihrer Verfügung stehen — vielleicht bleibt auch Mama zurück," äußert die Baronin Hellen.

"Nein, wirklich," beharrt Thilde. "Es thut mir leid, aber Beide können wir nicht fort, und für meinen Vetter wäre eine Erholung entschieden rathsam."

"Sie sind und bleiben ein rechter Eigensinn!" schmollt Anna. "Ich hatte mich schon so riesig gefreut, alles in Ihrer Gesellschaft zu genießen."

"Sprechen Sie doch ein Machtwort, gnädige Frau." In ihrer lebhaft anmuthigen Art umringen die Sandern's Frau von Rehburg's Kollstuhl.

Erich tritt zu seiner Cousine, die sinnend vor sich hinblickt.

"Soll ich mich der Gesellschaft anschließen?" fragt er halblaut. "Wirst Du Dich nicht fürchten, mit Mama allein zu bleiben?"

"Nein, gewiß nicht, Erich. Und ich kann doch jeden Augenblick Doctor Feldten zu Rathe ziehen, und Dich benachrichtigen, wenn es nöthig sein sollte. Dir aber wird die Ausspannung gewiß gut thun. Du siehst thatsächlich sehr angegriffen aus."

"Weißt Du wirklich nicht warum, Thilde?" entfährt es ihm.

- Voller Staunen, tief erblaßt, sieht sie zu ihm auf. Sekundenlang haften ihre Augen ineinander! — —

"Nun, Doctorchen, kommst Du?"

"Fräulein von Rehburg, soll ich einen Fußfall machen, um ihr grausames Herz zu erweichen?"

"Wenigstens zum Concert kommen Sie mit."

"Nicht heute, Anna, ich habe zu arge Kopfschmerzen."

"Nun denn, auf Wiedersehen, Sie liebe Spielverberberin."

"Vorwärts mit frischem Muth, Dubbeln sei's Panier."

Von dem Bretterstege nickten und grüßten sie noch einmal über den Zaun zurück.

Ihre Schritte und fröhlichen Stimmen verhallen. Thilde steht an einen Baum gelehnt, preßt die Hand auf das wildklopfende Herz.

Welch ein Ausdruck lag in Erich's Augen? — Und was bedeutete seine Frage?! — — —

\* \* \*

„Wie blaß Du bist, Thilde? Fehlt Dir etwas?“

„Kein, liebes Tantchen, nichts Besonderes. Aber Du weißt, ich vertrage die große Hitze schlecht. Und heute ist es außerdem noch so drückend schwül. Wir bekommen wohl ein Gewitter!“

Thilde ist an das Ruhebett getreten und richtet die Kranke zu bequemerer Lage auf.

„Möchte Erich dann nicht gerade unterwegs sein. Ich sorge mich schon genug um ihn. Er strengt sich wirklich zu sehr an, in seinem Beruf. Das kann er auf die Dauer nicht aushalten. Pflichtgefühl und Gewissenhaftigkeit sind gewiß große, vielleicht die größten menschlichen Tugenden, aber man soll auch darin nicht in Uebertreibung verfallen. Erich neigt dazu! — — Wenn er sich entschließen könnte, wenigsten den hübschen Ausflug mit Sandern's zu unternehmen, um den schweren Eindrücken von Krankheit und Tod, die er täglich vor Augen hat, wenn auch nur für kurze Zeit aus dem Wege zu gehen! — Glaubst Du, daß er es thun wird?“

Thilde steht noch immer im Rücken der Tante. Ein weher Zug legt sich um ihren Mund.

„Wir wollen es hoffen. Du solltest es ihm noch einmal recht eindringlich nahelegen.“

Plötzlich färbt jähes Roth ihre Wangen und ein leises Beben ist in ihrer Stimme, als sie fortfährt.

„Da kommt er gerade gegangen. Und wenn Du mich jetzt nicht nöthig hast, Tantchen, so gehe ich etwas spazieren. Mir wird Bewegung vielleicht gut thun.“

„Gewiß, Thildchen, versuche es damit und hoffentlich lindert es Dein Kopfweh. Man sieht es Dir wohl an, wie es Dich martert.“

„Wenn es nur das wäre!“ denkt Thilde, während sie durch das Hinterpförtchen des Gartens schlüpft.

Es ist etwas in ihr, das sie aus Erieh's Nähe treibt, eine Angst sich zu verrathen. Bevor es ihr nicht gelungen ist, alle die in ihr aufgewühlten Gefühle niederzuzwingen, will sie ein Alleinsein mit ihm vermeiden.

Sie verfolgt längere Zeit einen sandigen Waldweg, ersteigt dann die Düne und sucht sich im Schutze eines Badehäuschens einen Platz.

Im Westen loht das Abendroth. Ein heller Stern sinkt tiefer und tiefer in den klaren Glanz, und ihr ist, als möchte auch sie versinken in diesen Weltallsfrieden, nichts mehr wissend von Erdennoth und Erdenleid!

„Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual! — So weh ist ihr um's Herz, so weh, daß sie die Hand darauf pressen möchte, damit es still würde da drinnen, dieses nagende, folternde Fragen, das ihr seit gestern keine Ruhe läßt.“

Immer wieder klingen Erieh's, mit so eigenthümlicher Betonung gesprochenen Worte in ihr nach. „Weißt Du wirklich nicht warum?“ — Sag darin das Geständniß seiner Neigung zu Lia Sandern? Wird er sich mit ihr verloben? Auf dem Ausfluge wird sich leicht die Gelegenheit zu einer Aussprache bieten. Tage lang werden sie zusammensein! Und sie selbst muß zurückbleiben in dieser martelnden Ungewißheit.

Sie krampft die Hände ineinander, starrt mit brennenden Augen vor sich hin.

Erieh als Lia's Bräutigam!! — — —

In ihren schmerzenden Schläfen hämmert das Blut. Alles in ihr bäumt sich auf gegen diese Vorstellungen, aber sie vermag ihnen nicht zu wehren. Immer wieder steht das eine Bild mit so grausam peinigender Deutlichkeit vor ihren Geistesaugen — Erich und Lia als Verlobte — Zärtlichkeiten tauschend!! — Nein, das zu ertragen, ist sie nicht im Stande, das mitanzusehen, vermag sie nicht!! — —

Dann geht sie fort, und sollte sie eine Lüge erfinden müssen, um Erich gegenüber einen triftigen Grund zu haben sich der übernommenen Pflicht zu entziehen, die kranke Tante plötzlich zu verlassen. Ihr würde sie die Wahrheit sagen, ist es ihr doch schon jetzt bisweilen gewesen, als müßte sie sich hinknien zu der stillen Dulderin und flehen: „Gieb mir Deine Kraft der Selbstbeherrschung, oder laß mich ziehn — ich kann nicht mehr!“ — —

So schwach, so feige ist sie geworden vor diesem neuen Schmerz, so jämmerlich feige!

Wo ist ihr hochgemuther Stolz geblieben, der sie so stark machte. „Schweigend, klaglos tragen, was das Schicksal auferlegt! Nicht mehr betteln um das, was es versagt!“

Das hatte sie sich vorgenommen. Und jetzt? — Müde, sterbensmüde ist sie. Ruhe — könnte sie nur Ruhe finden! —

Die Pracht des Sonnenuntergangs ist verglüht. Dunkler und dunkler ist es geworden. Im Himmelsblau aber schwebt jetzt der klare Mond, und in silberglänzender Straße liegt sein Schimmer auf den glitzernden Wellen des leise athmenden Meeres. Und das Feuer des Leuchtthurms von Domesnäs flammt auf und erlischt in wechselndem Spiel.

„So ist es mit unseren Hoffnungen,“ denkt sie. „Bald schimmern sie hell wie Sterne, in Zweifels Nacht, und Zuversicht kommt über ein müdes Herz, daß es

das Ziel seiner Wünsche erreichen wird — dann, plötzlich, ist der tröstende Lichtfunken verschwunden, und alles dunkler als vorher.“

Immer tiefer versinkt sie in ihre Herzensnoth — kann sich nicht trennen von ihren grübelnden Gedanken. Plötzlich zuckt sie zusammen. — —

Unter den Gestalten der am Ufer des Meeres Lustwandelnden, hat sie Sandern's erkannt, und mit ihnen, an Via's Seite — sie sieht es deutlich im Licht des hellen Mondschein's — geht Erich! — —

Welche unaussprechliche Marter sie, gerade jetzt, wieder nebeneinander zu sehen, als gehörten sie schon zusammen, und als stehe sie außerhalb — einsam und allein! — — im Schatten.

Sie kommen immer näher, sie wenden sich der Düne zu! O, nur jetzt sie nicht treffen! —

Flüchtigen Fußes, rasch, eilt sie nach Hanse, und in ihrem Zimmer angelangt, sinkt sie auf einen Stuhl.

Haltloses, verzweifelt's Schluchzen erschüttert den jungen Körper, und Thränen, so bittere, wie sie sie nie geweint, entströmen ihren Augen! — — —

\* \* \*

Ein leichter Schritt. Kleiderrauschen.

„Gute Nacht, Erich!“

Er ist aufgesprungen, der lesend auf der Veranda saß.

„Du willst Dich schon zurückziehen, Thilde? Es ist eigentlich schade, an solch selten schönem Abend so früh zur Ruhe zu gehen. Und Du warst heute, glaube ich, fast den ganzen Tag im Zimmer, bei Mama. Sollten wir nicht noch einen kleinen Spaziergang machen? Der Mond scheint so zauberhaft hell.“

Sie sieht an ihm vorbei. So sehr sie sich auch zu beherrschen sucht, der gequälte Ausdruck kommt wieder in ihre Augen.

„Nicht heute, Erich. Ich bin zu müde! Nochmals gute Nacht.“

Sie streckt ihm die Rechte entgegen. Ihr schönes Gesicht ist sehr bleich.

Mit forschendem, fragendem Ausdruck haften seine Augen darauf. Es ist, als wolle er etwas sagen, dann wiederholt er nur, „Gute Nacht,“ und führt ihre Hand an seine Lippen.

Mit zusammengezogenen Brauen blickt er der schlanken Gestalt nach, bis sie in der Hausthüre verschwindet — dann greift er wieder nach der Zeitung. Aber nach einer Weile wirft er das Blatt auf den Tisch, löscht die Lampe aus und steigt die Stufen zum Garten hinab.

Lange geht er die Kieswege auf und ab.

Es ist eine wundervoll warme, weiche Nacht, eine Nacht, die Sehnsucht auslöst, Erinnerungen wachruft, Wünsche entfacht! — — —

Im Hause erlischt ein erleuchtetes Fenster nach dem andern, nur von Thilde's Balcon fällt heller Schein auf die Bäume.

Aus der Nachbarvilla erklingt Musik und Gelächter — dann wird es auch da dunkel und still.

Vom Meere her tönt leises Wellenrauschen. Der Nachtwind hält Zwiesprache mit den Föhrenwipfeln, und auf den Bretterstegen hallt hin und wieder der Schritt eines Heimkehrenden.

Auch er müßte zur Ruhe gehen, aber seine Gedanken sind noch so wach, und eine drängende Unruhe ist in ihm, eine fast fieberhafte Erregung. Ist es die Nachwirkung der Tagesereignisse — der jähe Tod einer jungen Patientin nach einer schweren Operation, der er assistiren mußte, und die dadurch ausgelöste Qual über die Unzulänglichkeit alles ärztlichen Wissens und Könnens im Kampfe mit den unerbittlichen Mächten des Bergehens — mit Krankheit und Tod? — —

Oder ist es etwas Anderes, etwas Heimlicheres, ganz

Intimes, einzig und allein ihn und die tiefsten Tiefen seiner Natur in Schwingung Versetzendes? Nicht Mitgefühl allein mit Anderer leidvollem Erleben und graufamem Verhängniß, aber prüfendes Tasten an Wunden und Narben, die er, kaum dreißigjährig, schon im Lebenskampf davongetragen, gespanntes Schauen auf eigene Schicksalswege, wo ihm schon manche Hoffnung zertrümmert liegt! Sollen es immer nur vernichtete sein? Wird ein neidisches Geschick ihm stets den Freudenbecher aus der Hand schlagen, bevor er ihn an die dürstenden Rippen gesetzt? Soll auch ihn der Tod treffen, unvermittelt, bevor er das Mannesleben voll ausgelebt, beseligende Gemeinschaft gefunden mit eines Weibes treulichem Herzen, den Zweck des Daseins erfüllt? — Wird er von hinnen gehen müssen, dereinst, nichts hinterlassend, als ein rasch verwehtes Andenken bei fremden Menschen? Keine Erben seines Namens und ihm heiliger Standes- und Landes Traditionen?! — Es hat wohl Jeder solche Tage, an denen man getrieben wird Wünsche und Erfüllung, Begehrtes und Erreichtes, wie auf eine Waage zu legen — wo man Rede und Antwort stehen muß eigenen Glücksforderungen, die, immer wieder zurückgedrängt, doch nach einem Spalt suchen in der Verpanzerung, mit der Naturen, wie die Seine sich das Herz umpressen, wenn Erfahrungen und Enttäuschungen es zu früh und zu tief verlegt! — Stunden, wo man, aus seinen Alltagsgedanken herausgerissen, von einer inneren Macht wie gezwungen wird, still zu stehen und rückwärts zu blicken auf das bisherige Leben, Entschlüsse zu fassen für das Kommende. — Sein bisheriges Leben!?! — — —

Sonnige, glückdurchwärmte Kindheit im geliebten Vaterhause. Schuljahre in Birkenruh. Köstliche Ferienzeiten auf dem elterlichen Gut. Aber doch schon langsam sich verdichtend zu trübenden Schleiern, den heiteren Knabensinn verdüsternd — immer dunklere Schatten,

welche die Ereignisse, die den Ruin seiner Familie herbeiführten, vorauswarfen. Und dieses Mittragen, dieser Einblick in schwere Verhältnisse zu einer Zeit, wo sein junges, hoffnungsgeſchwelltes Herz ſich mit allen Fibern nach frohgemuther Sorgloſigkeit ſehnte, hatte tiefe Spuren in ſeinem Character hinterlaſſen, ihn frühreif, ernt und grübleriſch gemacht.

Er ſah die Sonne in Anderer Lebengärten ſcheinen — drohend, wie düſterer Gewitterhimmel, lagerte es über ſeinem Jugendland. Und weil er nicht zeigen wollte, wie tief er empfand, wie grauſam er litt, war er hart geworden, innerlich, und nach Außen hin verſchloſſen und unzugänglich. Und nur einem Gefühl hatte er Raum gegeben, einer zärtlich ſchwärmeriſchen Neigung zu ſeiner Couſine, Nora von Rehburg, mit der er ſich von Kindheit auf beſonders gut geſtanden.

Anſtrengende Studienjahre in Dorpat folgten, heimlich durchglüht von dieſer heißen Jünglingsliebe. Und neben dem Streben nach Wiſſen und Erkenntniß, neben dem Wuſch, ſich, ſobald als möglich, eine geſicherte Stellung zu erringen, lohete in ihm der Drang, das geliebte Mädchen herauszuretten aus häuſlichen Verhältniſſen, unter denen ſie litt, und er malte ſich aus, wie er in dieſer Gemeinſchaft mit einer Schweſterſeele, der ſeinen ſo tief verwandt, geneſen würde, neuen Glauben findend, neues Vertrauen in die Zukunft und die Menſchheit. — —

Erregter flüſtert es in den Wipfeln der Bäume, lauter rauſcht das Meer. Wetterleuchten zuckt, und es grollt in leiſem, fernem Donnern, aber noch ſpielt der Mondſchein mit ſilbernen Lichtern auf dem Waldeſboden.

Und plötzlich taucht die Erinnerung an eine andere Mondnacht in ihm auf! Eine eiſige, froſtklare Winternacht! Er ſchreitet neben Nora durch Riga's menſchenleere Straßen, und das Geſtändniß ſeiner Leidenschaft ringt ſich ſchwer über ſeine Lippen. Sie aber hat nur

eine Abweisung für seine werbenden Worte. Er sieht ihre erschreckten großen Augen, ihr todtenblaßes Gesicht, die zuckenden Lippen, als er ihr zugerufen: „Du liebst einen Andern, Nora — wen?“ — sich selbst damit den scharfen Stachel eifersüchtigen Weh's noch vergiftender in's Herz stoßend. Um sich nicht zu verrathen — besonders seiner, schon damals kranken, Mutter gegenüber — hatte er seine Abreise nach Paris beschleunigt, wo er seine medicinischen Studien in der Klinik eines berühmten Nervenarztes fortsetzen wollte. Mitten in die Vorbereitungen hinein war die Nachricht gekommen, daß Nora's Vater gestorben. Er hatte der Beerdigung beigewohnt, und es war eine doppelte Qual für ihn gewesen, Nora in ihrem tiefen Schmerz zu sehen, und kein Recht zu haben, sie in die Arme zu nehmen, der Verwaisteten Beschützer, Halt und Trost zu sein. Aber sich gewaltfam beherrschend und zusammennehmend, all das leidenschaftliche Begehren zurückdrängend — hatte er sich in brüderlicher Weise bemüht, Nora mit Rath und That zur Seite zu stehen, und sie hatte ihm mit einem Blick gedankt, den er nie vergessen wird.

In dumpfer Verzweiflung hatte er die Stunden und Tage weitergelebt. Todt war alles in ihm gewesen, lange Zeit. Er war untergetaucht in das Leben der fremden Großstadt, immer tiefer eingedrungen in das Studium des erwählten Specialfaches. Andere Umgebung, andere Verhältnisse, neue Eindrücke und neue Bekanntschaften hatten ihre Wirkung ausgeübt, und nach dem Geseß, das auch in der Welt der Gefühle regiert — alles, was nicht genährt wird, stirbt! — hatte langsam, aber stetig die Heilung des Herzenswunde begonnen, und auch an ihm hatte sich des Dichters Wort bewährt „Du sehnst nicht mehr, wenn Du auch nie vergißt!“

Sein Jugendtraum war ausgeträumt — die flammende Ueberschwänglichkeit erloschen, und es war etwas über ihn gekommen, wie eine kalte Gleichgültigkeit.

Nur Ruhe! Nur keine neuen Enttäuschungen mehr heraufbeschwören.

Der Menschheit würde er dienen, seiner Pflicht leben, und für seine Mutter! —

Aus Frankreich zurückgekehrt, hatte er sich in Riga niedergelassen, war bald ein gesuchter Arzt geworden, den sein Beruf vollauf in Anspruch nahm, und dessen erfolgreiche Bethätigung ihm Gegengewicht bot für Vieles, was an Sorge und Prüfung noch immer auf seinem Lebenspfade lag, hauptsächlich bedingt durch das ernste Leiden seiner Mutter. Bei derselben hatte er seine Cousine, Thilde von Rehburg vorgefunden, die sich angeboten hatte, der Kranken, während seiner Abwesenheit, Gesellschaft zu leisten. Zwar hatte sie ihn bald danach gebeten, sich nach einer anderen Pflegerin umzusehen, da, für das nächste Halbjahr, ihre verheirathete Schwester ihrer bedürfe, aber schon in der kurzen Spanne Zeit, die sie noch in Riga geblieben, hatte er Gelegenheit gehabt, die seltene Pflichttreue und nimmermüde Geduld zu beobachten, mit der sie das übernommene Liebeswerk durchführte. Nicht, daß seine Mutter eine schwer zu behandelnde, launische Kranke gewesen wäre, aber die Pflege erforderte doch Aufopferungsfähigkeit, Selbstverleugnung, ein Hintenansehen der eigenen Persönlichkeit.

Mit Bedauern hatte man sich getrennt, und als einige Monate später ein älterer Kollege Erich dringend zu dem Versuch einer Kur in einem deutschen Badeort gerathen, von der sich Besserung im Zustande seiner Mutter erhoffen ließ, -- hatte er im Auftrage derselben Thilde geschrieben und sie gefragt, ob sie nicht die Kranke in's Ausland begleiten könne und wolle. Er selbst dürfe seine eben begonnene Thätigkeit in einem Hospital nicht auf längere Zeit unterbrechen, würde aber die Damen hinausbringen, und vielleicht auch abholen, damit den Besuch eines Arztekongresses verbindend. Thilde hatte sich einverstanden erklärt, und auf's Neue — mit

steigender Bewunderung — hatte er ihre stetsbereite Opferwilligkeit und beharrliche Ausdauer anerkennen müssen. Das war im vorigen Sommer gewesen. Im August — alle drei zusammen — nach Riga zurückgekehrt, hatten Mutter und Sohn die Befürchtung gehegt, die liebe Reisebegleiterin würde wieder zu Trostberg's zurückkehren, aber als Thilde gesehen, wie der junge Arzt, immer mehr in Anspruch genommen, oft ganze Tage vom Hause abwesend sein mußte, hatte sie ihrer verheiratheten Schwester, auf die Frage, wann man sie in Serramois erwarten könne, mitgetheilt, sie werde zur Weihnachtszeit einige Wochen bei ihr verbringen, dann aber zu Tante Ina zurückkehren, da Erich ihr nur wenig Zeit widmen könne.

So war der Winter in gemüthlichem Zusammensein verfloßen und um die drei Hausgenossen hatte sich das Band gegenseitiger Achtung und freundschaftlicher Werthschätzung fester geschlungen. Und immer stärker hatte Erich den ruhig stillen Zauber empfunden, den Thilde's Wesen ausstrahlte. Mehr noch als ihre Schönheit, der Wohl laut ihrer Stimme, ihr ganzes anziehendes Außere, hatte ihr reiches Innenleben, das so wenig aufdringlich, doch fühlbar in allen ihren Handlungen zu Tage trat, ihn entzückt — die angeregt lebhaft und doch gehaltene Art und Weise und die harmonische Ausgeglichenheit ihres Characters ihn, den Stürme aller Art von Jugend auf gerüttelt, wohlthwend berührt. Aber mit Absicht hatte er sich blind gemacht gegen die Bilder, die Phantasie lockend ihm zeigte — sich taub gestellt gegen das leise Raunen innerer Stimmen, die immer häufiger geflüstert, solch ein Wesen als Lebensgefährtin neben sich zu haben, müßte manch schweren Druck von Herz und Seele nehmen, trübe Tage licht, einsam leere Stunden reich ausgefüllt erscheinen lassen. Dann aber war der Augenblick gekommen — im April, an dem Tage, als seine Mutter ihm Nora's Brief zu lesen ge-

geben — wo plötzlich der Gedanke in ihm aufgezußt, daß er für Thilde nicht nur Sympathie und verwandtschaftliche Zuneigung empfindet — nicht nur Dankbarkeit für alle die liebevolle Fürsorge und aufopfernde Pflege, die sie seiner Mutter angedeihen läßt, sondern daß unter dem Deckmantel dieser Gefühle andere, tiefere sich in sein Herz geschlichen, in's Wachsen gekommen, und nun wie junge Triebe, die auch Grabsteine zu sprengen vermögen, mit unwiderstehlicher Macht an's Licht streben! —

Eine neue Liebe! — — Und doch mit anderen Empfindungen untermischt als da, in seiner Jugendschwärmerei, soviel Mitleid sich mit der Liebe paarte. Ein Drang war in ihm gewesen, Nora an seinem Herzen zur Ruhe zu betten, wie man ein krankes Kind in die Arme nimmt, um es zu trösten, — in sich gefestigt, eine ganze, vollausgeprägte Persönlichkeit, würde Thilde neben ihm stehen, ein Kamerad für gute und schwere Stunden! —

Durfte er aber die Hand ausstrecken nach dem Kleinod dieser Frauenseele, beglückende Wärme der Zusammengehörigkeit suchen, für sein einsames Herz, nach der — allen Sophismen zum Troß — seine tiefinnerste Natur nie aufgehört hatte sich zu sehnen. Konnte er Thilde zumuthen, vielleicht noch lange, Pflegerin zu sein? Und war es für ihn denkbar, seine alte, schwache Mutter zu verlassen, um egoistisch eigenes Glück zu suchen — sie fremden Händen anzuvertrauen, gerade jetzt, wo ihr Zustand sich fortgesetzt verschlimmerte? — Unmöglich war ihm das eine und das andere erschienen, und er hatte sich gehütet etwas von seinem Fühlen zu offenbaren, ihm Nahrung zu geben, war stillschweigend seiner Pflicht, seinem Beruf nachgegangen.

Doch seit der Fahrt mit Sandern hat sich die innere Marter in's Unerträgliche gesteigert. Mehr als einmal noch hatte er den scharfen Stich der Eifersucht empfunden, der ihn bei dem Gedanken durchzuckt, Sandern's

Wahl sei auf Thilde gefallen, und es hatte seiner ganzen Selbstbeherrschung bedurft, um mit keinem Blick, keinem Wort zu verrathen, was in ihm tobte, bis zu dem Tage, wo ihm die Frage entschlüpft war: „Weißt Du wirklich nicht warum, Thilde?“

Seitdem kämpft Rücksicht und Ueberlegung einen verzweifeltsten Kampf mit der, aus ihrer Erstarrung erwachten Leidenschaft. Ungeduld, keine Hindernisse mehr kennend und anerkennend, drängt vorwärts, ungestümer Wunsch läßt sich nicht mehr zügeln, hat nur ein Ziel im Auge — seine Sehnsuchtsträume zu offenbaren, stürmisch um Gegenliebe werbend, zu stehen: „Sei mein.“

Welche Antwort aber würde Thilde für ihn haben? Wird ein plötzlicher Ausbruch seiner Gefühle sie erschrecken, sie verletzen, oder ahnt sie etwas von dem, was in ihm vorgeht? —

Er blickt zu ihrem Balcon empor, von dem noch immer der Lichtschein auf die Bäume fällt. Sie sagte sich müde und ist doch nicht gleich zur Ruhe gegangen! Hält sie das heraufziehende Gewitter wach, oder sind es auch Gedanken? Und woran denkt sie in ihren einsamen Stunden, wenn hinter der klaren Stirn die Wünsche wach werden, die Träume gaukeln?!

Von sicherem Empfinden für das Rechte, Gute und Edle geleitet, spricht sie sich häufig offen und ohne Scheu über ihre Anschauungen aus, aber ihre selbstbeherrschte Art und Weise erlaubt nur selten, fast nie, einen Einblick in die sie persönlich betreffenden Gefühle und Empfindungen. Was ersehnt, erhofft sie vom Leben?

„Mein Lebenszweck ist liebe Tanten zu pflegen,“ hat sie, vor Jahren einmal, Axel lächelnd erwidert, der sie damit geneckt, es könne für ein schönes, reiches Mädchen doch kein Daseinszweck sein, immer nur Körbe auszutheilen und Männerherzen unglücklich zu machen.

„Männerherzen werden nicht so leicht unglücklich — verstehen schon, sich wieder zu trösten und sind nicht so dankbar, wie gute, alte Tanten!“

War das ernst gemeint gewesen? Warum wies sie so viele Bewerber ab? Will sie wirklich unverheirathet bleiben? — Träumt ihr Mädchenherz nicht von Liebesglück, von Mutterseligkeit? . . .

In diesem Augenblick erlischt oben das Licht! — Erich aber ist, als schaue er in das Heiligthum dieses dunklen Mädchenstübchens, und deutlich steht ihr schönes, bleiches Gesicht vor ihm mit dem räthselhaften Ausdruck, den es heute Abend trug, so traurig, so gequält!

Erst heute?! — Nein, auch gestern — und früher — oft sogar — wenn auch nicht so unverschleiert. Ueberhaupt, sie ist verändert seit einiger Zeit. Stillter, besangener. Etwas Scheues, wie Abwehrendes ist in ihr Wesen getreten. Nicht mehr so offen blickt sie ihn an. Und in den letzten Tagen weicht sie ihm aus! — Warum?! — —

Näher und näher, lauter, grollt das Gewitter. Heller, blendender, in rascher Folge, leuchten die Blitze! —

Er achtet nicht darauf. Weiter, immer weiter grübeln seine Gedanken. —

Schon mehrere Mal, in diesem Sommer, hat er in ihrem Gesicht dieses Fremde bemerkt, etwas, was früher nicht darin erschien.

Es war ein Ausdruck fast körperlichen Schmerzes, der die feinen, dunklen Brauen zusammenzog, die Augen größer erschienen ließ, in ihrer Starrheit. Wann? — Bei welcher Gelegenheit? — —

Er reißt Erinnerung an Erinnerung, Thatsache an Thatsache. Ja, so war's. — Immer, wenn er und Lia Sandern zusammen waren, plauderten, scherzten, disputirten.

Und jetzt soll er die Sandern's auf dem projectirten Ausfluge begleiten — — — wäre es möglich, daß. . .

Jäh fährt ein Windstoß durch den Wald. Nechzend beugen sich die Wipfel tief, schnellen wieder empor. Das Unwetter bricht los. Rauschen erfüllt die Luft. Ununterbrochen rollt der Donner. Bläuliches Licht erhellt immer wieder die tiefdunkle Nacht! —

Und plötzlich ist es ihm, als falle eine Binde von seinen Augen und grelle Erkenntniß blendet ihn fast. Er selbst hätte sich um sein Glück gebracht — er selbst!

O, um die tiefe Verschwiegenheit einer keuschen, stolzen Mädchenseele!! — —

Hier und dort flammt es in zuckendem Schein. Krachend droht der Himmel zu bersten. Unaufhaltsam strömt der Regen.

Erich aber hört und sieht nichts! Das Gesicht in die Hände vergraben, horcht er auf die Stimmen seines Innern.

Laut schlägt ihm das Herz in der Brust! —

Hilde's Schönheit berauscht ihn — Liebesgluth erfüllt ihn ganz.

Wie Feuer loht es in seinen Adern. Schauer fiebernder Erwartung durchrieseln ihn. Und Hoffnung nimmt ihn auf ihre Flügel.

Nun wird er den Becher der Wonne an die dürstenden Lippen setzen — Seligkeit ihn emportragen zu unerreichten Höhen des Empfindens, und die Sonne des Glücks, alle dunklen Schatten verscheuend, strahlend aufgehen über seinem Leben!! — —

\* \* \*

Hilde Rehburg's Tagebuch.

\*\* Juli.

Was habe ich heute erlebt?! — —

Mein Herz pocht noch in wilden Schlägen, während ich es niederschreiben will! — — —

Tagsüber von Schmerzen geplagt, hatte Tante Ina erst spät Abends Ruhe und Schlaf gefunden, und trotz der stürmischen Nacht trieb es mich auf die Düne, um meinen müden, gedankenheißen Kopf im Winde zu kühlen.

Gewitter nach Gewitter war vorbeigezogen, und das aufgepeitschte Meer warf schaumgekrönte Wellen an den Strand. Wie schwarze, zerrissene Schleier flogen, über den Mond, die Nebelwolken dahin. Von den Bäumen schauerten die Regentropfen.

Plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, stand Erich da.

Im Brausen des Windes, im Grollen der Brandung hatte ich seine Schritte nicht gehört. Er mußte mir nachgegangen sein, denn ohne ein Wort zu sagen, legte er mir sorgsam ein Tuch um die Schultern. Eine Zeitlang standen wir nebeneinander, schweigend.

Beklemmend legte es sich mir auf die Brust, denn ich fühlte es deutlich — etwas Entscheidendes war nah! Im Bestreben, unbefangen zu erscheinen, obgleich mir das Herzklopfen fast den Athem benahm, bemerkte ich:

„Das Gewitter hat die Luft stark abgekühlt. Nun werdet Ihr aber für den projectirten Ausflug eine sehr angenehme Temperatur haben.“

Erich verharrte unbeweglich. Er schien auf meine Worte kaum hingehört zu haben.

Plötzlich meine Hand erfassend und sie mit festem Druck umspannend, kam es erregt über seine Lippen:

„Thilde! Willst Du mir versprechen, spät Abends nicht mehr allein auf die Düne zu gehen? Die Nächte werden schon zu dunkel!“

„Aber Erich....!“

„Ich bitte Dich darum, Thilde, sonst kann ich während meiner Abwesenheit keine ruhige Minute mehr haben.“

Seine Stimme hatte solchen Klang, daß ich überrascht zu ihm empor sah, während er hinzusetzte:

„Denn ich habe mich entschlossen fortzufahren. Aber nicht den Ausflug, den Sandern's planen, werde ich mitmachen, schon in Luchum mich von der heiteren Gesellschaft trennen. Zu eines Freundes Grab, beim stillen Pastorat, werde ich pilgern, und um Gastfreundschaft bitten in Derbiten.“

„Also nicht Lia,“ durchzuckte es mich. „Nora will er auffuchen, noch einmal um sie werben! Das also war es, was ihn innerlich so erregt und ruhelos machte. Seine Jugendliebe ist noch nicht todt. Und ich dachte, er hätte schon längst abgeschlossen mit diesem Gefühl, wie Männer es vermögen, wenn sie sich anderen Hoffnungs träumen zuwenden.“

„Und wenn ich wiederkomme, Thilde, bald, hoffe ich, dann will ich eine Schicksalsfrage an Dich richten, und Du sollst entscheiden, ob ich Recht hatte, als ich zu sehen geglaubt, daß wir keinen Leuchthurm mehr brauchen, um uns Richtung und Ziel zu weisen, weil wir den Hafen gefunden, wo unser Glückschiff vor Anker geht. — Wirßt Du mir das erlauben, Thilde?“

Was hatte er gesagt? Sprach er wirklich zu mir? Der Boden schien unter meinen Füßen zu schwanken — mein Herzschlag stockte.

„Wirßt Du mir das erlauben?“

In bebenden Lauten Klang es ganz nah an meinem Ohr. Ich zitterte an allen Gliedern. Umsonst versuchte ich meine Fassung wiederzugewinnen — keinen Laut vermochte ich hervorzubringen.

„Ich flehe Dich an, Thilde — — ein Wort nur — ein Wort!“

Aus jagenden Wolken brach hell der Mond, sein Gesicht scharf beleuchtend. Gespanntes Forſchen war darin, und die Augen flammten!

Schon einmal hatte ich sie so gesehen — aber ihr Fragen galt einer Anderen!! — — —

Es war auf einem Subscriptionsballe, dem letzten,

den ich mitmachte, kurz bevor Erich seine Reise nach Paris antrat, ich Tante Ina's Pflege übernahm. Erich tanzte den Cotillon mit Nora. Ich saß ihnen schräg gegenüber. Unauffällig beobachtete ich ihn — sie Beide! Ich hatte Muße dazu, denn Axel, mein Tänzer, hatte bald hier, bald dort Anordnungen zu treffen, war wenig an meiner Seite.

Sie hatten sich anfangs lebhaft unterhalten, dann war Nora verstummt, und träumerisch hatten ihre Augen — an mir vorbei — lange in eine Richtung gesehen, dahin, wo, eifrig plaudernd, die Baronin Sivedt und Graf Riesen ihre Plätze hatten. Erich aber hatte den Blick nicht gewandt von Nora's blaßem Profil, und plötzlich sich zu ihr niederbeugend, alles um sich vergessend, hatte er etwas gefragt, und so ganz hatte sich meine Aufmerksamkeit in mein Gehör concentrirt, daß es bis zu mir herübergeklungen war, als ich mit Graf Riesen an ihnen vorübertanzte, das mit leidenschaftsheiße'm Klang in der Stimme geflüsterte, beschwörende „Nora.“

Und was ich seit der Derbitenschen Hochzeit geahnt, in dieser Minute wurde es Gewißheit. Dunkel war es vor meinen Augen geworden, — hätte mich nicht Graf Riesen's starker Arm gehalten, ich wäre zu Boden gesunken, in einer Umwandlung von lähmender Schwäche.

Jahre sind darüber hinweggegangen, — die Erinnerung an jenen Augenblick brennt noch jetzt in meinem Herzen.

„Spanne mich nicht auf die Folter, Thilde.“

Auf's Neue hatte er nach meiner Hand gefaßt, küßte sie wieder und wieder mit zuckenden Lippen.

Ich entriß sie ihm heftig. Er sprach von Folter — er! — Und plötzlich überkam mich all das, was ich um feinetwillen gelitten, all die Qual der zurückgedämmten Liebe brach hervor, wilder Troß erfaßte mich.

„Meinst Du wirklich mich, Erich?“

Er wurde bleich bis in die Lippen.

„Welche Frage, Thilde? Was giebt Dir ein Recht, sie zu stellen?“

„Daß ich um Deine Liebe zu Nora weiß — lange schon.“

„Und nun mißtraust Du mir? — meinen Gefühlen?“

Ich schämte mich meiner Regung, und mich zu äußerer Ruhe zwingend, sagte ich leise:

„Nicht Dir, Erich! — Es ist ja wohl möglich, daß ein neues Gefühl in einem Mannesherzen erwacht, wenn ihm das erste keine Glücksgewährung brachte — auch ein Baum grünt wieder, wenn ihn die Art nicht ganz gefällt! — aber für spröden Mädchenstolz ist es nicht leicht, eines Mannes zweite Liebe zu sein. Denn in jeder Mädchenseele schlummert wohl — als heimlich süßes Begehren — der Wunsch, die Eine und Einzige gewesen zu sein, für den, dem sie sich hingiebt — in ungetheiltem Gefühl. Vielleicht ist diese Forderung thöricht, zu ideal, und die Realität des Lebens lehrt sich begnügen, aber mir scheint es doch die festeste Grundlage einer wahren Ehe zu sein, wenn sie sich aufbauen kann auf diese tief innerliche Treue, auf ein Empfinden, das nie in die Irre gegangen. — Und zu plötzlich...“

„Ja, ich habe Nora geliebt,“ unterbrach er mich ungestüm, „geliebt mit der ganzen Ueberschwänglichkeit des Jünglings. Unnennbares Mitleid hatte ich für sie, die im Schatten aufwuchs, im Schatten ihrer eigenen Persönlichkeit, die zu groß war für die sie umgebenden Verhältnisse, und deren Charakter ich mir so verwandt glaubte. Sie aber sagte es einmal „Du und ich, Erich, brauchen sonnige Naturen, um zu gesunden.“

Und sie hatte Recht. Das galt auch für mich. Ich aber verschloß mich jeder neuen Regung, ich sargte meine Träume ein! — Ich sah die Sonne des Glücks in Anderer Gärten scheinen — daß sie mir Früchte reifen würde, das glaubte ich nicht mehr. Aber dann, übermächtig wuchs es auf in mir, und was ich jetzt

empfinde, Thilde, ist heiße, drängende Leidenschaft, — mit der vollen, flammenden Gluth des gereiften Mannes liebe ich Dich — Dein ganzes süßes Ich.“

Er lag zu meinen Füßen. Seine Arme legten sich um meine Gestalt. Was er noch alles stammelte, ich kann es nicht wieder sagen, nicht niederschreiben. Ich erkannte Erich nicht wieder, den ernstesten, verschlossenen, sonst so gehaltenen Manne. Worte schlugen an mein Ohr, wie ich sie noch nie vernommen, zärtliche Liebesworte strömten über mich hin, übten ihren gefährlichen Zauber aus. Bitten umschmeichelten mich, zogen mich in ihren Bann.

„Warum muß ich überhaupt noch warten, Thilde? Sieh mir gleich die befelgende Zuversicht, daß ich werben darf um Deine Liebe.“

Mit dem ganzen Aufgebot meines Willens bezwang ich meine Erregung, und meine Stimme meisternd, sagte ich fest und bestimmt:

„Nicht so, Erich, ich bitte Dich. Heute kann und soll die Entscheidung nicht fallen. Zu plötzlich und unerwartet kommt mir diese Offenbarung Deines Gefühls. Ganz richtig hast Du empfunden, als Du den Entschluß faßtest, auf einige Zeit fort — nach Verbiten zu fahren...“

„Ja, um mit Onkel Eberhard, als Deinem Vormund zu sprechen! — Aber ich darf Dir schreiben, Thilde?“

Es war schwer, seinen bittenden Augen zu widerstehen.

„Wenn Du jetzt nichts mehr sagst, Erich — ja.“

Heiße Küsse brannten auf meinen Händen, dann stürmte er davon.

Ich aber sank auf die Bank nieder, und Unausprechliches fluthete durch meine Seele.

Welch eine Urgewalt in Mannesleidenschaft! — Versengend und belebend, wie Flammengluth — schreckend und lockend! — —

Mädchenempfinden fühlt den Bann, aber bebt davor zurück, wie vor allem Entfesselten! — — —

Nun graut schon der Morgen! — Schlafen konnte ich nicht! — — Mit gefalteten Händen habe ich am offenen Fenster gesehnen und in die Nacht hinausgeträumt!!

Immer wieder klangen Erich's stürmisch bittende Worte in mir wieder! — — —

Er liebt mich! — mich?! — —

O, hätte er doch früher gesprochen! Durch die Zweifelsqual der letzten Tage war alles in mir wie erstarrt — ich hatte entsagt, für immer entsagt!

Sie lag im Sterben, meine Liebe! — —

Aus dunklen Tiefen meiner Seele war es emporgequollen, in Bitterkeit, Demüthigung und Weh! — —

Nun braucht mein wundes Herz Stille und Ruhe, um zu neuem Glückshoffen zu erwachen! — —

\* \* \*

### Thilde Rehburg's Tagebuch.

\* August.

Unsere Ausflügler sind fort. Auch Frau von Sandern — in ihrer jugendlichen Rüstigkeit noch so gut im Stande, der Kamerad ihrer Kinder zu sein — hatte sich entschlossen mitzufahren! — Und Tante und ich genießen die Stille!

So lieb und angenehm uns der Umgang mit den Sandern's geworden — in der Stimmung, in welcher ich mich befinde, suche ich Einsamkeit, um zu sinnen, wie alles sich gefügt! — Hat das Leben doch Erfüllung, nicht nur Verheißung?! — Sollen die Pforten zur Seligkeit, an denen ich rüttelte, mit fordernden Händen — sich mir weit öffnen? — Werde ich seine Braut heißen, sein Weib werden?! — Soll er sprudeln dürfen, der Quell des Empfindens, um ihn zu laben, ein ganzes

Leben lang? — Wird es über meine Lippen gehen, das kurze, inhaltschwere:

„Mein Erich!“ — — —

Heute erhielt ich Erich's ersten Brief! — —

Tief griffen mir die drängend = zärtlichen, Leidenschafts heißen Worte au's Herz. —

So wahres, inniges Gefühl offenbart sich darin — so eine große, tiefe Liebe spricht aus ihnen, daß mir die Augen feucht wurden.

Ich flüchtete mit meinem Schatz in mein Zimmerchen — habe ihn wieder und wieder gelesen, und dann kam es in Zuversicht und Vertrauen über mich — Glück ist glücklich machen!

Gott gebe mir die Kraft, Erich immer nur glücklich zu machen! — —

Morgen telegraphire ich nach Derbiten: „Komm!“ — — Einen Tag später.

Die Depesche ging ab — aber sie lautete anders. Doctor Feldten setzte sie auf, hatte sie unterschrieben.

Tante Ina war in der Nacht schwer erkrankt. Die leichte Erkältung — wahrscheinlich eine Folge des Wettersturzes in der vergangenen Woche — hatte sich auf die Brust geworfen.

Doctor Feldten befürchtet eine Lungenentzündung!!

Vierundzwanzig Stunden später war Erich da.

Es wurde eine Consultation berufen.

Mit tiefernsten Gesichtern umstanden die Aerzte Tantes Lager. Die Schwäche war groß! — Rauher Husten erschütterte den zarten, gebrechlichen Körper. Das Herz drohte still zu stehen!! — —

\*\* August.

Schwere Wochen liegen hinter uns. — Alles Persönliche trat zurück vor der zagenden Angst, sie zu verlieren, aber gerade diese gemeinsame Sorge um die ge-

liebte Kranke, hat uns innerlich einander so nahe gebracht. — Und dann kam ein Tag, wo wir uns in die Augen sehen konnten mit dem stummen: „Sie ist gerettet,“ — das Herz so voll in dem beglückenden Bewußtsein, daß Gott sie uns erhalten — unsere Mutter!! — —

„Jetzt sind wir über den Berg!“ meinte Doctor Feldten, den Arm um Erich's Schulter legend.

„Nur noch Ruhe und gute Pflege ist von Nöthen.“

„Die habe ich ja!“ sagte Tante Ina, mit ihrem schönen Lächeln uns Beide so lieb ansehend.

Erich aber ergriff schweigend meine Hand, und sein langer Kuß sagte mehr als tausend Worte.

Der Strand leert sich mehr und mehr!

Auch Sandern's sind fortgefahren. Ich konnte sie nicht auf den Bahnhof begleiten, aber sie kamen alle Abschied nehmen.

Als ich Lia umfaßte, fühlte ich etwas wie Abwehr in ihr, und um ihren Mund legte sich ein herber Zug. Arme Lia! Ich lese in ihrer Seele. Bis jetzt hat ihr das Schicksal nur Blüthen gereicht — keine Dornen, die bis auf's Herzblut ritzen! — Nun muß auch sie es lernen, daß Liebe Leid ist! — — Aber sie ist noch so jung — das Leben liegt vor ihr, sie wird verwinden!! — — —

\* \* \*

### Hilde Rehburg's Tagebuch.

\*\* August.

Tante Ina's Genesung macht rasche Fortschritte. Heute Nachmittag hat sie selbst um etwas Musik.

„Welches Lied willst Du hören, Tantchen?“ fragte ich.

„Bitte, Mamachen, laß mich wählen,“ entschied Erich, während er das Pianino öffnete.

„Etwas Hoffnungsvolles, Jubelndes muß es sein!“

Er blätterte in meinen Noten, nahm ein Schumannheft heraus und schlug das „Frühlingslied“ auf.

Herzensjubiläum klingt ja darin, aber mir schnürte die Erregung die Kehle. Erich's Blicke lagen so unverwandt auf mir, daß ich es garnicht so recht hinausjauchzen konnte, das frohlockende, glückstrunkene „Sie ist Deine — sie ist Dein!“

Und doch strahlten seine Augen verrätherisch, als er mir nachher dankte.

Was Tante Ina wohl gedacht haben mag? Ob sie etwas ahnt? Mit ihrem feinen Empfinden wohl mehr, als wir glaubten. —

Mit ihrem lieben, klugen Lächeln sagte sie nach dem Abendessen:

„Wollt Ihr nicht mal wieder einen tüchtigen Spaziergang machen? Ihr armen Kinder habt es die letzte Zeit schwer genug gehabt!“

„Bist Du einverstanden, Thilde?“

So sehr er sich zu beherrschen mußte, klang doch seine Stimme heiser.

Nun kam die Entscheidung! — — Ich fühlte, wie ich erröthete, aber ich sagte tapfer:

„Gewiß, Erich! Wollen wir abwandern, wenn Tante Ina es erlaubt.“

Erich beugte sich zu seiner Mutter herab — seine Lippen berührten ihre Stirn, als wolle er Abschied nehmen.

Ihre schmale Hand strich liebevoll über sein dunkles Haar. — Es war wie ein Segen in der Bewegung! — — —

\* \* \*

Silbergrau, glitzernd wie flüssiges Metall, breitet sich das Meer.

Leise rauschen die Föhrenwipfel. In leuchtender Klarheit wandelt das Nachtgestirn durch das dunkle Blau.

Und unendlicher Friede weht aus der Höhe, liegt über der stillen Welt! —

Thilde und Erich stehen auf der Düne.

Er hascht nach ihrer Hand.

„Wie oft habe ich in diesem Sommer des Dichters Wort nachempfunden.

„Ich bin der Sturm, der fährt dem Norden zu, Du bist die mondbeglänzte Meeresruh.“

Aber ich frage nicht mehr weiter mit ihm:

Wie stimmt ein solches Ich zu solchem Du?“ Ich habe die Ueberzeugung — und fühle es wie felige Zuversicht mich anwehen aus diesem Bewußtsein — daß wir uns Ergänzung sein können, sein werden, in den tiefsten Tiefen unserer Naturen — Ergänzung und Vollendung. Und diese Hoffnung umstrahlt mich wie Himmelslicht! — — Kannst Du diese Zuversicht nicht theilen, Thilde?“

Wortlos blickt sie zu ihm auf. — Was ihre Lippen nicht formen, nicht sagen können — ihre Augen ver-rathen es ihm. Aus den wunderschönen Sternen strahlt ihm, zum ersten Mal unverfchleiert, ihre ganze Seele entgegen, in überströmender Liebesempfindung! — —

„Thilde! . . .“

Jauchzend, glückdurchzittert, besitzergreifend klingt der Laut durch die Stille der Nacht. Er umschließt die geliebte Gestalt, und in der Seligkeit dieser Minuten versinkt ihnen ringsum die Welt! . . .

Arm in Arm wandeln Thilde und Erich am Strande entlang. Als sie an ein Lieblingsplätzchen kommen, rasten sie eine Weile.

„Erinnerst Du Dich, Thilde, wie Du mir, im Mai, an dieser Stelle ein schönes Gedicht „Das Glückschiff“ vorlasest, und so pessimistische Bemerkungen daran knüpftest — über den thörichten Jugendglauben, man könne es sich bestellen?“

Sie nickt lächelnd.

„Und jetzt ist es doch gekommen — das Glücksschiff?“

„Ja, Erich — Gott hat es gesandt. Ihm wollen wir danken!“ sagt sie mit feuchten Augen und schmiegt sich fester an seine Brust.

Und ihn überströmt eine mächtige Welle tiefinneren Jubels, als könne er vor lauter Glückseligkeit wieder beten lernen zu einem himmlischen Vater, der die Geschehnisse der Menschen wunderbar lenkt.

„Mein Herzenslieblich,“ flüstert er leise, „lehre Du mich ihm näher kommen, immer näher! Allein vermag ich's nicht!“ — —

\* \* \*

### Thekla Theren's Tagebuch.

\*\* August.

Nun leert sich Therenhof immer mehr und mehr. Adele fuhr, Anfang August, mit ihrem Manne in die Wolmarsche Gegend, um Bruno's Verwandte zu besuchen. Ulrich mußte nach Birkenruh — Adalbert nach Dorpat zurück. Max und Lionel wollen in der nächsten Woche nach Neubad und zu einer Hochzeit im Fellinschen. Sie erwarteten noch Sandern, der sich ihnen anschließen sollte, aber statt seiner kam ein Brief an Max, worin er sein Bedauern ausdrückte, daß er sein Versprechen nicht erfüllen könne, weil er seine Schwester Lia in ein deutsches Bad begleiten müsse. Sie habe wahrscheinlich die Seeluft, den Strandaufenthalt nicht vertragen — sei sehr elend und blutarm geworden! — Schade! — Ich hatte mich so gefreut, mit ihm Kiezchen und Nüsse zu suchen, von denen es viele, viele giebt. Mit seinen langen Armen könnte er so schön die Rußsträucher herunterbiegen. Und weite Ritze, zu allerlei hübschen Punkten in dieser Gegend, wollten wir auch unternehmen.

Es kommt überhaupt so Vieles anders, als man es sich gedacht.

Die Eltern haben mit Onkel und Tante Professor einen Plan besprochen, von dem ich nicht weiß, ob ich mich über ihn freuen soll oder nicht.

Miß bekam vor paar Tagen die Nachricht, ihre Mutter sei ernstlich erkrankt und wünsche ihre Rückkehr nach England. Da bleibe ich ohne Gouvernante, denn Miß Mabel gab mir auch Musik und Zeichenstunden, und statt daß eine Andere herkommt, soll ich, wie früher Elisabeth und Marie, für den Winter zu den Verwandten nach Dorpat. Und das schon in vierzehn Tagen! — Onkel May und Tante Vinchen sind so schrecklich gute Menschen, die ich zärtlich liebe, aber mir ist doch bang, auf so lange von Hause, von Mama fortzufahren. Wenn ich wenigstens meinen Lieblingskuß mitnehmen dürfte. Er ist so ein reizendes Hundchen geworden — schon ganz manierlich und stubenrein. Ob ich es wage, Tante Vinchen um die Erlaubniß zu bitten? — Aber alte Herrschaften sind so eigen mit Möbeln und Sachen, und hin und wieder kaut so ein Hundebaby doch noch an allerlei herum, was es festkriegt.

\* \* \*

### Thekla Theren's Tagebuch.

\* September.

Großes Hallo! gab es am Kaffeetisch, als Papa in den Postfächer eine Verlobungsanzeige fand und sie vorlas. Meine angegeschwärmte Thilde Rehburg hat sich mit Doctor Erich Rehburg verlobt! — — Also er war der Rechte!

Alle finden, daß sie famos zusammenpassen und sehr glücklich werden müssen. Ich freue mich furchtbar

für sie, aber mir selbst ist heute so gräßlich traurig zu Muth.

Vorbei die Ferien — zu Ende der schöne Sommer! — — Der letzte Abend hier! Morgen geht's nach Dorpat! — Vor dem Gutenachtsagen nahm Mama mich noch in ihr Zimmer, und hatte soviel liebe Worte und Ermahnungen für mich, daß ich ganz weich wurde. Ich schluckte an meinen Thränen und versuchte sehr tapfer zu sein — versprach ihr alles. Aber als sie gegangen war, habe ich ordentlich losgeheult. Jetzt erst kam mir voll zum Bewußtsein, wie nöthig ich mein Mamachen habe, um mich glücklich und zufrieden zu fühlen, und wie sehr ich an allen Geschwistern hänge. Lieber Gott, erhalte sie alle gesund! Zu Weihnachten sehe ich sie wieder!

Adieu, mein liebes, liebes Therenhof! Auf Wiedersehn im Jahre 1887! — —

\* \* \*

Ein goldig klarer Septembervormorgen, herb und frisch. — —

Die Wagen setzen sich in Bewegung.

„Schreibe bald, Theklachen.“

„Ja, Mamachen — auf Wiedersehn!“

„Auf Wiedersehn, Kind!“

„Adieu, Mline.“

„Gute Fahrt, Schwager.“

„Danke für den schönen Sommeraufenthalt.“

„Ist der Speisepaudel nicht vergessen?“

„Nein, nein — er ist auf dem Boek.“

„Adieu, adieu.“

„Auf Wiedersehn!“ „Auf Wiedersehn!“ — — —

Nur noch als dunkler Punkt ist der Wagen am Ende der Allee zu erblicken. Ein weißes Tuch winkt. Jetzt eine Biegung des Weges — nun ist er verschwunden!....

In Thränen ausbrechend, lehnt Frau von Theren den Kopf an die Schulter ihres Mannes.

„Nun sind sie alle fort! —“

„Kopf hoch, Berthachen — sie kommen ja wieder.“

Frau von Theren blickt in die Weite, über den See.

„So Gott will — ja! Eine aber kehrt nie mehr zurück. Einzig schön waren diese Sommerwochen, aber wie tief habe ich sie vermisst, unsere süße Elisabeth.“

„Sie ist uns vorausgegangen, Bertha,“ sagt Herr von Theren bewegt. „Dahin, wo wir alle gelangen werden, denn wir sind auch nur Gottes Sommergäste hier auf Erden, und „wohl dem, deß Saat hier keimt, zur Ernte für die Zeit, der Unvergänglichkeit.“ — Die Arbeit ruft, Frauchen! Nach des Sommers Genuß und Erholung heißt es wieder wirken und schaffen — unseres Lebens Wahlspruch erfüllen „Bete und arbeite.“ Und Gott gebe die Kraft und den Segen dazu!“



ESTICA

A-3426

36259



ESTICA - ESTADOS UNIDOS